UC-NRLF
$B 263 717

5983.

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

BJ
1573
S7
V.2

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Beyspiele des Guten.

by J. C. F. Heudel

Eine Sammlung
edler und schöner
Handlungen und Charakter-Züge
aus der
Welt- und Menschen-Geschichte
aller Zeiten und Völker.

Der Jugend und ihren Freunden gewidmet.

Mit einer Vorrede
von
Hrn. Joh. Ludwig Ewald,
der heil. Schrift Doktor und Großherzogl. Badischem
Ministerial- und Kirchenrath.

Erster Theil.
Mit einem Titelkupfer.

Fünfte, verbesserte und nochmals vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1821.

BJ1573
S7
1 v.1

Vorrede.

Du erhältst hier ein Büchlein, lieber Leser, das nicht Eigennutz und Ruhmsucht, sondern wirklich bloß Liebe, etwas Gutes zu thun, nicht ohne Fleiß und Bemühung gesammelt hat, wie der Augenschein zeigt, da sich der Verfasser nicht genannt hat, und weder genannt noch gekannt seyn will, und da er durchaus, wie ich sicher weiß, keinen Geld-Vortheil dabey sucht. Gewiß lebst Du gern unter guten Menschen. Ein edler Zug, den Du erzählen hörst, oder von dem Du liesest, erhebt Dein Wesen. In Dir regt sich ein edler Stolz, daß auch Du zu dem Geschlechte gehöreſt, das zu so et-

was Edlem fähig ist; und besinnst Du Dich ein wenig, so wird dieser Stolz durch das Gefühl geläutert: „Was hast Du, Mensch, das Du nicht empfangen hättest? Und wenn Du Alles empfangen hast; wie wolltest Du Dich dessen rühmen, als ob Du es nicht empfangen, sondern Dir selbst es erworben hättest?“ So löset sich denn diese Empfindung auf in demüthigem Dank gegen Den, der uns diese Anlagen gab, und uns zu seinem Bilde schuf. Aehnliche Gesinnungen können auch durch solche Sammlungen erhalten werden, deren wir mehrere haben, aber nie genug, so wie wir fader oder abentheuerlicher Romane nie wenig genug haben können. Man lebt in guter Gesellschaft, indem man eine solche Sammlung lieset.

Besonders empfehle ich sie Euch, Jugend-Lehrer! denen sittliche und religiöse Bildung eurer Schüler und Zöglinge das Wichtigste ist, die auch allein diesen Ehren-Titel verdienen. Sie wird Euch wohlfeil genug gegeben; Ihr könnet sie also leicht Euren Zöglingen in die Hände geben. Sie enthält wohlfeile, aber gesunde Nahrung für ihren sittlichen und religiösen Sinn. Sie werden auch Geschmack daran finden, wenn ihr Gaumen noch nicht durch gewürzte Romanen- und Schauspiel-Speise verwöhnt ist. Jede Freude über eine edle That, die sie hier lesen, ist Saamkorn zu einer ähnlichen, und Zeichen, daß es in ein gutes Land gefallen ist.

So gehe denn hin in alle Welt, du anmaßungsloses Büchlein; — wecke, leite, be-

lebe Gutes im Stillen, anmaßungslos, wie der, der dich sammelte! Reinige, stärke, veredle, im Namen dessen, der Urquell alles Guten ist, und dessen, der das meiste Gute in der Welt gewirkt hat, und mit dem guten heiligen Geiste, der von ihnen ausgeht, und zu ihnen hinführt. Amen!

Heidelberg den 10. Oktober 1807.

Johann Ludwig Ewald,
der heil. Schrift Doktor, und Großherzoglich Badischer wirklicher Kirchenrath.

Vorrede des Herausgebers zur ersten Auflage.

Unter den mächtigen Trieben, welche der weise und gütige Schöpfer in die Menschen-Natur gelegt hat, nimmt der Nachahmungstrieb, in Hinsicht seiner kraftvollen Aeusserungen und ausgebreiteten Wirksamkeit, die erste Stelle ein. Ist er es nicht, der die Fähigkeiten des Kindes (das nach dem Ausdrucke eines geistvollen Dichters: „auf Alles merkt, selbst auf das Schweigen") aus ihren ersten Keimen entwickelt; der des Jünglinges Kräfte zu Thaten weckt, und dadurch für sein ganzes Leben den ihm bestimmten Wirkungskreis vorzeichnet; der den Mann in diesem Wirkungskreise thätig erhält, und selbst noch dem Greise, der am Stabe gebückt dem nahen Grabe zuwankt, Führer ist? Ueber den wichtigen Einfluß, den Beyspiele, durch welche das Gemüth in gleichstimmige, sympathisirende Lagen und Regungen gebracht wird, auf Menschen-Bildung, so wie auf Menschen-Wohl und Menschen-Elend haben, und über die Noth-

wendigkeit der fleißigen Aufstellung guter, nachahmungswürdiger Beyspiele ist daher auch nur Eine Stimme, so sehr auch zu bedauern ist, daß jene Wahrheit nicht von Allen lebendig und immer gefühlt und geübt wird. Und doch ist es einleuchtend wahr, daß jeder von uns dem Andern unaussprechlich nützlich — unaussprechlich schädlich werden kann. Je mehr man mit der Vorwelt durch die Geschichte, und mit der jetzigen durch die Erfahrung bekannt wird, desto heller, fühlbarer, anschauender dringt sich uns diese Wahrheit auf. „Jeder" — so spricht ein ungenannter edler Weiser — „jeder ist des Andern Lehrer oder Verführer, und sein Wegweiser zum Himmel oder zur Hölle. Wir arbeiten, wir wirken — Alle auf Alle. Wir bauen auf, oder wir zerstören. Wir ermuntern Andere, oder wir ärgern sie. Ich gehe in eine Gesellschaft, ich thue den Mund auf, und Fluch oder Segen folget mir nach; nicht nur mir, auch Allen, die jetzt mit mir im Kreise standen. Wie manche meiner, mir selbst noch so unbedeutend scheinenden Reden und Handlungen hat nicht selten den größten Einfluß auf das Wohl oder Wehe meines Nächsten!" Ja, wie oft hängt nicht von dem Entschlusse, der das Werk eines Augenblickes war, von der rechten Anwendung oder von dem Mißbrauche auch nur einer Stunde, von der treuen Erfüllung oder Versäumniß einer Pflicht, von einem Fehltritte

oder von einem Siege über sich selbst und die Welt — die Ruhe, die Zufriedenheit, der gute Ruf, die Ehre, der Wohlstand nicht nur einzelner Personen, sondern sogar ganzer Familien ab! Vielleicht weiß ich's nicht, vielleicht will ich's nicht; aber eine Veränderung, ein neuer Auftritt ist doch jetzt in der Welt vorgegangen; er hat seine Folgen, und diese bin ich so wenig im Stande zu hemmen, als ich der Luft gebieten kann, sich nicht zu vertheilen, wenn ich spreche, oder der Kugel, stille zu halten, wenn sie wirklich aus einem Feuerrohre fortgetrieben wird. Ich handle also, und bin wirksam durch Mienen, durch Geberden, durch Stellung, durch Kleidung, durch Reden, durch Schweigen, durch Schreiben, durch Besuche, dnrch eigentliche Thaten, kurz durch Alles, was an mir und durch mich sichtbar wird. So helfe ich die Andern erziehen, und so werde auch ich wieder erzogen von ihnen. Und welche Folgen kann nicht dieß Alles für mich und für Andere in dieser und in der zukünftigen Welt nach sich ziehen!

Wie viel liegt also nicht daran, daß wir uns, und vorzüglich unsere zarte, noch biegsame Jugend, deren Kopf und Herz, gleich einer glatten — von dem Grabstichel des Künstlers noch unberührten Tafel, jeden Eindruck leicht und schnell annimmt, mit reitzenden und lehrreichen Beyspielen zu umgeben suchen! Wir können ihr Gedächtniß, ihre Einbildungskraft, ihr

Herz frühzeitig an das Gute gewöhnen, und sie durch die so nöthige Kunst, sich selbst kennen zu lernen und sich gut zu betragen, auf den noch so wenig gekannten und noch seltener wirklich betretenen Pfad des wahren Glückes leiten. Wir wandeln so gleichsam in Gesellschaft von guten und würdigen Menschen, sehen, wie dieser oder jener unserer Mit-Menschen und Mit-Christen sich durch keine Schwierigkeit abschrecken ließ, Versuchungen zu überwinden, und ungerechte Vortheile zu verläugnen, den Spott und den Undank der Welt zu verachten, sich in seinen Grundsätzen zu befestigen, und, durch Gott gestärkt, im Guten immer weiter zu kommen; mit welcher Mäßigung jener Glückliche die Güter der Erde genoß, und aus dieser Quelle Segen für Andere ausfließen ließ; wie jener Geehrte sein Herz bey seiner Würde doch in wahrer Demuth zu erhalten suchte; mit welch' einer ausgezeichneten Treue jener Edle Menschenliebe erwies; mit welcher Geduld jener Leidende die Last seines Erdenlebens trug, u. s. w.; — und werden wir dann dadurch innigst gerührt, durchdringt uns hier eine zärtliche Wehmuth, dort eine reine, heilige Mitfreude, und sehen wir so hinauf an ihnen mit thränendem Auge und klopfendem Herzen, o wie laut ertönt es dann in uns: „ja, so will, so muß auch ich handeln! dieß ist wahrhaft schön, dieß ist Gott und Menschen gefällig!" Und da dieser Ruf an uns durch wirklich geschehene Dinge erzeugt wird,

so fällt denn auch der Einwurf weg, den man heimlich oft den bloßen Lehren entgegensetzt: „dieß alles ist schön, aber unmöglich;“ denn Menschen wie du haben es wirklich vollbracht und geleistet. Und wie erfreulich ist es nicht für unser Herz, so viel Schönes, so viel Gutes zu erfahren, das von Mit-Menschen ausgeführt, und zu der Summe des wahren Menschen-Adels hinzugethan worden ist, eines Adels, bey dem es nicht auf die Stufe, auf der wir stehen, sondern auf die Art und Treue ankommt, mit der wir darauf stehen. Denn, Großmuth in Hütten, ist ja eben so sehr Großmuth, als sie es in Palästen und auf Thronen ist; und wir Alle, so viel unserer sind, die wir zur allgemeinen Menschen-Familie gehören, wir Alle haben einen Weg, eine Ehre und ein Glück vor uns, und der findet's, welcher sich redlich bestrebt, etwas zu seyn zum Lobe der Barmherzigkeit Gottes. Jeder von uns ist auch verbunden, den Strahl seiner Tugend besonders in dem Zirkel leuchten zu lassen, in welchem ihn die Vorsehung gestellt hat. Kein Mensch, auch im niedrigsten Stande, ist so weit von Menschen entfernt, daß nicht Andere auf diese oder jene Art sich nach seinem Verhalten bilden sollten; und die weise Vorsehung weiß immer Mittel und Wege, um früher oder später die Redlichkeit, das häusliche Wohlverhalten, die geheime Selbst-Verläugnung ihrer stillen Verehrer aus der Verborgenheit hervorzu-

ziehen, und als eine Leuchte aufzustellen unter die große Menge, um einem oder dem andern ihrer Mit-Menschen dadurch seinen Pfad zum Himmel heller zu machen.

Diese Wahrheiten, mit Wärme gedacht, auf uns selbst unmittelbar angewandt, zum unwandelbaren Grundsatze, zur herrschenden Neigung erhoben, müssen uns ja nothwendig mit Ehrfurcht für uns und für Andere, und mit Muth und Freudigkeit erfüllen, uns mit Gott und Menschen durch Christum, den Mittler, innigst zu verbinden. Wie süß und herzerhebend ist endlich noch der Gedanke: welche Seligkeit es einst seyn wird, wenn wir in einer besseren Welt in den Kreis so mancher edeln Menschen eingeführt, ihres Umganges gewürdigt, und mit so Vielen bekannt werden, die hier unbekannt geblieben sind, und im Stillen mit Gott gelebt haben; wenn wir erfahren: auch dieser, auch jener hat an Gott geglaubt, ist Wohlthäter und Zierde der Menschheit geworden. Und wie wohlthuend ist es schon hienieden für unser Herz, wenn wir bey'm Anblicke eigener und fremder Unvollkommenheiten in Gedanken zu dieser schönen, ehrwürdigen Versammlung uns hinflüchten, und dann, mit neuem Eifer und besseren Vorsätzen gestärkt, in unsere Welt zurückkehren!

In der angenehmen Hoffnung, daß ein Versuch, zur Erreichung des obgedachten gemeinnützigen Zweckes einen kleinen Beytrag zu lie-

fern, mit Güte und Nachsicht aufgenommen werden möchte, widmete der Herausgeber seit ein paar Jahren einen Theil seiner Erholungs-Stunden dazu, daß er aus größeren und kleineren historischen Werken, Lebensbeschreibungen und einigen bereits vorhandenen moralischen Beyspiel-Sammlungen, so wie aus verschiedenen guten Zeitschriften, und einigen, ihm sehr schätzbaren, handschriftlichen Beyträgen, — wofür er seinen Freunden hiemit öffentlich den herzlichsten Dank bezeugt — die gegenwärtige Auswahl veranstaltete.

Es erscheinen hier in bunten Reihen Könige und Bettler, Krieger und friedliche Bürger, Städter und Land-Volk; kurz, Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen, so wie man den kultivirtesten Europäer dem, auf der untersten Stufe der Bildung stehenden Neger-Sklaven, den hochbejahrten, würdigen Greisen dem kleinen, munteren Knaben die Hand wird reichen sehen. — Sie alle beweisen ihr Recht, in diesem schönen Vereine aufzutreten, durch ihre Thaten und ihre Dienste, mit welchen sie, so wie durch ihr Beyspiel, ein schönes Vermächtniß für die Nachwelt stifteten. Diese Sammlung jedoch ist zunächst Deutschen Söhnen und Töchtern gewidmet, und der Herausgeber hat daher auf Beyspiele aus der Jugend-Welt und aus unserm Deutschen Vaterlande vorzüglich Rücksicht genommen. Sehr gerne würde er auch Beyspiele aus der heiligen Ge-

schichte gewählt haben, indem die Bibel für diesen Zweck einen ausgezeichnet-reichen und trefflichen Stoff darbietet; da indessen durch die verdienstvollen Bemühungen der Herren Schmid *), Geßner, Feddersen, Förster, Lossius, Lange, Kohlrausch, Morgenbesser, und anderer würdigen Männer, bereits sehr schöne, lehrreiche biblische Erzählungen vorhanden, und diese in vieler jungen Leute Händen sind: so durfte wohl vorausgesetzt werden, daß solche schon bey'm Religions-Unterrichte für Geist und Herz benützt worden sind. Billig richtete der Sammler auch sein Haupt-Augenmerk auf die besonderen Bedürfnisse unseres Zeitalters. So hofft er, daß die Beyspiele von Vertrauen auf Gott und Ergebung in seinen Willen zur Aufheiterung in Stunden trüber Besorgnisse wegen der Zukunft, und zu ruhiger Ertragung der unvermeidlichen Beschwerden des Lebens gereichen, die That-Beweise von ächter Vaterlandsliebe und Sorgfalt für das Gemein-Wohl, von Seelen-Stärke in Gefahren, von Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, von Berufs-Treue, weiser Sparsamkeit und Wohlthätigkeit, zur

*) Der Titel der Schrift, womit Hr. Christoph Schmid, nach Kenner-Urtheil, der Jugend ein höchst schätzbares Geschenk gemacht hat, ist: „Biblische Geschichte für Kinder, zum planmäßigen Unterricht für sämmtliche deutsche Schulen Baierns. Vierte Ausgabe. 8. München 1808."

Nachahmung dieser Tugenden dienen werden. Endlich wollte der Herausgeber diese Gelegenheit benützen, um einigen edeln Männern, die sich durch ihren frommen Christen-Wandel und durch ihre Verdienste um die Menschheit überhaupt und das Vaterland insbesondere ausgezeichnet haben, und die Wahrheit der Behauptung: „das Andenken des Gerechten bleibet im Segen" bestätigen, ein kleines Denkmal zu stiften.

Noch eine Bemerkung darf jedoch hier, besonders um der jüngeren Leser willen, nicht fehlen. Bey den, unter den Nummern 1. 17. 161. und 275. (dieser neuen Auflage) aufgeführten Beyspielen, wollte der Herausgeber nicht sowohl die Nachahmung, als vielmehr das bezwecken, dem Leser die Würde der menschlichen Natur, die Höhe, zu welcher sie in gewissen ausserordentlichen Lagen sich zu erheben vermag, lebendig vor das Auge zu stellen, und so das zu bewirken, was in unsern Zeiten so nöthig scheint: Achtung für den Menschen!

Die Beyspiele sind nach den Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Nebenmenschen, ohne gerade an eine systematische Ordnung sich zu binden, aufgestellt; doch wollte der Herausgeber mit seinen jungen Freunden zuvor in den schönen häuslichen Kreis treten, da auf der Gründung pflichtmäßiger Gesinnungen gegen Aeltern, Lehrer und Geschwister so viel be-

ruht, ja der Grund aller Tugenden in denselben zu suchen ist. Am Schlusse folgen sodann noch einige Beyspiele, die sich nicht wohl unter eine der obgedachten drey Gattungen von Pflichten bringen ließen, und mehr aus der allgemeinen Moral hergenommen sind. Eine solche Eintheilung in Klassen hatte freylich ihre Schwierigkeiten. Manche Handlungen können von verschiedenen Seiten betrachtet werden, und manche Tugenden gränzen so nahe an einander, daß es oft zweifelhaft wird, wo man einer tugendhaften Handlung ihren gehörigen Platz anweisen solle, — wie denn der Herausgeber dieser Sammlung recht willig einräumt, daß auch hier mehrere eben so schicklich an einen andern Ort hätten gestellt werden können. — Insofern aber gewisse menschliche und bürgerliche Tugenden, durch mehrere an einem Orte vereinigte Beyspiele, in ein helleres Licht gesetzt werden, als durch eine bloße philosophische Beschreibung, so dürfte wohl auch dieß seinen moralischen Nutzen haben. Bey einigen Beyspielen sind da, wo es gelegentlich geschehen konnte, kurze moralische Erinnerungen beygefügt worden. Um das Langweilige zu verhüten, das eine Reihe von Erzählungen in einem Tone mit sich führt, und um den jungen Leser mit den verschiedenen Arten zu erzählen, bekannt zu machen, damit er sich selbst eine wählen kann, die seinem Genie und seiner Art zu empfinden

im angemessensten ist, — hat der Herausgeber für zweckdienlich gehalten, den Verfassern, deren der eine wärmer, der andere kälter, der eine einfacher, der andere mit mehr Kunst erzählt, bis auf einige Veränderungen, ihren Erzählungs-Ton zu lassen. Wenn hier eine heroisch-schöne That das Herz erwärmt, und unsere Bewunderung erregt, so werden auf der andern Seite solche Beyspiele, die zwar minder glänzen und mehr aus dem alltäglichen Leben gewählt sind, zu deren Nachahmung man aber öfteren, ganz nahe liegenden Anlaß findet, oder auch einzelne Charakter-Züge, ein großes Interesse gewähren. Durch diese Abwechslung, bey welcher, wie in einem Landschafts-Gemälde, hier die Höhe, dort das Thal erscheint, dürfte auch die Unterhaltung für den Leser gewinnen.

Möchte auch dieser schwache Versuch, unter Gottes weiser und segnender Vorsicht, ein fruchtbarer Samen werden, aus dem viel Gutes emporkeime, und zwar Gutes ohne Geräusche, ohne Gepränge, ohne Ruhmsucht, Gutes in und durch Gott gethan, Gutes in Kraft und in Liebe!

Glücklich sind diejenigen, deren Einbildungskraft nicht bloß durch aufgeführte Beyspiele geführt und bewegt wird, sondern die selbst dadurch in eine Thätigkeit versetzt werden, welche sie zu Mustern für Andere, für ihre Zeitgenossen und für die Menschen künftiger Tage er-

hebt! glücklich diejenigen, welche, — obgleich in bescheidenem Sinne einhergehend, doch voraussehen können, daß sie als Muster noch lange leben und Gutes auf der Erde wirken werden, auch wenn sie nicht mehr auf derselben sichtbar gegenwärtig sich darstellen!

Vorrede des Herausgebers
zur zweyten Ausgabe.

Früher, als der Herausgeber dieser Sammlung es je zu hoffen gewagt hätte, ward ihm von seinem Freunde und Verleger der Auftrag gemacht, daß, da die erste Auflage sich gänzlich vergriffen habe, nunmehr in Bälde eine zweyte besorgt werden möchte. So erfreulich und aufmunternd für den Herausgeber diese, so unverhofft gefundene, gütige Aufnahme seines Versuches war: so sah er sich doch durch obige Nachricht in keiner kleinen Verlegenheit, je mehr er einerseits die Verpflichtung in sich fühlte, durch Verbesserung der mannigfaltigen, in der ersten Auflage stehen gebliebenen Fehler zu zeigen, wie sehr er das ihm geschenkte gütige Zutrauen zu schätzen wisse — und doch andererseits, bey seinen ordentlichen Berufs-Geschäften, nur wenige Morgen- und Abend-Stunden zur Benützung für diese seinem Herzen so willkommene Arbeit gewinnen konnte. Indeß hat der Herausgeber, soviel in der Kürze der Zeit geschehen konnte, zu leisten versucht, und er bezeugt nun auch öffentlich den würdigen Freunden, welche ihn bey dieser Arbeit mit ihrem Rathe und durch Mittheilung einiger schätzbaren Beyträge zu unterstützen die Güte hatten, seinen lebhaft gefühltesten Dank.

Recht sehr bedauerte der Herausgeber, daß die Rezension in Hrn. Gutsmuth's Neuer Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen ꝛc. ihm so spät zu Gesicht gekommen ist, nachdem das Werkchen bis auf wenige Bogen bereits gedruckt war; indem er sonst die darin enthaltenen belehrenden Winke zu benützen nicht versäumt haben würde.

Noch eine Bitte möchte derselbe hier beybringen. Unfehlbar geschieht noch täglich — Preis sey dafür der Vorsicht, die über dem moralischen Gange der Menschheit wacht! — so manche schöne und edle That im Stillen, und so, daß nur die Personen selbst, welche der Gegenstand derselben gewesen, und etwa noch der trauliche Familien- und Freundes-Kreis, worin der Edle lebte, etwas davon erfährt. Und doch würde es zur Aufmunterung im Guten sehr viel beytragen, wenn diese oder jene edle Handlung als Beyspiel zur Nachahmung öffentlich bekannt gemacht würde. Ungemein erwünscht wäre es in dieser Hinsicht für den Herausgeber, wenn ihm zuverläßige Nachrichten aus dem Leben solcher Edeln, unter Adresse der Verlags-Handlung, mitgetheilt, und dabey gefälligst bemerkt werden möchte, ob die Namen öffentlich genannt werden dürfen oder nicht. Diese Mittheilungen könnten sodann einen sehr schätzbaren Stoff für den Nachtrag abgeben, der, so Gott will, in der Folge erscheinen dürfte.

Stuttgart im März 1809.

Vorrede des Herausgebers zur dritten Auflage.

So sehr der Herausgeber dieser Sammlung gewünscht hatte, in kritischen Blättern eine Beurtheilung derselben nach der zweyten Auflage zu finden, um bey einer etwa vorkommenden neuen Auflage die zweckmäßigen Verbesserungen vornehmen zu können, so ist ihm doch nur Eine, ganz kurze, Anzeige in Hrn. Gutsmuth's Neuer Bibliothek für Pädagogik ꝛc. zu Gesicht gekommen. Dankbar erfreut über die bisher gütig geschenkte Aufnahme, aber auch sich wohl bewußt, daß noch manches besser ausgefallen seyn würde, wenn er die in der Vorrede zur zweyten Auflage ausgebetenen Vorschläge zu Verbesserungen und neue Beyträge erhalten hätte, übergibt derselbe hiemit die dritte Auflage. Die vorgenommenen Veränderungen überhaupt bestehen theils in Abkürzung der Perioden, theils in Beysetzung der Aussprache der französischen und andern ausländischen Namen und Ausdrücke, letzteres vorzüglich aus dem Grunde, weil diese Sammlung das Glück hatte, nach einem von Königlichem hochpreißlichen Synodus, unter dem 14. May 1812. ergangenen allergnädigsten Rescript, in den Schulen des König-

reichs Würtemberg eingeführt zu werden, und daher auch häufig solchen Leuten, die bloß ihre Mutter-Sprache kennen, unter die Hand kommt. Die Anordnung des Ganzen wurde beybehalten, um nicht durch allzuhäufige Abweichungen in den verschiedenen Ausgaben den Gebrauch dieses Buches in öffentlichen Anstalten zu erschweren. Inzwischen ist die Zahl der Stücke um etwa 70 Nummern vermehrt worden, ohne daß jedoch der Hr. Verleger den Preis des Buches erhöhet hätte.

Möchte die gütige Vorsehung noch ferner den Gebrauch dieser Schrift an den Herzen der Jugend gesegnet seyn lassen!

Stuttgart
im November
1821. Der Herausgeber.

Vorrede des Herausgebers
zur vierten Auflage.

Mit freudigem Dank-Gefühle über die fortwährende gute Aufnahme seiner Beyspiel-Sammlung hat der Herausgeber diese vierte Auflage derselben besorgt, und dabey die in den früheren Ausgaben zurückgebliebenen Druckfehler und einzelnen Sprach-Unrichtigkeiten zu verbessern gesucht. Die 40 neuen, meist aus der neuesten Zeit-Geschichte aufgenommenen Stücke sind, um keine Störung in der Nummer-Reihe des Ganzen zu veranlassen, gehörigen Ortes, mit den Buchstaben b, c, d. u. s. f. bezeichnet, eingeschaltet worden. — Für das vorzüglich schön ausgefallene Titelkupfer wird man sowohl dem Zeichner als Kupferstecher Dank wissen.

Im künftigen Jahre dürfte, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, ein Bändchen poetisch-schön erzählter wahrer Geschichten, als ein vierter Theil dieser Beyspiel-Sammlung, erscheinen, das aber auch, als von derselben ganz unabhängig, einzeln zu haben seyn wird.

Stuttgart im November 1816.

Vorrede des Herausgebers
zur fünften Auflage.

Auch diese fünfte Auflage ist wieder mit einigen neuen Stücken vermehrt worden, welche in einem besondern Anhange des dritten Theils unter Nro. 541 — 560. enthalten sind. Daß der allgütige Gott die in diesem Buche, gleich Samen-Körnern, ausgestreuten Grundsätze der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, ein gutes Land finden lassen wolle, wo sie sich entwickeln, und reiche Früchte tragen, — ist der herzlichste Wunsch

Stuttgart
im August 1821.

des Herausgebers.

Uebersicht des Inhaltes.

Seite

Erster Theil.

1. Aelterliche Liebe und Sorgfalt. Nro. 1 — 10. (vergleiche Nro. 11. 23. 30. 457. 521.)
15. Kindliche Liebe und Treue. 11 — 22. (235. 385. 527. 541. 542. 543.)
31. Kindliche Ehrerbietung und Folgsamkeit. 23 — 26.
35. Geschwisterliebe. Nro. 27 — 37. (253. 385.)
51. Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher. Nro. 38 — 47.
62. Gute Mit-Schüler. Nro. 48 — 50.
65. Wahre Gottesfurcht. Thätiges Christenthum. Nro. 51 — 60. (526. 544.)
95. Frühe Gottseeligkeit. Nro 61 — 66. (55. 114. 170. 527. 545.
102. Anbetung Gottes. Nro. 67 — 72. (54. 164. 437.)
109. Vertrauen auf Gott. Nro. 73 — 79. (53. 54. 57. 314. 438. 498.)
118. Stille Ergebung in den Willen der Vorsehung. Nro. 80 — 87 d. (59. 137. 144. 145. 146 — 150.)
136. Ehrfurcht und Demuth vor Gott. Nro. 88 — 93. (67. 443.)
142. Dankbarkeit gegen Gott. Nro. 94 — 98. (54. 87. 209. 314. 546.)
148. Hochschätzung des Wortes Gottes. Nro. 99 — 101 b. (108.)
154. Treue Anwendung erlangter Religions-Erkenntnisse. Nro. 102 — 106. (486.)
161. Standhafte Treue und Offenheit im Bekenntnisse der christlichen Religion. Nro. 107 — 113. (51. 58 60. 91. 533.)
171. Achtung für äußere Religions-Gebräuche. Nro. 114 — 117. (58. 82.)
174. Heilighaltung des Eides. Nro. 118 — 120. (413. 417.)
178. Selbsterkenntniß und richtige Selbstschätzung. Nro. 121 — 127. (54. 98. 158. 237. 404. 454.)
184. Wahre Ehrliebe. Nro. 128 — 132.

Seite
191. Charakterfestigkeit und edle Beharrlichkeit. 133 — 136. (54. 92. 107 — 113. 118. 129. 184. 188. 189. 193. 229. 230. 320. 363. 397. 398. 428. 439.)
197. Seelenstärke in Gefahren und im Unglücke. Nro. 137 — 145.
217. Geduld und Gelassenheit im Schmerze. 146—150. (15. 111.)
221. Geistesgegenwart. Heldenmüthige Entschlossenheit. Unerschrockenheit. 151 — 161 b. (252. 270. 417. 428. 441. 495. 499. 500. 502. 517. 533.)
234. Beherrschung des Zornes und der sinnlichen Lüste. Nro. 162 — 266.
239. Mäßigung im Glücke und großmüthige Beherrschung des Ehrgeitzes. 167 — 169. (34. 230.)
245. Keuschheit. 170 — 171. (63. 65. 206.)
248. Bedachtsamkeit; Vorsichtigkeit; Klugheit. 172 — 180. (211.)
256. Fleiß in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten. 181 — 196. (135. 229. 547.)
275. Arbeitsamkeit und Berufstreue. Nro. 197 — 201. (20. 57. 229. 285.)
286 Weise Sparsamkeit. Nro. 202 — 204. (259.)
289. Genügsamkeit; Zufriedenheit. Nro. 205 — 209. (235. 305. 306.)
297. Ordnungsliebe. Nro. 210 — 212.
300. Edle Einfachheit. Simplicität. Nro. 213 — 215 b. (200. 207. 212. 472.)
305. Mäßigkeit. Nro. 216 — 218.

Zweyter Theil.

3. Menschenliebe. Nro. 219 — 227 d. (52. 55. 56. 97. 106. 134. 258. 326. 378. 451. 470 — 472. 477. 485. 548.)
25. Edelsinn und Großmuth. Nro. 229 — 257 c. (21. 324. 327. 345. 408. 414. 422. 463 — 466. 494. 516. 549. 550. 551.)
90. Zartgefühl. Nro. 258 — 269 c. (229. 236. 248. 277. 305. 330. 336 — 351. 408. 419. 456.)
106. Freundschaft. Nro. 270 — 277 b. (242. 246. 397. 477.)
121. Gutherzigkeit; Mitleiden. Nro. 278 — 284 b. (9. 40. 141. 226. 247. 298. 385. 386. 448. 451. 467. 469. 478. 495. 510.)
134. Sorge für das geistliche Wohl des Nebenmenschen. Nro. 285 — 291. (9. 54. 66. 88. 109. 133. 181. 184. 309. 362. 406. 457 — 462. 486. 519. 523. 525. 554.)
143. Christliche Feindesliebe. Nro. 292 — 300. (229. 246. 252.)

Seite
158. Barmherzigkeit. Mildthätigkeit. Nro. 301 — 307. (234. 235. 470 — 472. 490 — 493. 534. 553.)
168. Weise Wohlthätigkeit. Nro. 308 — 313. (393. 552.)
176. Freude im Wohlthun. Nro. 314 — 388. (298. 305.)
187. Thätige Mitwirkung zum gesellschaftlichen Wohl. Nro. 319 — 323. (98. 202. 247. 308 — 313.)
195. Dienstfertigkeit. Nro. 324 — 325 b. (378. 482.)
199. Uneigennützigkeit. Nro. 326—328. (50. 206. 233. 236. 318.)
202. Gerechtigkeitsliebe. Billigkeit. Nro. 330 — 335. (244.)
207. Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit. Nro. 336 — 351. (66. 118 — 120. 131. 136. 229. 258. 317. 338. 406. 455. 484. 512. 522.)
227. Treue und Glauben. Nro. 352 — 357. (242.)
234. Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit. Nro. 358 — 361. (89. 100. 157. 206. 220. 366. 377. 413.)
237. Freymüthigkeit. Nro. 362 — 364. (516.)
240. Edles Vertrauen. Nro. 365 — 370.
247. Anerkennung fremder Verdienste. Nro. 371 — 373. (233. 411.)
250. Bescheidenheit, Demuth, Anspruchlosigkeit. Nro. 374 — 379. (122. 231. 236. 259. 317. 406.)
255. Leutseligkeit, Höflichkeit. Nro. 380 — 384. (231. 376.)
261. Eintracht, Friedfertigkeit. Nro. 385 — 386.
263. Sanftmuth und Versöhnlichkeit. Nro. 387 — 390.
268. Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Erkenntlichkeit. Nro. 391 — 395 c. (38 — 47. 94. 171. 229. 231. 232. 241. 252. 281. 418. 501. 520. 556.)
284. Verschwiegenheit. Nro. 396 — 398.

Dritter Theil.

3. Vaterlandsliebe. 399 — 402 e. (127. 138. 167. 220.)
11. Hohes Gefühl von National-Werth. Nro. 403 — 405. (439. 479.)
15. Edle und gute Regenten. Nro. 406 — 412 b. (93. 310. 394. 421. 494.)
24. Unterthanen-Treue und Liebe. Nro. 413 — 419 b. (127. 249.)
31. Achtung gegen die Obrigkeit und Landes-Gesetze. Nro. 420 — 422. (230. 333.)
35. Gemeingeist. Nro. 423. 423.
37. Selbstaufopferung für das Vaterland. Nro. 425 — 431 d.

Dritter Theil.

Seite
50. Vaterlands-Vertheidiger. Nro. 432—435 b. (425. 431.)
60. Christliche Kriegs-Helden. Nro. 436—438 b. (69. 251.)
63. Brave Soldaten. Nro. 439—445. (159. 425.)
73. Gutmüthige Krieger. Nro. 446—450 d. (223. 326. 336. 391. 454. 496.)
86. Treue Erfüllung der Amtspflichten. Nro. 451—454. (75. 503. 538.)
91. Eheliche Treue und Liebe. Nro. 455—458. (161. 344.)
98. Gute Dienstherrschaften. Nro. 459—462. (241.)
102. Gute Dienstboten. Nro. 463—466. (241.)
108. Pflichten gegen das Alter. Nro. 467—469. (456. 501.)
112. Sorgfalt für Kranke. Nro. 470—472. (32. 191. 456. 506.)
117. Sorgfalt für die Thiere. Nro. 473—476.
120. Edle Selbstverläugnung. Nro. 477—485. (204. 259.)
128. Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit. Nro. 486—489.
131. Gute Anwendung des Reichthums. Nro. 490—494. (236. 245. 259. 314. 317. 345.)
138. Menschenretter. Nro. 495.—510. (22. 30. 139. 151. 160. 231. 233. 236. 465. 557.
166. Christliche Duldung. Nro. 511—515. (55. 312. 550.)
172. Heilighaltung des Gastrechtes. Nro. 516—518. (176. 228. 560.)
176. Wahre Reue und Besserung. Nro. 519—525. (35. 108. 249. 286. 559.)
191. Der Christ im Tode. Nro. 526—533. (51. 52. 53. 54. 59. 80. 81. 91. 100. 150. 498.)
204. Wirkungen guter Beyspiele. Nro. 534—538. (12. 79. 80. 142. 209. 242. 288. 317. 401. 430. 441. 443. 492. 519.)
213. Wirkungen mit Sanftmuth zuvorkommender Liebe. Nro. 539. (239. 298.)
127. Dein Leben sey ein schönes übereinstimmendes Ganzes! Nro. 540.
219. Ueber die Klage, daß man in seinem Wirkungskreise zu wenig Gutes stiften könne.
222. Patriotisches Schul-Fest.
231. Neueste Nachricht von der Brittisch- und ausländischen Bibel-Gesellschaft in London.

235. Alphabetisches Verzeichniß der vorkommenden Personen, nebst historisch-geographischen Erläuterungen.

Litteratur.

Allgemeine Weltgeschichte für Kinder von J. M. Schröckh, 4 Bde. Leipz. 1786. — Hardions allgem. heilige u. weltliche Geschichte, 18 Thle, Altenburg 1760–74. — Die Weltgeschichte für Kinder u. Kinderlehrer von C. F. Becker, fortgesetzt von Pölitz, 12 Bde. Lpz. 1801–14. — Abriß der Geschichte der christl. Religion und Kirche von J. M. F. Schmid. Nürnb. 1795 — Ladvokat histor. Handwörterbuch, 9 Thle. Ulm 1760–1803. — Bauers histor. Handwörterbuch aller merkwürd. Personen, die in dem letzten Jahrzehend des 18ten Jahrh. gestorben sind, Ulm 1803. — C. B. Bouginés Handbuch der allgem. Litteratur-Geschichte, 6 Bde. Zürich 1784–1802. Le grand Dictionnaire histor. par Louis Moréri etc. 9 Tomes. à Basle 1740–1745. — Nouveau Dictionaire historique, par L. M. Chandon et F. A. Délandine, 8. à Paris 1804. 12 Tomes. — Martin Crusii Schwäbische Chonik, herausgeg. von J. J. Moser, 2 Bde. Frankf. u. Leipz. 1733. — Des Plutarchs von Chäronäa vergleichende Lebensbeschreibungen, aus dem Griech. von Kaltwasser, 10 Bde. Magdeburg 1799–1806. — Denkwürdige Reden und Thaten des Valerius Maximus in 9 Büchern, 2 Bde. Frankf. 1805–1807. — Pantheon der Deutschen, 3 Thle. Chemnitz 1794–1800. — Historisches Magazin für den Verstand und das Herz, 2 Thle. Strasb. 1807. — Sammlung histor. Schilderungen u. Anekdoten berühmter Männer; aus dem Franz. 3 Thle. Leipz. 1766–70. Allgem. Biographie von J. M. Schröckh, 8 Thle. Berlin 1767–91. Beyspiele bewundernswürdiger Handlungen aus der röm. Geschichte, von Scherwinzky, Züllichau 1806. — Anekdoten und Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus verschiedenen Zeitaltern, Hannover 1798. — Menschenspiegel, oder denkwürdige Scenen ꝛc. Berlin 1795. — Vermischte Sammlungen merkwürd. Begebenheiten und Beyspiele aus der Geschichte, zur Verherrlichung Gottes und Beförderung der Tugend, Halle 1777. — Nekrolog von Friedr. Schlichtegroll vom J. 1790 — 1800. — Nekrolog der Deutschen für das 19te Jahrhundert von Fried. Schlichtegroll, Gotha 1802. 1808. — Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen von Ober-Consistor. Rath Büsching, 6 Bde. Halle 1783–1789. — Jugendgeschichte berühmter Männer, von Sturm. Halle 1777. —

Nachricht von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen, von J. F. Feddersen, 6 Samml. Halle 1781 1790. — Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen von F. W. Wolfrath, 2 Thle. Halle 1791-92. — Kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer, wenig bekannter Männer, von L. v. Baczko, Berlin 1787. Erzählungen aus der Geschichte der Römer unter den Kaisern, von C. F. Heusinger. Coburg 1806. — Anekdoten und Geisteszüge von edeln Menschen. Altona 1790. — Adel der Menschheit, in biograph. Schilderungen edler Menschen, von G. F. Palm. Leipz. 1798. — Annalen der bürgerlichen Tugend, 2 Bde. Flensburg 1792. — Leben und Bildnisse großer Deutschen, von Anton Klein. Mannheim 1785. — Hörstel Leben, Thaten und Meynungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume, 3 Bde. Leipz. 1804-6. — C. H. Stöver, Unser Jahrhundert ꝛc. 5 Thle. Altona 1795-98. — Große und gute Handlungen einiger Dänen ꝛc. aus dem Dänischen des Ove Malling, 2 Bde. Kopenhagen 1779. — Biograph. Skizzen aus dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts, 2 Bdchen. Leipz. 1793. — Lobreden in den öffentl. Sitzungen der französ. Akademie, von Hrn. d'Alembert, Tüb. 1783. — Ueber die Tugenden und Laster ꝛc. von H. W. Lawätz, 3 Thle. Flensburg 1789-92. — La Morale en action ou élite de faits mémorables et d'anecdotes instructives, à Orléans 1791. — Sittenlehre durch Beyspiele aus der Weltgeschichte, von J. C. Weland, 4 Bdchen. Braunschw. 1795-99. Moralische Anekdoten von S. C. Wagener, 3 Thle. Lpz. 1793. — Lebensbeschreibungen merkwürdiger Kinder aus dem Franz. des Freville, 5 Bdchen. Lpz. 1799. — Anekdoten und Geschichten zur Ehre und Schande der Menschheit, Celle 1796. — Historisches Bilderbuch des Edlen und Schönen aus dem Leben würdiger Frauenzimmer, Bern 1790. — Für edle Seelen, 2 Thle. Danzig 1786. — Beytrag zu einem Exempelbuch, Strasb. 1781. — Archiv denkwürdiger Begebenheiten, 2 Thle. Gotha 1805-6. — Ein Unterhaltungsbuch zur Beförderung der Menschenkenntniß von A. F. Jakobi, 2 Thle. Eisenach 1793. — Unterhaltungen für Christen aus allen Ständen von G. F. Kirsch, Lpz. 1787. — Lehrreiche Beyspiele für junge Christen von G. F. Kirsch, Lpz. 1789. — Anekdoten für Christen, und auch für solche, die es nicht sind, 5 Thle. Lpz. 1783 — Christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke von S. Geßner, Winterthur 1815. — Thanatologie ꝛc. von J. L. N. Hacker, 3 Thle. 1795-98. Röhling's Lektüre für die kleinere und für die erwachsenere Jugend, 6 Thle, Giessen 1779. — A. B. Engelmanns neuer Kinderfreund, 6 Thle. Frankf. — Erzählungen von Simon. — Natur, Menschenleben und Vorsehung von Götze, 6 Bdchen. — Bey-

träge und Ephemeriden zu Ehre der Menschheit, Carlsruhe 1776. — Moralische Bibliothek für den jungen deutschen Adel (von Schummel), 3 Thle. Liegnitz 1785. — Vermischte Erzählungen guter und schlechter Kriegsthaten von J. C. Fröbing, Hannover 1794. — Religionslehre in Beyspielen von H. B. Wagnitz, 2 Thle. Halle 1799. — Historische Gemälde und Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, 15 Bde. Riga 1797–1807. — Histor. Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken (von Bodmer), Zürich 1769. — Lesebuch für alle Stände von J. F. Zöllner, Berlin 1782–90. 9 Thle. — Denkmäler der Gottseligkeit, aus dem Engl. 2 Theile. Züllichau 1765. — Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner von Meirotto, Berlin 1790. — Hausen, von dem Einflusse der Geschichte auf das menschliche Herz, Halle 1770. — Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden, 2 Bde. Breslau 1775–76. — Interessante Scenen aus der Geschichte der Menschheit, 2 Bdchen. Hannov. 1799. — Les annales de la vertu, ou cours d'histoire à l'usage des jeunes personnes par Mad. Genlis, 3 Tomes. Paris 1790. Polit. und gelehrte Anekdoten unserer Zeiten, von Paalzow, 3 Bde. Potsd. 1780. — Gedike's Engl. Lesebuch, Hildesh. 1798. — Beyträge zur Geschichte der Deutschen im Mittelalter, Leipz. 1798. — Anekdoten, Charakterzüge und Sittengemälde aus der Sächsischen Geschichte, Lpz. 1782. — Schöne Züge aus der Geschichte der merkwürdigsten Völker, 18 Bdchn. Altenb. 1797. — Fenelons Lebensbeschreibungen der berühmtesten Philosophen des Alterthums, Leipz. 1796. — Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute von J. P. L. Snell, 2 Thle. Bremen 1797–98. — Dörrien's Exempelbuch ꝛc. 3 Bde. Hannover 1801. — Filassier's interessante Züge und Anekdoten, übers. von Bruns, 5 Thle. Berlin 1788. — Wagnitz Moral in Beyspielen, 6 Thle. Halle 1795. — Neue Anekdoten von Peter dem Großen, gesammelt v. Joh. Golikow. Riga 1802. C. D. Voß historische Gemälde. 4 Thle. Leipz. 1791–93. — Hammerdörfer, Gallerie von Menschenhandlungen, Lpz. 1787. — Sintenis Syllegon, 2 Thle. Lpz. 1797. — Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger. 6 Bde. Halle 1777–79. — Sittenbuch für den christlichen Landmann, von M. C. Pothman, Lpz. 1790. — Gallerie historischer Gemälde aus dem 18. Jahrhundert, von Bauer. 6 Thle. Hof 1806–8. — Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgeg. von J. G. Müller. 5 Bde. Winterthur 1791–1802. — Joh. Casp. Lavaters Lebensbeschreibung, herausgegeben von seinem Tochtermann Georg Geßner, Winterth. 1802–4. — Rungius Archiv der Vor-

sehung für die Menschenwelt, 3 Hefte. Halle 1798-99. — Leben des Watkins Hale, von D. Burnet. — Sedaine discours sur les qualités qui constituent la beauté de l'ame. — Dictionnaire historique d'éducation. — Miscellaneen eines Landpredigers, von Langreuter. — Der Jugendfreund in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Kinder von C. L. Plato, 6 Bdchen Quedlinburg 1797. — Historisch-charakteristische Züge zur Beförderung gesellschaftlichen Vergnügens und häuslicher Freude, Bremen 1794. Moralische Chrestomathie für Jünglinge ꝛc. Celle 1797. — Geschenk für die Jugend auf 1782-84. Strasburg. — Nützliches Historienbuch für die l. Bürger und Landleute, Quedlinburg 1795. — Der Gang der Vorsehung, oder wird es mit dem Menschen-Geschlechte besser oder schlimmer? 2 Thle. Lpz. 1793. — Ueber die Großmuth. Lpz. 1788. — Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglücke, Leipz. 1795. — Glaubwürdige Prophezeyungen in Beyspielen von J. Friedrich. Halle 1794. Traits historiques de vertu et de sagesse par Emmert. Gera 1806. — Dictionnaire d'anecdotes, traits singuliers et characteristiques, 2 Tomes. à Paris 1770. — Der Biograph, oder Darstellung merkwürdiger Menschen der 3 letzten Jahrhunderte, 6 Bde. Halle 1802-8. — La Morale en exemple, 3 Tomes. à Lyon 1801. — Edle Züge aus der Schweizer-Geschichte, Basel 1806. — Moralische Bilderbibel von C. J. Lossius, 5 Bde. Gotha 1805-14. — Ueber den Heldenmuth, 1794. — Amusemens philologiques, 5. edit. 2 Tomes. à Halle 1778-80.

Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde von R. Z. Becker, 1784-85. — National-Zeitung der Deutschen von R. Z. Becker, 1796-1821. — Chronik für die Jugend, Augsb. 1785-88. Nürnberger Kinderzeitung, 1780-83. — Iris von J. G. Jakobi, 8 Thle. — Patriotisches Archiv von Fr. Carl v. Moser, 12 Bde. 1784-1790. — Kalender für's Volk von Fröbing, Hannover 1784-1801. — Neuer Volks-Kalender m. Kpfn. von G. F. Palm 1793. u. f. — Westphälischer Volks-Kalender auf 1807. von Pothmann, Lemgo. — Volkskalender von Petri auf 1807. — Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, von Meyer. — Christliche Monatsschrift von J. L. Ewald, 1800-1805. — Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseeligkeit, Basel 1798 bis 1821. — Christliches Magazin von Pfenninger. — Eusebia, eine Jahresschrift von Rosegarten, Leipz. 1797. — Journal von und für Deutschland, 1784-1796. — Bildungsblätter. Eine Zeitung für die Jugend, Leipz. 1806-8. — Neue Jugendzeitung, Leipz. 1810-20. — Neu-Jahrs-Geschenk für die Jugend, Straßburg 1783-84. — Der bayerische Schulfreund, 12 Hefte. — Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart 1812-21. — Jahrbuch für die Menschheit von J. B. Benecken, 3 Bände. Hannover 1789 bis 1791.

Aelterliche Liebe und Sorgfalt.

Mit hoher Weisheit und Güte hat der Schöpfer des Menschen die stärksten Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe in das Herz der Aeltern gepflanzt. Als Vater oder Mutter tritt der nicht ganz verwahrloſete oder verkünſtelte Mensch aus dem engen Kreiſe, den ihm die Selbſtliebe vorzeichnete, heraus, fängt an, das Glück verwandter Weſen mit ſeinem eigenen Glücke in engſter Verbindung zu denken, ja ſogar ihr Glück dem ſeinigen vorzuziehen, arbeitet nun mit beſtändiger Hinſicht auf ſie, die er in ſeinem Herzen trägt, ſcheut ihretwegen keine Mühe und Gefahr, iſt fähig und bereit, ſein Leben für ſie aufzuopfern. Es iſt wahr, dieſe Liebe verfehlt oft ihren Zweck, äuſſert ſich oft auf eine Art, welche die Vernunft mißbilligt, ſucht durch thörichte und unrechtmäßige Mittel das Wohl der Kinder zu begründen; aber ſelbſt irrend und fehlend iſt ſie die Frucht eines edeln Stammes, und — durch Vernunft geläutert — gehört ſie zu den ſchönſten, reinſten, edelſten Gefühlen, in deren Sonnen-Wärme die himmliſche Pflanze der Sittlichkeit auf Erden gedeihet. Nicht aufgeben dürfen wir den ſchönen Glauben an die Menſchheit, wenn kalte Selbſtſucht ſo viele Herzen mit Eis umzieht; Vater- und Mutterliebe, dieß reine, unausſprechlich für die Menſchheit wirkende Wohlwollen, bewahret die Herzen unter dem Eiſe, bis der Frühling eines beſſern Zeitalters erſcheint, und das Eis ſchmelzen wird. Für wen bedürfte wohl Mutter-Liebe noch vieler Anpreiſungen, um ſein Herz zu rühren? Welchem neuen Ankömmlinge hat zarte Mutter-Liebe zu ſüßem Empfange nicht entgegengewallt, welchen Säugling hat ſie nicht an ihre mildnährende Bruſt geſchmiegt? Ueber weſſen Wiege hat ſie nicht freundlich gelauſcht, weſſen Schlummer nicht bewacht, an weſſen Krankenlager nicht den

Schlaf vergessen, wem nicht Freude mit ihren Sorgen erkauft; wen hat nie ihre, durch einen Strahl aus dem Lichte der Gottheit entzündete Flamme auf das wohlthätigste erwärmt? Aus wessen Herzen drängte sich nicht einst das regeste Dankgefühl hervor: wie kann ich dir vergelten, von welcher ich einst alles empfieng, und der ich nichts als Thränen geben konnte?

1.

Das schauervolle Erdbeben, welches im J. 1783. zu Messina in Sicilien ausbrach, veranlaßte ein sehr rührendes Beyspiel mütterlicher Liebe. In dem traurigen Augenblicke, als diese Stadt einen von den schrecklichsten Stößen erlitt, welche sie beynahe in einen Steinhaufen verwandelten, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine — vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gemahlin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich so mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Sohn. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bey uns!" rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen seye, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen, und Gott zu danken, daß wenigstens sie beyde gerettet seyen. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch was es wolle, eilt sie ihrem Hause zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, wegen dessen fester Bauart sie vielleicht gehofft haben mochte, daß sie mit ihrem Kinde noch unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie rennt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes, und will mit diesem kostbaren Schatze davon fliehen; aber kaum war sie an die Treppe zurückgekommen, so fiel diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in

den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während daß hinter ihr alles zusammen stürzt. Flammen-Ströme vereinigen sich jetzt mit dem Erdbeben, sie ergreifen die unglückliche Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hülfe, und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens! — „Ach!" — ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend — „ach, mein Sohn! mein Sohn!" — und die fürchterliche Flamme verschlingt beyde vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

2.

Im Dörfchen Klein-Nördlingen, ohnweit der Stadt Nördlingen im Ries, brach im Winter 1783. durch Verwahrlosung Feuer aus. Der Wind trieb die Flamme pfeilschnell von Haus zu Haus, so daß man bald Eine klägliche Brandstätte erblickte. Eine Bäuerin, die gerade ausgegangen war, sah ihr Haus in Flammen, und erinnerte sich sogleich ihres hülflosen anderthalbjährigen Kindes, das wirklich ihre Leute in der Betäubung der Flucht zurückgelassen hatten. Herzzerreissend war der Jammer dieser guten Mutter. Aber ihr mütterliches Herz lehrte sie noch mehr als jammern: es fachte in ihr den Heldenmuth an, trotz der augenscheinlichsten Gefahr ihr Liebstes zu retten, oder mit ihm zu verbrennen. — Mit der standhaftesten Entschlossenheit wagt sie sich zwischen die vier brennenden Wände reißt das Kind aus der Wiege, bedeckt es, und entkommt mit demselben unter dem Beystande der göttlichen Vorsehung, zum Erstaunen aller Anwesenden, aus ihrem hinter ihr gleich darauf zusammenstürzenden Hause.

3.

Frau von C. aus Martinique (Martinik) reisete mit ihrem Sohne nach Frankreich. Als sie auf dem Meere sich befanden, fiel sie aus Unvorsichtigkeit mit ihrem Kinde

in's Wasser. Sie hatte einen Neger bey sich, der ihr sehr ergeben, und ein geschickter Taucher und Schwimmer war. Dieser sprang ihr nach, erhaschte sie, und zog sie aus der See empor. Allein Frau v. C. stieß ihn von sich, und gab ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er nach ihrem Kinde eilen solle. Der Neger verstand anfangs nicht, was sie wollte, und bemühte sich, seine Gebieterin auf's Trockene zu bringen. Sie sah aber immer nur nach ihrem Sohne, und winkte ihrem Sklaven, daß er sich nach der Gegend hin wenden sollte, wo jener mit den Wellen kämpfte. Endlich begriff der Neger ihre Wünsche; er ließ die Mutter im Wasser los, und eilte, jedoch schon mit abnehmender Kraft, dem Kinde zu Hülfe. Er war auch noch so glücklich, es gerettet an Bord des Schiffes zu bringen; aber in dem Augenblicke sank die zärtliche Mutter unter, und wurde so ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe.

4.

Alexander Menzikof hatte sich durch sein weitumfassendes Genie, unter Peter dem Großen, vom Pasteten-bäckers-Jungen bis zum General-Feldmarschall und angesehensten Fürsten des Russischen Reiches emporgeschwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes so sehr, daß ihm nach seinem erfolgten Sturze auch nicht die geringste Spur von der ehemaligen Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als alles vermögender Minister, zuvor zweymal die kaiserliche Krone nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von allem, und nur in rauhe Bauernkleider eingehüllt, wurde er mit seiner Gemahlin und drey Kindern 1500 Meilen weit hinter Petersburg nach den Wüsteneyen von Yakuska im tiefsten Sibirien abgeführt. Seine Gemahlin erreichte jedoch das Ziel dieser Reise nicht, indem sie ihm schon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entrissen wurde. Auf der Durchreise in Tobolsk erfuhr er von den

dortigen Einwohnern öfters eine harte Begegnung. Ein Russe, der während seiner Ministerschaft dahin in's Exil geschickt worden war, drang durch den Haufen des aus Neugierde herbeygelaufenen Volkes, und warf mit ausgesuchter Rache dem Sohne und der Tochter Menzikofs Koth ins Gesicht. Als der zärtliche Vater dieses sah, rief er, vom äussersten Schmerze durchdrungen, dem Russen zu: „mir wirf den Koth ins Gesicht, und nicht diesen unglücklichen Kindern, die dir nichts zu Leide gethan haben!" Einem Officiere, den er eben daselbst traf, erzählte Menzikof die Geschichte seines unglücklichen Schicksals, das jedoch sehr vortheilhaft zur Veredlung seines Charakters mitwirkte, und bemerkte dabey: „der Verlust meiner Ehre, aller meiner Güter und sogar meiner Freyheit, würde mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber" — er wollte weiter reden, — doch er konnte nicht, — vergoß einen Strom von Thränen, und zeigte auf seine Kinder. „Ihr Anblick" — fuhr er endlich fort — „ist meine einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch übriges Leben aufs schmerzlichste empfinden werde. Diese unschuldigen Opfer sind im Schooße der Größe und des Ueberflusses geboren; jetzt haben sie Mangel an Allem, und ohne Mitschuldige dessen zu seyn, was man mir vorwirft, sind sie doch gleichem Unglücke preisgegeben." Sobald Menzikof an dem Orte seiner Verweisung angelangt war, ließ er sich angelegen seyn, vor allem für die Bedürfnisse seiner Kinder zu sorgen, und das fürchterliche Aussehen ihres Aufenthaltes zu vermindern. Zu diesem Ende vergrößerte er mit Hülfe der ihn begleitenden Bedienten die ihnen angewiesene kleine Hütte, erbaute auch ein eigenes Gebet-Zimmer, und arbeitete ein großes unangebautes Stück Feld in einen Acker um. Seine älteste Tochter, die einst mit dem Kaiser Peter II. verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die jüngeren Kinder die Sorge für die Kleidung und das Hausgeräthe. So lebte diese Familie in häuslicher Geschäftigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, so

wie Mittags und Abends, versammelte sich das ganze Haus zu einem gemeinschaftlichen Gebete, und das schöne Beyspiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf seine Kinder den wohlthätigsten Einfluß, so daß auch sie ihr Elend mit heldenmüthiger Verläugnung ertragen lernten. Sechs Monate hatten sie in dieser fürchterlichen Einöde verlebt, als die älteste Tochter von den Blattern befallen wurde. Der unglückliche Vater verschaffte seinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bey ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber vergebens waren alle seine Bemühungen; denn seine Tochter näherte sich ihrem Ende. Sobald sie verschieden war, drückte er sein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit seinen Thränen; bald aber bedachte er, daß es Pflicht sey, sich selbst seinen übrigen Kindern zu erhalten; er ermannte sich daher, dem Schmerze zu widerstehen, und sagte bloß zu seinem Sohne und seiner Tochter: „lernet so wie eure Schwester sterben!" Er sang hierauf mit ihnen und seinen Bedienten einigemal diejenigen Gebete, die nach griechischem Gebrauche den Todten gewidmet sind, beerdigte den Leichnam in dem Gebet-Zimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach seinem Tode an ihrer Seite begraben werden wollte. Kaum hatte er dieses traurige Geschäft geendigt, so wurden auch seine beyden andern Kinder von den Blattern befallen; er verdoppelte seinen Eifer und seine Sorgfalt, und leistete den zwey Kranken dieselbe Hülfe, welche er zuvor der Einen nun Verstorbenen erzeigt hatte, jedoch mit besserem Erfolge; denn sie wurden bald wieder hergestellt. Aber nun wurde Menzikof selbst krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an sein voriges Leben, und das Unglück seiner Kinder erfüllten sein Herz mit tiefem Kummer, der seine Kräfte allmählig verzehrte. Er wurde endlich von einem schleichenden Fieber befallen, das um so gefährlicher ward, weil er die Sorge für sich selbst einige Zeit versäumt hatte, um seine Kinder der Gefahr zu entreissen. Als er nun den Augenblick her-

annahen sah, der ihn für dieses Leben auf immer von seinen Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: „Meine Kinder, ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit dessen Vorstellung ich seit meinem Hierseyn sehr vertraut worden bin, würde nichts Schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft von meinem Leben, als seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes zu geben hätte. Religion und Vernunft, von denen ich mich vormals, vom Glanze meines Glückes geblendet, nicht hatte leiten lassen, haben mich gelehret, daß die Barmherzigkeit Gottes sowohl als seine Gerechtigkeit unendlich ist. Dieß Einzige beruhigt mich, daß ich euch hier noch mit dem Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend vorangegangen bin. Bis jetzt, meine Kinder, sind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unschuld in dieser Wüste leichter als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einst dahin zurückkehren solltet, so erinnert euch nur immer des Guten, das ihr hier von mir gesehen und gehört habt!“ — So sprach er, hob zuletzt noch seine Hand auf, wie wenn er seinen Kindern den Segen geben wollte, — und schlummerte, nach einer leichten Verzuckung, in jenes Leben hinüber.

5.

Ein junger verheyratheter Bauer ward wegen eines Vergehens auf vier Jahre zur Schanz-Arbeit verurtheilt. Sein noch ziemlich rascher Vater kam, und bot sich an, statt seiner die Strafe zu tragen, und führte als Ursache an: „er habe noch Kräfte genug, vier Jahre zu arbeiten, so daß die Herrschaft nichts verliere; — sterbe er dann, so wäre der Schaden nicht so groß. Sein Sohn dagegen sey ein junger, starker Mann, der müsse seine Schande lange Jahre hindurch tragen, und auch seine armen, unschuldigen Kinder würden darunter leiden. Nun könne er sich bessern, während der vier Jahre seiner

Wirthschaft abwarten, und noch lange ein braver Mann seyn. Damit wäre den Kindern und der Herrschaft mehr gedienet, als mit ihm, einem alten Manne, den das Unglück seines Kindes doch bald zu Boden drücken würde." Der Justizpfleger G** stellte dem Vater vor, er könne den Unschuldigen nicht statt des Schuldigen strafen. — Der Alte antwortete: „Vater und Sohn sind ja eins!" — Euer Sohn, sagte G** würde das nicht für Euch gethan haben!" — „Darum" — erwiederte der Alte — „ist er auch mein Sohn, und ich bin sein Vater!" — Hr. G** erstattetete Bericht an die Regierung, und der junge Bauer ward seines treuen Vaters wegen begnadigt.

6.

Ein Reisender erzählt, in einem Schreiben aus Nieder-Schlesien, folgenden für seinen Geist eben so interessanten, als für sein Herz rührenden Vorfall: „Ich traf am 28. Januar 1780. gegen Abend in dem Dorfe R.. ein. Zu meinem Unglücke, oder Glücke vielmehr, war der Orts-Herr nicht zu Hause, und der Prediger todtkrank, so daß mir nichts übrig blieb, als in der Schenke mein Nachtquartier zu nehmen. Ich kam dahin, aber alle Stuben waren voll von Bauern, die sich bey einer lärmenden Musik belustigten, so daß ich das Bedürfniß, auszuruhen, unmöglich befriedigen konnte. Es war gerade der Schulze des Dorfes *), ein ernsthafter, ehrbarer und sehr begüterter Mann, in Geschäften anwesend. Er merkte meine Verlegenheit, und bat mich, mit der Herberge in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Dankbar froh gieng ich mit diesem gastfreyen Manne, und wurde in seinem Hause, in welchem Ordnung und Reinlichkeit herrschten, von seiner Frau auf das freundschaftlichste aufgenommen. „Wollen Sie meinen kleinen Garten sehen?"

*) In dem gewerbfleißigen Schlesien findet man selbst auf Dörfern manche sehr vermögliche Einwohner von vorzüglicher Geistesbildung.

— fragte mein Wirth; — „es ist zwar Winter, aber vielleicht gefällt er Ihnen doch.“ — Ich folgte, und stieg mit ihm eine aus Tannen gepflanzte Laube hinauf, die so grün war als die schönste Jasmin-Laube im Frühlinge. Als wir hinaufgekommen waren, überraschte mich eine wahrhaft festliche Gruppe. Drey kleine Mädchen und zwey Knaben, alle fünf ächte Bilder der Unschuld, lagen auf ihren Knieen, im Anblicke der untergehenden Sonne, und lasen eine rührend-schöne Schilderung über diese Natur-Scene. Mein Wirth hatte mich aus guter Absicht leise gehen heißen; sonst würden wir diese allerliebste Scene nicht so gefunden haben. Der Hauslehrer dieser liebenswürdigen Kinder bemerkte uns; — doch der Vater winkte, und wir blieben hinter den in Andacht und Entzücken gleichsam versunkenen Kindern stehen. — Als die Kinder aufgehört hatten zu lesen, verrichtete der Haus-Lehrer ein seelerhebendes Gebet, und dankte darin Gott für den glücklich verlebten Tag; fromm und andächtig beteten die Kinder mit, und standen sodann von ihren Knieen auf. — Kaum hatten sie ihren Vater und mich erblickt, so schienen sie halb gerührt und halb beschämt zu seyn. — „Ihr dürft euch nicht schämen, meine Kinder,“ — sagte der zärtliche Vater — „Gott eure Ehrfurcht bezeugt zu haben; dieser Herr ist auch ein Verehrer Gottes, und wird euch lieben, weil ihr eure Tage mit Gott endiget.“ Wir stiegen die Laube hinunter, und fanden eine einfache aber gute Abendmahlzeit für uns bereitet. Nach dem Essen fragte der Vater den Haus-Lehrer nach seiner Rechnung. Ich wußte anfangs nicht, was er damit meynte; endlich sah ich, daß er die guten und fehlerhaften Handlungen seiner Kinder auf einem Blatte aufgezeichnet hatte, und sie dem Vater zum Durchlesen und Urtheilsspruch übergab. — Der ehrwürdige Vater überlas alles mit einer nachdenklichen, ernsten Miene, und als er fertig war, ergriff er seine Frau bey der Hand, und sprach: „freue dich, Mutter, auch an diesem Tage haben deine Kinder mehr gut als

schlecht gehandelt!" Er gab dann denen, die Lob verdienten, Zeugnisse seines Wohlgefallens mit ihrem Betragen, und denen, welche gefehlt hatten, sanfte Verweise, und zeigte sich so als ihren zärtlichen Freund und väterlich-liebreichen Warner. — Nach einem, von allen Mitgliedern des Hauses gemeinschaftlich verrichteten Abend-Gebete, las der älteste Sohn noch einige Seiten aus Gellerts moralischen Vorlesungen, und die älteste Tochter spielte auf dem Klavier das schöne Gellert'sche Abendlied: Herr, der du mir das Leben ꝛc. Alles sang mit, und ich für meinen Theil konnte mich der Thränen nicht enthalten; so gerührt war ich, in einem Bauern-Hause so treffliche Kinderzucht, so viele herzliche Gottesfurcht, Ordnungsliebe und andere Christen-Tugenden angetroffen zu haben ꝛc."

7.

In Böhmen müssen manche Kinder öfters eine Stunde weit von einem Dorfe zu dem andern in die Schule gehen, weil nicht in jedem Schulen sind. An einigen dieser Orte hielten einige Bauern ihre Kinder so eifrig zur Schule an, daß sie dieselben in dem sehr strengen Winter vom J. 1784. durch die mit Schnee angefüllten Thäler und über Anhöhen, die mit Eis bedeckt waren, nach einem andern Dorfe zur Schule trugen, und sich die Mühe nicht verdrießen ließen, sich an vielen Stellen erst mit Schaufeln den Weg zu bahnen. — So sauer lassen es sich oft eure Aeltern werden, liebe Kinder, damit sie euch Gelegenheit verschaffen, etwas Nützliches zu lernen; suchet ihnen durch unermüdeten Fleiß und gute Anwendung des Gelernten dafür zu danken!

8.

Manglou, ein Chineser, verheirathete sich zum drittenmale. Von seiner ersten Gattin hatte er fünf, und von der zweyten drey Kinder. So gut sich auch die Stiefmutter gegen die fünf Kinder erster Ehe betrug, so

konnte sie doch ihre Liebe nicht gewinnen; ja diese Unwürdigen bezeugten sich so feindselig gegen sie, daß sie die drey Kinder zweyter Ehe von ihnen trennen mußte, damit das böse Beyspiel der älteren Geschwister nicht auch für diese nachtheilige Folgen haben möchte. Nun geschah es, daß der dritte von den fünf Brüdern eines Verbrechens wegen gefangen gesetzt, und zum Tode verurtheilt wurde. Die Stiefmutter, hierüber untröstlich, erleichterte jetzt dem Gefangenen den Aufenthalt im Kerker, so gut sie konnte, und gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn vom Tode zu retten. Alle Nachbarn bewunderten das edle Betragen der Frau, und fragten sie, wie sie sich gegen einen Undankbaren, der sie nur haßte, so verhalten könne? „Ich betrachte ihn," — antwortete sie, — „als meinen eigenen Sohn, und daran werdet ihr doch nichts besonderes finden, daß ich mein Kind liebe; wo ist die Mutter, die dieses nicht thäte? Sein Vater heirathete mich, daß ich Mutterstelle vertreten sollte, und es ist also meine Pflicht, seine Hoffnung zu erfüllen. Hat gleich der Sohn eine Abneigung gegen mich, so spricht mich diese nicht von der Pflicht gegen den Vater frey." Diese Großmuth der Stiefmutter und ihre treffliche Antwort kam vor die Ohren des Kaisers. In Rücksicht auf die rechtschaffene Handlungsweise dieser Frau ließ er dem Verurtheilten Gnade widerfahren. Von nun an ehrte und liebte sie nicht nur der Gerettete, sondern auch die vier anderen Brüder; ja durch die Sorgfalt der Mutter wurden sie so brav, und machten sich so brauchbar, daß sie in der Folge die ansehnlichsten Bedienungen erhielten, und dieselben mit vieler Ehre verwalteten.

9.

Ein Jäger, der bey einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater Franz Ludwig, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem

schweren Kummer zu befreyen, der ihm auf dem Herzen läge. „Gnädigster Herr!“ — sprach er, — „ich habe viele Kinder, ich ernähre sie von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthume, im Lesen und Schreiben und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost thun, da ich sie nicht gerne aus meiner Aufsicht lasse.“ Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungsanstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinder-Unterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er sollte einmal einen Vorschlag thun, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigster Herr,“ — antwortete der Jäger, — „in der Gegend von N . . . wohnt ein anderer Jäger, nahe bey einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Euer Fürstlichen Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen; zwar trägt diese 100 Thaler mehr ein, als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen: denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel dem gnädigen Fürsten; er genehmigte den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gern,“ — sagte er, — „willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann die Summe leicht entbehren.“ Den Fürsten rührte es sehr, solche

brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit den sieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privat-Kasse zu.

10.

Die Gattin des Professors Klevesahl, eine Frau von vorzüglicher Geistes- und Herzensbildung, war auch eine ungemein zärtliche und treu besorgte Mutter. Unter allen Gesellschaften blieb ihr immer die Gesellschaft ihrer Kinder die liebste. Sie gieng gern dahin, wo sie ihre Kinder mitnehmen durfte, und selten gieng sie ohne dieselben mit ihrem Gatten spazieren. Willig that sie auf jede Bedienung Verzicht, wenn nur ihre Kinder gut bedient wurden. Alle Pflege und Sorge für Reinlichkeit, so wie den Anzug bekamen ihre Kinder aus ihren Händen, oder doch unter ihrer beständigen Aufsicht. Nie war sie vergnügter, als wenn sie ihre Kinder alle gesund und munter um sich her sah. „Nie" — sagte sie einmal zu einer Freundin, die sich beklagte, daß sie so viele Kinder bekäme — „nie habe ich so sehr den Werth eines Kindes empfunden, als da ich selbst Mutter geworden bin. Eine Mutter, die ein Kind zur Welt bringt, gibt der Welt einen Menschen, und wenn sie es gut erzieht, dem Himmel einen Engel. „Sehr wichtig" — setzte sie hinzu — „ist es freylich, seine Kinder gut zu erziehen. Sie haben aber auch einen himmlischen Vater und einen Heiland, der der größte Kinder-Freund ist. Sollte Gott uns, wenn wir seinen Segen von ihm auf unsere Kinder herabflehen, nicht hören?" — Sie hatte den richtigen Grundsatz, daß man das Erziehungs-Geschäft mit den Kindern nicht frühe genug anfangen könne; daß eine Mutter schon Unarten des Kindes entdecke, wenn sie es noch an der Brust habe, daß sie darauf aufmerksam seyn und den Samen des Bösen im Aufkeimen ersticken müsse.

Sie war die erste Lehrerin ihrer Kinder, und wenn sie auch noch nicht lesen konnten, hörten sie ihr gern zu, wenn sie las, oder ihnen kurze Geschichten, besonders aus der Bibel, erzählte, die sie hernach durch Fragen ihnen nützlicher zu machen wußte. Wenn sie dann z. B. in einen Streit geriethen, sich etwa beneideten, so durfte sie nur fragen: „wer war Kain? was that er?" — und sie kamen zur Erkenntniß ihres Fehlers, und bereueten ihn. Ihre älteste kleine Tochter hatte sie durch vernünftige Liebe so für sich eingenommen, daß es dieser wehe that, wenn sie ihr die Unterweisung oder gar den Umgang versagte. Sie hielt viel auf frühen Religions-Unterricht, und ertheilte ihn nach der Fähigkeit ihrer Kinder. Um sie vernünftig beten zu lehren, hatte sie folgende Methode: sie fragte z. B. wie hast du geschlafen, mein Kind? Wie befindest du dich? Wer hat dich vor allen Gefahren behütet, die dich hätten treffen können? Was ist man dem, der uns Gutes erweiset, schuldig? Du fängst jetzt einen Tag an; um was ist es dir zu thun? Von wem kannst du es erwarten? u. s. w. Hatte sie so ihren Kindern den Stoff zum Gebet bereitet, so ließ sie sie beten.

Kindliche Liebe und Treue.

11.

Ein Agraffi-Neger auf der Küste von Guinea in Afrika war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er gieng zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als seinen Körper, den er, wenn er wolle, verkaufen könne. Der durch diese Erklärung aufgebrachte Gläubiger gieng sogleich mit ihm auf das benachbarte Dänische Fort Königstein, und verkaufte ihn daselbst an einen Sklavenhändler, welcher ihn sogleich in der Hals-

kette abführen ließ. Schon war der Sklavenhändler im Begriffe, mit seinem Schiffe, das mit mehreren Hunderten unglücklicher Schwarzen vollgepfropft war, nach Westindien abzusegeln, als der Sohn des Negers am Borde erschien. Nach den ersten Augenblicken der zärtlichsten Herzensergießungen zwischen Vater und Sohn, machte letzterer jenem auf eine kindlich-ehrerbietige Art Vorwürfe, daß er nicht von der Gewalt Gebrauch gemacht habe, welche die dortigen Gesetze den Aeltern einräumen, nach denen ein Vater seine Kinder für seine Schulden hingeben kann, und bestand nachdrücklich auf dem edeln Vorsatze, den Platz seines Vaters auf dem Schiffe einzunehmen. Jetzt begann ein rührender Wettstreit. Der alte Vater, nicht minder großmüthig als der Sohn, wollte schlechterdings nicht einwilligen; letzterer, unerschütterlich in dem Vorsatze, sich für seinen guten Vater aufzuopfern, sah, daß er ungeachtet der inständigen Bitten nicht durchdringen würde; er gieng also zu dem Eigenthümer des Schiffes, bat und flehte, ihn statt seines Vaters anzunehmen, stellte demselben vor, wie sehr er bey dem Tausche gewinnen würde, da er in ihm statt eines alten, matten und gebrechlichen, einen jungen, kraftvollen und muntern Sklaven erhalten werde. Es fiel ihm nicht schwer, den Kapitän für sich zu gewinnen, und die Sache ward richtig: der Sohn, welcher Thränen der Freude und des Dankes weinte, daß er so glücklich seye, seinen Vater erlösen zu können, wurde in Ketten gelegt, und der Vater, der höchst traurig war, daß er sich ausser Stande sah, seines Sohnes Vorhaben zu vereiteln, in Freyheit gesetzt. Der Dänische Wund-Arzt Isert, der sich damals in jenem Lande aufhielt, war Augenzeuge dieses rührenden Auftritts; seine Empfindung über einen so rührend-schönen Beweis von Vater- und Kindes-Liebe war zu stark, als daß er ihn nicht dem Dänischen Gouverneur hätte bekannt machen sollen. Voll Freude über einen so seltenen Vorfall hatte nun dieser würdige Mann nichts angelegentlicheres zu thun, als

den Sklavenhändler zu bitten, daß er ihm für das ausgelegte Geld, welches er ihm aus seinem Beutel bezahlte, den braven Sohn zurückgab, und er führte denselben seinem bekümmerten Vater wieder in die Arme.

12.

Ein braver Bürger von St. Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er reich war, wurde aus diesem Grunde auf die Liste der Proscribirten (Geächteten) gesetzt. Die Rasenden, die sich noch den Namen Patrioten beyzulegen frech genug waren, während sie ihre Hände mit dem Blute der besten Bürger besudelten, verklagten ihn als einen Feind des Gemein-Wohls, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Kolonist Vater, Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße seiner Familie herausriß, da begleitete ihn sein Kind, mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sey es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden, und die Hände zusammengeschnürt; schon richteten die Mordgehülfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der, aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode gefaßt gemacht hatte; siehe, — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine liebenswürdige Retters-Hand ausersehen! In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Geschützes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geschrey: Mein Vater! ach, mein Vater!.... Umsonst sucht man sie der Todes-Gefahr zu entreissen, umsonst versucht man Drohungen; nichts vermag sie aufzuhalten, nichts sie zu schrecken. Sie springt ihrem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit ihren kleinen Armen, und erwartet so den Augenblick, wo sie

sterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O meine Tochter, theures Kind! einzige süße Hofnung deiner jammernden Mutter, die bald Wittwe seyn wird," — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu; — „fliehe, ich beschwöre dich, ich befehle es dir!" . . . „O mein Vater," — erwiederte sie — „laß mich, wir sterben zusammen!" — Wie stark ist doch die Gewalt der Tugend selbst über die sonst gefühllosesten Gemüther! Dieß unerwartete Ereigniß entwaffnet den Befehlshaber bey der Mord-Scene. Vermuthlich war er selbst Vater! . . . Die Stimme der Bewunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern seines Herzens. Unter einem scheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todes-Strafe, und befiehlt, ihn in Gesellschaft seines Kindes nach dem Gefängniß zurückzuführen. Ein Augenblick Aufschub ist bisweilen sehr kostbar. Bald gewann die Sache ein anderes Ansehen, der gute Vater wurde freygelassen, und von diesem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichsten Rührung die heroische That seiner kleinen, erst zehnjährigen Tochter zu erzählen.

13.

In dem Hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabey ein kleiner Garten war Alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze unter schwerer Arbeit und Mangel hatte er das achtzigste Jahr erreicht, seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äusserste Elend versetzt. Ihre Tochter, Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte,

stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unsäglichen Schmerzen; aber nicht mit jener bloß leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Aeltern beyzustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele, und sogleich schritt sie zur Ausführung. Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern missen wollte, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahgelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Aeltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äussersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Alten stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpftragen entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen. Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Ge-

schichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward, unter dem Namen der guten Tochter, in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beyträge für die gute Tochter ein, und die Landes-Regierung unterstützte sie mit rühmlichem und thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbauet, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen. O, es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür priesen. Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt, welcher, sobald sie sich verheirathen würde, ausbezahlt werden sollte. Wirklich fanden sich auch unter solchen Umständen mehrere Freyer bey ihr ein, manche freylich einzig um ihres Vermögens willen, manche aber doch auch darum, weil sie mit Recht erwarten konnten: eine so ausgezeichnet gute Tochter ihrer Aeltern werde auch eine überaus gute Frau ihres Mannes werden. Sie erklärte indeß jetzt ein für allemal, daß sie sich erst nach dem Tode der Aeltern zum Heyrathen entschließen würde, indem sie nicht glaube, wie sie sagte, daß sich, bey solchen Umständen ihrer Aeltern, die Pflichten der Tochter mit den Pflichten einer Gattin ganz vereinigen ließen, und daß ein Schwieger-Sohn der Last mit den Alten bald überdrüssig werden möchte; sie aber könne und wolle ihren hülflosen Aeltern, bis sie ihnen die Augen zugedrückt hab', nicht einen Augenblick die bestmögliche Hülfe entziehen. Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr ganz vergessend, pflegte

die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen wie dem andern die Augen zu. Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn: denn am nehmlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer geliebten Aeltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nehmliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

14.

Ein Handelsmann in Frankreich, ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit, hatte durch Bankerotte und andere Unglücksfälle starken Verlust erlitten, und war dadurch in dürftige Umstände gerathen. Er gieng nun nach Paris, in Hoffnung, bey seinen dortigen alten Handelsfreunden, denen er sein unverschuldetes trauriges Schicksal erzählte, einige Unterstützung zu finden. Er versicherte diejenigen, denen er noch schuldig war, daß ihre Befriedigung ihm ein ernstliches Anliegen seye, und daß er nur dann vergnügt sterben werde, wenn er dieses bewerkstelligen könne. — Von Mitleid über das unverschuldete Unglück dieses rechtschaffenen Mannes gerührt, versprachen sie ihm zu helfen. Nur ein einziger, dem er tausend Thaler schuldig war, blieb unerbittlich, und ließ ihn ohne Barmherzigkeit in's Gefängniß werfen, fest entschlossen, ihn lieber darin darben zu lassen, als von seiner Forderung abzustehen. Kaum hatte der 22jährige Sohn dieses verhafteten Handelsmannes von dem betrübten Zustande seines Vaters Nachricht erhalten, so eilte er nach Paris, fiel dem harten Gläubiger zu Füßen, bat mit heißen Thränen bey Allem, was nur immer rühren kann, um die Loslassung seines Vaters, und betheuerte, daß, wenn er ihnen die Liebe erzeigen, und den Hülfsmitteln, die sie sich mit gutem Grunde versprechen könnten, keine Hindernisse in den Weg legen

wollte, er zuerst bezahlt werden sollte; beschwur ihn, daß, wenn ihnen auch Alles fehlschlagen sollte, er doch Mitleiden mit seiner Jugend haben, und die Noth einer alten Mutter, die mit ihren unversorgten acht Kindern an den Rand des tiefsten Verderbens gebracht würden, sich zu Herzen gehen lassen solle. Alle Umstehenden, und besonders die Tochter des Kaufmanns, zerflossen in Thränen bey dieser rührenden Scene, und vereinigten ihre Bitten mit denen des flehenden Jünglings. Allein der Gläubiger ward nicht bewegt. „Je nun," — sprach der unglückliche Sohn, und drückte noch fester die Kniee des unbeugsamen Mannes, die er mit seinen Thränen badete — „so bitte ich Sie denn um die einzige Gnade, mich an der Stelle meines Vaters in's Gefängniß zu werfen; gern will ich Hunger und Elend ertragen, gern die ganze Last Ihres Unwillens fühlen, nur retten Sie meine Aeltern, meine armen, unschuldigen Geschwister, — sey'n Sie nicht der Mörder einer ganzen, schuldlosen Familie!" — Gerührt durch diese Stärke der Tugend und diese Großmuth, riß sich jetzt der Kaufmann von dem jungen Menschen los, umarmte ihn, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihm: „Ja, mein Sohn, Ihr Vater soll seine Freyheit erhalten. So viele Liebe und Treue für ihn machen, daß ich mich schäme. Ich habe lange widerstanden. Lassen Sie mich die Erinnerung dessen auf immer austilgen! Ich habe eine einzige Tochter, die Ihrer werth ist. Sie würde eben das für mich thun, was Sie für Ihren Vater gethan haben. Ich gebe Sie Ihnen mit meinem ganzen Vermögen. Lassen Sie uns zu Ihrem Vater eilen, ihm seine Freyheit geben, und ihn um seine Einwilligung bitten!"

15.

Im Herbste 1787. hatte der siebenjährige Knabe des Schmiedes Thiesing zu Diepholz in Westphalen das Unglück, daß ein Holzschlitten, der über ihn hinfuhr, ihm den Knochen des einen Beines entzwey brach und

das Fleisch zerquetschte. Seine Mutter, die gerade in den Wochen lag, und der man unvorsichtigerweise dieß Unglück berichtet hatte, sprang aus dem Bette, und fiel in Ohnmacht. Bey der schmerzhaften Operation, die jetzt vorgenommen wurde, verhielt sich der kleine Patient ganz ruhig, legte die Hände über seinem Haupte zusammen, und gab nicht einmal einen Laut des Schmerzens von sich. Die Umstehenden erstaunten über diese Standhaftigkeit des Knaben, und einer derselben fragte ihn, ob er denn gar keine Schmerzen empfinde? — „Schmerzen genug!" — antwortete er leise — „aber ich verbeisse sie, damit die Mutter sich nicht kränke." — Am dritten Tage schien der Schmerz seine Stärke zu überwältigen; er äusserte ihn jedoch nur durch leises Wimmern. Lange litt dieß zärtliche Kind einer kranken Mutter mit unglaublicher Standhaftigkeit, endlich aber siegte die Natur, und es wurde geheilt. — Wenn man die zarte Jugend des kleinen Leidenden in Betracht zieht, und bedenkt, daß das Schreyen für Kinder ein so großes Erleichterungsmittel der Schmerzen ist, so wird man gegen diesen jungen Helden, der aus bloßer Zärtlichkeit für seine Mutter, ohne in laute Klagen auszubrechen, den Schmerz ertrug, gewiß mit Bewunderung und Liebe erfüllt werden.

16.

Ein achtjähriger Chinesischer Knabe gab einen sehr rührenden Beweis der Zärtlichkeit gegen seine Aeltern. Diese waren so arm, daß sie nicht einmal eine Bettdecke hatten, um sich vor der Menge großer Mücken, die sich im Sommer in die Häuser drängen, zu verwahren. Der Kleine versuchte es auf mancherley Art, seine Aeltern vor ihren Stichen zu schützen, aber vergebens. — Endlich gerieth er auf einen Entschluß, welcher zeigt, daß dem, der einen festen Willen hat, keine Aufopferung zu schwer ist. Er setzte sich, wenn seine Aeltern schliefen, nahe an ihr Bett, entkleidete sich bis auf den Gürtel,

und überließ sein zartes Fleisch ruhig den Mücken, ohne sie zu verjagen. — „Wenn sie sich an meinem Blute gesättiget haben," — sagte der liebe, edle Kleine — „so werden sie meine Aeltern in Ruhe lassen." — Wer könnte, wenn er selbst auch nur einige Herzensgüte besitzt, bey der so feinen, so zartfühlenden Liebe dieses Knaben ungerührt bleiben!

17.

Leonardo di Casanova, Herr von Tyrsani, (unweit Corte auf der Insel Corsika) und General-Lieutenant, wurde von den Genuesern, die in einem Hinterhalte lagen, gefangen genommen. Zum Glücke fiel er in die Hände seiner Neffen, die bloß die Feinde seiner Parthey waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde auf Befehl des Senates von Genua in das Gefängniß zu Bastia, der Hauptstadt von Corsika, gebracht. Sein jüngster Sohn Antonio, fest entschlossen, den geliebten Vater aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, wenn es selbst sein eigenes Leben kosten würde, führte seinen edeln Entschluß auf folgende Weise aus. Da einzig die Magd des Leonardo, welche ihm das Essen brachte, den Zutritt in den Kerker hatte, und jeder andern Person, besonders seinen Verwandten, derselbe strenge verweigert war, so legte er sich die Kleider der Magd an, hieng, wie sie, ein leinenes Tuch über's Gesicht, und gieng mit einem Korbe auf dem Kopfe, worin das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung gewahr wurde. Er umarmte seinen Vater, löste seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, welche Arbeit er zuvor erlernt hatte, tauschte seines Vaters Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich zu seiner Freyheit, und blieb an seiner Stelle im Gefängnisse. Die Genueser fällten ein Urtheil, das zur Ehre der Menschheit bis jetzt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein Le-

den wagte, um das Leben seines guten Vaters zu retten. Er erduldete diese grausame Strafe mit eben dem Heldenmuthe, womit er sich in die Gefahr begeben hatte, und nahm die Achtung aller Redlichen mit sich.

18.

In der Schreckens-Periode der franzdsischen Revolution ließen die Volks-Anführer Marat, Robespierre ꝛc. viele tausend Menschen, besonders aus den gebildeten Ständen, auf die unmenschlichste Weise hinrichten. Mit diesen unschuldigen Schlachtopfern war bereits auch die Mutter des Generals Desair (Deséh) gefänglich eingebracht, gerade da ihr Sohn an den Grenzen seines Vaterlandes sich befand, um dasselbe gegen die eindringenden Feinde zu vertheidigen. Sie saß zu Rioms (Riohm) mit ihrer Tochter in einem Gefängnisse, wo es ihr nicht nur an den Bequemlichkeiten des Lebens, sondern sogar an den nothwendigsten Dingen fehlte. Desair gab sich alle erdenkliche Mühe, denselben wieder ihre Freyheit zu verschaffen; er entzog sich, was er nur konnte, um es ihnen zukommen zu lassen. Als er bey den Linien von Weissenburg verwundet worden war, schrieb er an seine Mutter: „Mutter, zärtlich-geliebte Mutter, ich habe endlich eine Wunde erhalten; aber ich freue mich darüber, ja ich wünsche mir Glück dazu, weil ich mit meinem Blute Ihre Freyheit wieder erkaufe.“ Aber er irrte sich. — Auf die Nachricht von seiner erhaltenen Wunde begaben sich die Volks-Deputirten dieser Gegend in das Gefängniß, um der Mutter Glück zu einem Sohne zu wünschen, der sich so großmüthig für die Republik aufopfere. Dieß war aber auch der einzige Trost, den sie ihr jetzt brachten; denn erst lange hernach ward sie in Freyheit gesetzt.

19.

König Gustav III. von Schweden, der im J. 1792. starb, ritt einst, nach einer gehaltenen Musterung, wie

ein gewöhnlicher Reisender durch ein Dorf, und erblickte ein junges barfuß-gehendes Bauern-Mädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und so viel Anstand zeigte, daß er sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtete. Er bat sie um einen Trunk. „Gerne, mein Herr," — war ihre Antwort, indem sie ihm mit der rührendsten und unschuldigsten Anmuth Wasser reichte; — „aber erlauben Sie, daß ich mich nicht lange bey Ihnen verweile; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht schnell genug wieder bey ihr seyn." — „Du hast noch eine Mutter?" — „Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; sie ist aber arm, meine Mutter, und hat ohne mich keinen Menschen in der Welt, der sie verpflegen würde." — „Wo wohnt sie?" — „Dort unten, mein Herr." — „Wie, in jener elenden Hütte?" — „Mein Herr, sie ist unsere Wohnung." — Der König stieg vom Pferde, und führte es am Zügel fort. — „Nun, mein gutes Kind, ich will dich begleiten, will die Mutter kennen lernen, die du so herzlich zu lieben scheinst." — „O, ich liebe meine Mutter von ganzer Seele, wenn ich nur so glücklich wäre, es ihr recht beweisen zu können." — Unter diesem Gespräche war das Bauernmädchen an ihre armselige Wohnung gekommen. Gustav gieng mit ihr hinein, und hörte schon von aussen das Seufzen der Mutter. Das Mädchen trat an ein schlechtes Bett hin: „Liebe Mutter, da ist ein Herr, dem ich zu trinken gegeben habe, und der euch sehen will." — Der König war schon bey'm Anblicke einer Hütte, welche ganz die Wohnung hülfloser Dürftigkeit zu seyn schien, gerührt worden; noch höher aber stieg seine Rührung, als er eine alte Frau, von vielen Schmerzen gemartert, auf einem elenden Strohbette liegen sah. — „Arme Mutter!" — rief er aus — „wie bedaure ich euch!" — „Ach, mein Herr," — erwiederte die Kranke — „mein Zustand würde noch weit trauriger seyn, hätte mir Gott nicht diese liebe, zärtliche Tochter gegeben, die ihn durch alle nur ersinnliche Sorgfalt mir zu erleichtern

sucht. Sollten Sie's glauben, Tag und Nacht arbeitet sie, und ihrem Fleiße habe ich meine Erhaltung zu danken. Gott segne, Gott belohne sie!" — setzte sie mit Thränen hinzu. — „Würdige Tochter!" — rief Gustav, bis zu Thränen gerührt — „höre mein liebes Kind! wolltest du wohl mit mir nach Stockholm gehen? Ich will dich daselbst glücklich machen, will dir einen braven Mann verschaffen." — „O, mein Herr! meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden sollte." — Der Monarch lächelte über die naive Antwort. — „Nun denn, gutes Mädchen, wenn du durchaus hier bleiben, und dich nicht von derjenigen trennen willst, die dir das Leben gab, so will ich doch deine Tugend belohnen; nimm hier diesen Beutel!" — „Geld, mein Herr? — Soll ich's annehmen, liebe Mutter?" — „Fürchte dich nicht, liebes Kind, und nimm diesen schwachen Beweis meiner Hochachtung an!" — „O, dieß ist für meine Mutter," — und alsbald gab sie ihr den Beutel. „Du kannst dieß Geld" — fuhr Gustav fort — „ohne alle Gefahr deiner Tugend annehmen; ich habe das Recht, dir beyzustehen, dich zu unterstützen, ich bin dein König." — „Unser König!" — riefen Mutter und Tochter zugleich. Die erste wollte dem Monarchen zu Füßen fallen, das Mädchen aber lag schon vor ihm auf den Knieen. Gustav eilte auf die Kranke zu und zwang sie, im Bette zu bleiben. — „Bleibt, gute Mutter; ja ich bin euer König, euer Vater, und will euch Proben meiner Liebe geben!" — Zum jungen Mädchen sprach er: „fahre fort, so für deine Mutter zu sorgen!" — nahm hierauf huldvoll Abschied, und sagte: „Ihr Guten, — durch euch hab' ich einmal wieder die Wonne gefühlt, König zu seyn, und ich werde euch mein Mitleiden und mein Wohlgefallen an eurer Rechtschaffenheit durch die That beweisen." — Kaum war der König in Stockholm angelangt, so setzte er für die beyden tugendhaften Seelen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach der einen Tode auf die andere fallen sollte. Und

als er in der Folge erfuhr, daß das Mädchen einem jungen Bauern aus ihrem Dorfe nicht ganz gleichgültig sey, so ließ er ihr bezeugen, daß ihm diese Verbindung gefalle, und fügte zu jenem Gehalte noch eine Summe zur Aussteuer hinzu. Sie heyrathete dann, und vergaß als Frau so wenig ihre Mutter, daß dieselbe vielmehr noch immer der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt blieb.

20.

Im Winter 1788. ward die alte Mutter des Joh. Conrad Herwig, Tagelöhner auf dem von Hugo'schen Rittergute Großenschneen bey Göttingen, sehr gefährlich krank. Ihr hochbejahrter Ehemann kam fast nicht von der Seite der Leidenden, und war untröstlich bey dem Gedanken: in seinem hohen Alter die Gefährtin seines langen Lebens zu verlieren. Einst, als der alte Christoph Herwig eben auch am Bette der guten Leidenden saß, kam der Prediger des Ortes, um die Kranke zu besuchen. Der Greis hatte sich die Augen roth geweinet, und der Geistliche suchte ihn zu trösten. „Ach, Herr Pastor!" — rief er, und rang die abgezehrten Hände — „hier auf dem Bette liegt meine bisherige Trösterin; wenn die nun Gott zu sich nimmt, wer will sich eines alten schwachen Greises annehmen; wer will meine beyden jüngeren Kinder versorgen, wovon eines sehr schwächlich ist?" — „Ich, Vater!" — rief sein Sohn Conrad, und sprang von seinem Weberstuhle hervor, der, wenn es keine Tagelöhner-Arbeit gibt, ihn beschäftigt. — „Seyd nur zufrieden, Vater," — fuhr er fort — „Ihr sollt an mir die Hülfe und Stütze wieder haben, die Ihr an meiner Mutter verliert. Und wenn ich auch arbeiten sollte, daß das Blut mir aus den Nägeln spritzte, so sollt Ihr doch keine Noth im Alter leiden!" — „Recht gut, mein Sohn!" — sagte der Greis — „aber wenn ich alter Mann nun deiner Mutter nachfolge; wie wird es alsdann meinen beyden un-

erzogenen Kindern gehen?" — hiemit meynte er eine schwächliche Tochter von 16 Jahren, und einen 10jährigen Sohn. „Auch diese" — sagte der rechtschaffene Sohn — „will ich nicht eher verlassen, bis sie entweder als Dienstboten ihr Brod verdienen, oder sich sonst ernähren können." — Der Alte schien sich zu trösten, und bald darauf starb seine geliebte Kranke. Conrad wiederholte jetzt sein Versprechen, und that noch mehr, als er versprochen hatte; denn er entlehnte eine Geld-Summe, wovon er seiner Mutter ein so anständiges Leichenbegängniß bieit, als es im Dorfe nur immer gewöhnlich war, welches dem betrübten alten Wittwer ein sehr großer Trost war. Von diesem Augenblicke an übernahm der gute Conrad ganz allein die Sorge für die Familie, die aus sechs Personen bestand. — Er bezahlte die Hausmiethe und alle Abgaben, und schaffte die nöthigen Lebensmittel und Kleidungsstücke an: da sein Vater, ausser seinem monatlichen Gnadengehalte von einem Thaler, nichts eigenes hatte. Diese kleine Beyhülfe, und die geringe Handreichung zweyer jüngeren Geschwister abgerechnet, verdiente der Sohn Alles mit seiner Händearbeit. So sauer auch sein Beruf als Tagelöhner war, so stand er doch immer sehr früh auf, um noch vorher auf seinem Weberstuhle etwas zu verdienen; und selbst in der Mittagsstunde und des Abends nach vollendetem Tagewerke nahm er jede Gelegenheit wahr, um bey redlicher Geschäftigkeit, vermittelst eines kleinen Nebenverdienstes, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Der Prediger des Ortes, ein gewissenhafter, rechtschaffener Geistlicher, hatte oft Gelegenheit, Zeuge von dem eisernen Fleiße dieses dankbaren Sohnes zu seyn, wobey er dann öfters den Wunsch äusserte: daß manche Müthlinge von Berufs-Arbeitern bey diesem ernstigen Johann Conrad Herwig in die Schule gehen möchten. — So trocknete die kindliche Treue des Sohnes die Thränen wieder, die der hinwelkende Alte jezuweilen in seiner Kammer weinte.

21.

Minsum, ein Mann von geringem Stande in China, verlor durch den Tod sein braves Weib, die ihm einen Sohn geboren hatte. Einige Zeit hernach verheirathete er sich wieder, und bekam von dieser zweyten Frau wiederum zwey Kinder. Das Kind erster Ehe wurde nun von seiner Stiefmutter auf die unbarmherzigste Weise mißhandelt; dessen ungeachtet ertrug es alles geduldig, ohne sich darüber zu beklagen. Einst aber hatte sie dasselbe so sehr mißhandelt, daß es seinem Vater ohnmächtig zu Füßen fiel. Dieser, da er die Sache untersucht, und gefunden hatte, daß das Kind unschuldigerweise so übel behandelt worden war, wollte die grausame Stiefmutter sogleich aus dem Hause jagen. „Thue dieß nicht, mein Vater!" — bat darauf flehentlich der gute, gemißhandelte junge Minsum — „siehe," — sagte er — „unser sind drey Kinder; jetzt leide ich nur allein, verstößest du aber unsere Mutter, so werden wir alle drey leiden; und wer wird denn dich nachher verpflegen? Verstoße sie nicht, lieber Vater!" — Der Vater — bis zu Thränen gerührt, erstaunte über den Edelmuth und die Einsicht des Kindes, und — gab nach. — Aber auch die Stiefmutter wurde durch diese seltene Großmuth so gerührt, daß sie von Stunde an ganz andern Sinnes und die beste Mutter wurde.

22.

Am 4. Julius 1811. brannten in dem französischen Dorfe Pontoise (Pontoahs) bey Noyon vier Wohnhäuser ab. In einem derselben befand sich während des Brandes ein schwacher, blinder, 73jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergessen hatte. Als seiner 20jährigen Tochter, Honorie, beyfiel, daß sie ihn nicht habe aus dem Hause herausgehen sehen, kehrte sie zu demselben zurück. Obschon es bereits in lichten Flammen stand, steigt sie doch durch ein inwendig verriegeltes Fenster, dessen Schei-

den sie mit ihren Händen einschlägt, und sich dadurch ganz blutig macht, hinein. Sie eilt nun auf ihren Vater zu, bey dem die Flamme schon ganz nahe war, umschlingt ihn mitten um den Leib, schleppt ihn mit sich fort, und, die Flammen hindurch trägt sie ihn, zum nehmlichen Fenster, durch welches sie hineingestiegen war, hinaus, und so gelingt es ihr, ihn völlig unbeschädigt in der Straße niederzusetzen. Erschöpft durch diese übernatürlichen Anstrengungen — denn ihr Vater war sehr groß von Wuchs, sie aber jung, zartgliederig und klein, — und vor Freude, ihren Vater glücklich gerettet zu sehen, fällt sie in Ohnmacht; jedoch kommt sie auf die angewandten Mittel wieder zu sich. Jetzt wirft sie sich zu den Füßen ihres Vaters nieder, mit den Worten: „Wie bin ich doch so glücklich! immerhin mag mich jetzt die Flamme verzehren! Du bist gerettet; der Verlust alles Uebrigen macht mir keinen Kummer.“ Sie dachte hiebey so wenig an sich selbst, daß sie weder darauf achtete, wie das Blut aus den Wunden floß, die sie sich durch das Einschlagen der Glasscheiben verursacht hatte, noch daß ihr der Verlust ihrer Kleidungsstücke und alles dessen, was sie besessen, den geringsten Kummer machte.

Kindliche Ehrerbietung und Folgsamkeit.

23.

Ferdinand II. der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts das Königreich Leon (jetzt eine Spanische Provinz) beherrschte, liebte seinen Sohn so zärtlich, daß er vom Throne stieg, und denselben, ungeachtet seiner Weigerung, an seine Stelle setzte. Alphons, sein Sohn, verdiente diese unbegrenzte Liebe: denn er lebte, so zu

sagen, bloß für seinen Vater. Wenn er sich genöthigt sah, gegen die Feinde der Christen zu Felde zu ziehen, so gieng er nie aus dem Pallaste, ohne den Segen seines Vaters zu haben; und kehrte er dann zurück, so führte ihn sein Herz vor allen Dingen zu Ferdinands Füßen hin. Sein Tagewerk war zwischen der Sorge für den Staat und seinen Vater getheilt. War er nicht um ihn, so brauchte er die Vorsicht, Leute bey ihm zu lassen, deren Eifer und Treue er kannte. Oft stand er des Nachts auf, um selbst zu sehen, ob sein Vater schliefe, oder ob er etwa durch eine ihm zugestoßene Unpäßlichkeit in seiner Ruhe gestört worden seyn möchte. In Ferdinands Gegenwart setzte er sich nicht eher nieder, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Alphons erhielt einst einen glänzenden Sieg über die Mauren *). Ferdinand fühlte ein brennendes Verlangen, seinem Sohne entgegenzugehen, und über den jungen Helden seine väterlichen Segnungen mit Thränen der Freude zu ergießen. Der gute Greis verlangte durchaus, daß man ihn in seiner Sänfte, ungeachtet seiner Schwächlichkeit und gegen die Vorstellungen derer, die ihm ergeben wären, seinem Sohne entgegen tragen sollte. — Zu den Bedienten, welche durch die Aeusserung: „Sie wissen es, gnädigster Fürst, daß der König uns ausdrücklich befohlen hat, für Ihre Erhaltung zu wachen" — ihn zurück zu halten versuchten, sagte er: „O meine Freunde, daß ich meinen Sohn, daß ich ihn als Sieger umarmen kann, wird mir sicher alle meine Jünglingskraft wieder geben. Versagt mir das nicht, und ich werde glauben, daß ihr mir den wichtigsten Dienst geleistet habt!" — Ferdinand gieng also dem jungen Könige entgegen, und kaum hatte ihn Alphons erblickt, als er vom Pferde stieg, und in seines Vaters Arme eilte, von dem man ihn nicht trennen konnte. „O, wenn mein Sieg mir eine süße Trun-

*) Ein der muhamedanischen Religion zugethanes Volk, das aus dem nördlichen Afrika nach Spanien eingewandert war.

kenheit einflößt, so ist es, weil er mir durch die Liebkosungen meines Vaters belohnt wird," — rief er aus, und folgte der Sänfte Ferdinands zu Fuße nach. Vergebens suchte der Vater ihn zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen sollte, weil es doch nicht schicklich seye, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. — „Dieß sind nicht Ihre Söhne," — antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. — Als sie vor dem Pallaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater!" — sagte er zu ihm — „Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen reicht, das wissen Sie nicht; sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite; ich beneidete sogar ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heissen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen." — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten.

24.

Der Preussische Rittmeister Kurzhagen vom ehemaligen von Ziethen'schen Leibhusaren Regimente, war eines, an der Mecklenburgischen Grenze ansässigen, märkischen Landmannes Sohn, und hatte sich seinen Posten bloß durch persönliches Verdienst erworben. Bey seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beyden alten Aeltern, arme Landleute, nach Mecklenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Sie sehen, vom Pferde springen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben, und sie öffentlich umarmen, war eins. Er behielt sie nachher lebenslang bey sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, wenn auch der vornehmste Besuch da war. Kleine Geister machten ihre

Bemerkungen, und murrten zum Theil so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals Ziethen kam. Und was that der große Ziethen? — Was jeder große und ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde; er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Officiere seiner Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafal: „Wo sind Ihre würdigen Aeltern? lassen Sie sie gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben. Er gieng sogar selber hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater traulich die Hand, und stand dann, das Glas in der Hand, mit den Worten auf: „Meine Herren, auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!" — Kurzhagens Betragen fand in Prof. Engels Schauspiele: „der dankbare Sohn" eine dem Gegenstande angemessene Verewigung. Ziethens nicht minderes Gefühl von Menschen-Werth und Menschen-Würde sollte aber auch nicht dabey vergessen werden.

Friedrich der Einzige hatte Kurzhagen, welcher Ritter des Verdienst-Ordens war, einst mit zur Tafel einladen lassen. „Von was für einem Hause stammt Er ab?" fragte ihn der große König, vermuthlich um seine Gesinnungen zu prüfen. „Von gar keinem, Ew. Majestät," — erwiederte der Rittmeister — „bloß Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine anderen Aeltern in der Welt vertauschen." „Das heißt edel gedacht," — sprach der große Monarch, und eine Freuden-Zähre floß seine Wangen herab. „Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen, er ist kein edler Mann, und kann auch keiner werden!"

25.

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1787. folgender rührende Vorfall. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter

junger Mensch herbey (er hieß Krappenberger), und küßte einem der Züchtlinge ehrfurchtsvoll die Hand. Dieß sah der Staatsrath, Baron von Kressel, aus seinem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich holen, und sagte ihm: daß es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. — „Aber" — erwiederte der bestürzte Jüngling, — „dieser Missethäter ist mein Vater!" — Gerührt durch diese kindliche Handlung erzählte der Baron dem Kaiser den Vorgang; und dieser gab Befehl, dem jungen Menschen das erste ledig werdende Stipendium zu ertheilen.

Wie beschämt nicht dieser edle Sohn so manche Söhne und Töchter, die sich, wenn sie groß geworden sind, über die Pflichten gegen ihre Aeltern hinaussetzen; oder wenn sie vornehmer, reicher, oder gelehrter, als ihre rechtschaffenen Aeltern sind, sich derselben wohl gar schämen! —

26.

Ferdinand, König von Arragonien, der Großmüthige genannt, war der Vater Alphons V. und regierte in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Auf dem Sterbebette bat Ferdinand diesen seinen ältesten Sohn, seinem jüngern Bruder, Johann, doch das Königreich Castilien zu überlassen. — „Mein lieber Vater!" — antwortete Alphonsus, — „der Ruhm, Ihnen gehorsam gewesen zu seyn, wird von mir immer höher geachtet werden als mein Erstgeburts-Recht. Wenn Sie glauben, daß mein Bruder Ihre Stelle besser ersetzen wird als ich, so bin ich es gern zufrieden, daß Sie ihm alle Ihre Königreiche hinterlassen. Ich werde Ihre Anordnungen so heilig befolgen, als wenn sie von Gott selbst kämen." — Diese Worte rührten Ferdinanden so sehr, daß er noch im Sterben Thränen der Rührung über diesen guten Sohn weinte.

Geschwister-Liebe.

27.

Bey der Belagerung von Lyon im J. 1793. lebte daselbst ein glücklicher Vater zweyer Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bey den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter wurde noch erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, so setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen: „der schwarze Keller" so bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht, und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinausgeht, und rief ihm bey seinem Namen. Als der kleine Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er, allein vergebens, seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können. — „O mein Bruder!" — rief der jüngere — „dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?" — „Ja, Bruder! — antwortete jener — „ich habe alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehreren Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!" — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: „Ach er soll sterben, und ist noch nicht 15 Jahre alt!" — Man drohete ihm,

damit er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache mit Gewalt hinweggerissen, und vor einen der Commissäre gebracht wurde. Zum Glücke war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen, und sich in sein Geschick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, — daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob, und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertel-Stunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — „Gott im Himmel," — riefen Beyde — „mein Bruder!" — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!" — „Das sollst du auch nicht!" — sagte der Commissär, — geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd!"

28.

Ein Herr v. Remonsat zu Marseille (Marselj') ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln. Er dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit gemacht hatten, besonders durch die zärtliche Geschwister-Liebe, die unter ihnen herrschte. — „Aber" — fügte er hinzu — „ich habe euch ein Geheimniß zu entdecken, das einen von euch aus eurem Kreise entfernen wird. So lange ich Hoffnung hatte zu leben, verschwieg ich es euch; aber eure Rechte bey der Theilung meines Nachlasses darf ich nicht schmälern. Einer von euch ist ein von mir angenommenes Kind; das Kind der Amme, an deren Brust mein wahres Kind starb. Soll

ich ihn nennen?" — Nein, Nein! riefen alle, wir wollen alle Geschwister bleiben.

29.

Ein Transport Portugiesischer Truppen, die nach Indien schifften, litt unterwegs Schiffbruch. Ein Theil der Geretteten trat auf der Küste der Kaffern ans Land, und der Rest stach auf einem aus den Trümmern des Schiffes erbauten Boote in die See. Als sie eine ziemliche Strecke weit gesteuert hatten, nahm der Steuermann wahr, daß das Fahrzeug überladen war, und bemerkte dem Anführer, daß es in Kurzem untersinken müßte, wenn man nicht ein Dutzend Schlachtopfer in's Meer würfe. Das Loos fiel unter andern auf einen Soldaten, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat. Sein jüngerer Bruder fällt dem Commandanten des Schiffes, Eduard v. Mello, zu Füßen, und bittet flehentlich, die Stelle seines ältern Bruders vertreten zu dürfen. „Mein Bruder" — sagte er — ist geschickter als ich; er ernährt meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern; wenn sie ihn verlieren, so müssen sie alle im Elende verderben. Erhalten Sie ihr Leben, indem sie das seinige erhalten, und lassen Sie mich umkommen, der ihnen keine Hülfe leisten kann. Mello willigte darein, und ließ ihn in's Meer werfen. Der Jüngling schwimmt dem Boote sechs Stunden lang nach; endlich erreicht er es. Man droht ihm mit dem Tode, wenn er es versuchen würde, sich hinein zu schwingen. Die Liebe zu seiner Erhaltung siegt über die Drohung; er klettert hinauf; man will ihn mit einem Degen durchstoßen, er fängt ihn auf, und hält ihn fest, bis er sich ins Boot geworfen hat. Diese ausserordentliche Standhaftigkeit gieng Jedermann zu Herzen. Es ward ihm erlaubt, bey den andern zu bleiben; und so gelang es ihm, sein und seines Bruders Leben zu erhalten.

30.

Zu Vernanton (Wernanton) an der Yonne (Yohn) im südwestlichen Frankreich, lebte noch vor wenigen Jahren ein Floß-Schiffer, Namens Aubry (Ohbry), arm an Gütern und Schätzen, aber reich durch eine Reihe würdiger Kinder, die in der innigsten Eintracht und Zärtlichkeit mit einander lebten. Furchtbare Ueberschwemmungen der Yonne, eines reissenden Flusses, auf welchem sehr viel Bauholz abwärts geführt wird, hatten die Floßgassen und Wehre zerstört: man hatte neue unternommun, und mit großen Kosten zu Stande gebracht. Am letzten October 1800. wurde das neue Fahrwasser eröffnet, und auf dem Floße, welcher zuerst Gebrauch davon zu machen bestimmt war, sollte der kaum 13jährige Sohn Aubry's seine erste Fahrt machen. Es war ihm aufgetragen, das hintere Ende des Floßes zu leiten. „Nein," sagte sein Vater, — „diese Stelle ist zu gefahrvoll für dein zartes Alter, und die Gewalt des Wassers ist zu groß; ohne mich sollst du dieses Wagestück nicht beginnen, ich werde dir zur Seite stehen." Der Sohn lehnte des Vaters Hülfe ab. „Wenn i ch unglücklich wäre, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel," — sagte er, — „noch bin ich nicht im Stande, vieles für sie zu thun; aber wenn auch dich mein Unglück mit hinab in die Wellen rißе, guter Vater, alsdann hätten sie Alles verloren, ihren Rathgeber, ihren Freund und Helfer. Darum laß mich allein, mich beschirmt die Vorsehung, und ich habe die frohe Hoffnung, dich bald wieder zu sehen!" — Der Vater, ohne auf diese Rede seines Sohnes zu achten, bestieg den Floß mit dem Sohne, und stand schützend neben ihm; er hatte den einen Arm um den Jüngling geschlungen, der muthig steuerte, mit dem andern hielt er sich am Gebälke fest. Kaum war der Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank. Die schäumenden Wellen tobten so ungestümm und mit solcher Gewalt, daß es der stärksten menschlichen Kraft

unmöglich war, ihrer Wuth zu widerstehen. So fest der Vater den Sohn umklammert hielt, so konnte dieß doch die Wogen nicht hindern, beyde von einander loszureissen. Laut auf schrie Aubry, als er seinen geliebten Sohn von dem Strudel ergriffen sah; noch sucht er alles anzuwenden, um seinen Sohn zu retten, aber bald ergreift auch ihn der Strudel, und verschlingt ihn wie jenen. Am Gestade hatte sich eine Menge neugieriger Personen eingefunden, die das schreckenvolle Schauspiel mit ansahen; man ruft inständig um Hülfe und Rettung für die Unglücklichen; gute Menschen eilen herzu, und bieten den im Schwimmen geübten starken Strandbewohnern Geld zur Belohnung an. Aubry und sein Sohn kämpfen mit den Wellen; der Alte, erfahrner in ähnlichen Gefahren, hält sich lange empor: sein Blick sucht Hülfe, für seinen Sohn mehr als für sich selbst. Auch der Jüngling kämpft rüstig, aber der Strudel ist zu gewaltig, seine Kräfte ermatten. Jetzt eilen noch andere menschenfreundliche Einwohner herbey mit Stangen und Schlingen, und Tauen, die sie dem kämpfenden Aubry zuwerfen, so weit sie können; einige wagen sich bis über die Hälfte des Leibes, und so gelingt ihnen die Rettung des Vaters; er wird an einem Taue, das er ergriffen hat, an das Gestade gezogen; sinnlos liegt er hier, denn jetzt erst hemmt ihm die schreckliche Begebenheit den Gebrauch seiner Sinne. Indessen waren auch Aubry's Töchter, welche die Angst kaum aufrecht erhalten hatte, herbeygekommen; dankbar und flehend zugleich erhoben sie die Hände gegen den Himmel: in ihrem Danke für den wiedergeschenkten Vater lag zugleich die heisse Bitte um des geliebten Bruders Rettung. Aber mit jedem Augenblicke verschwand die Hoffnung mehr und mehr: vergebens waren die Thränen und Bitten des durch die Pflege seiner Töchter wiedererwachten Vaters: Niemand wollte sich in den tiefen Strudel wagen, in welchem jetzt nur noch eine Hand, jetzt ein Theil des Kopfes auf Augenblicke sichtbar wurde. Jetzt war auch

der ältere Bruder, den die Trauer-Botschaft zuletzt erreicht hatte, herbeygeeilt, „Weh uns, mein Sohn!“ — ruft ihm der Vater entgegen, und reckt die Hände nach dem Strome aus. — „Ach!“ — seufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor in Italien eine Kanonenkugel den linken Arm genommen hatte, — „armer Bruder! Ist denn Niemand der ihn rettet! Erbarmt sich kein Mensch dieses Hülflosen?“ So rief er, und zeigte mit thränenvollen Blicken auf den elenden Rest seines in der Schlacht verlornen Armes. Umsonst ist sein angstvoller Hülfe-Ruf; er stürzt sich zu den Füßen seines Vaters, und schwört: ich rette ihn, oder ich sterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!“ — Mit diesen Worten rafft er sich auf, und stürzt sich besonnen in den rauschenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen: dennoch gelangt er an die gefahrvolle Stelle, erreicht den Bruder, hebt ihn durch eine geschickte Wendung auf seinen Rücken, und ist so glücklich, ihn unter lautem Jubel der anwesenden Menge, an das Gestade und in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Zwar schien der 13jährige Knabe jetzt ohne Leben; aber die Vorsehung segnete den Gebrauch der zu seiner Erhaltung angewandten Mittel, und der Triumph der Tugend, in welcher hier Vater und Söhne wetteiferten, ward dadurch vollständig.

31.

Während der Streitigkeiten zwischen Antonius und Augustus, die den ganzen römischen Staat beunruhigten, war Adiatorix, aus dem Geschlechte der Vierfürsten in Gallo-Grécien, von Antonius zum Oberherrn oder Fürsten der Stadt Heraklea in Pontus gemacht worden. Ein Theil dieser Stadt war durch eine römische Kolonie bewohnt. Adiatorix, der die Römer haßte, und sich von ihnen unabhängig zu machen wünschte, suchte aus den Zwistigkeiten derselben Vortheile zu ziehen; er überfiel einst, unter dem Vorwande eines Befehls von Antonius, des Nachts die Einwohner dieser Stadt, und

ließ sie alle umbringen. Nach der Niederlage des Antonius gerieth Adiatorix in die Gewalt des Augustus, gegen den er sich zwar dieser ausgeübten grausamen Handlung wegen mit dem Vorwissen des Antonius selbst zu entschuldigen suchte, der aber hierauf nicht achtete, sondern ihn und den ältesten seiner drey Söhne zum Tode verurtheilte. Vor Vollziehung des Urtheils mußte erst Adiatorix nebst seiner Gemahlin und seinen drey Söhnen den Triumph-Einzug des Augustus noch glänzender machen helfen. Nach dieser erlittenen Demüthigung wurde die ganze fürstliche Familie zum Richtplatze geführt, wo die Mutter mit ihren übrigen Söhnen der Hinrichtung der Verurtheilten zusehen sollte. — Was geschah? Die Soldaten konnten den Vater von den Söhnen wohl unterscheiden, aber den ältesten Sohn nicht von dem zweyten, weil dieser für den ältesten sich ausgab, und durchaus für seinen Bruder sterben wollte. Dytevus, der älteste, fühlte tief die Seelengröße des Bruders, vergalt seine Liebe mit Liebe, und behauptete standhaft sein Erstgeburtsrecht. Da standen die Soldaten, wußten nicht, welchen von beyden sie hinrichten sollten. Der Wettstreit der Brüder dauerte fort, ward immer heftiger, und setzte alle Zuschauer in Erstaunen. Jeder von ihnen wollte der älteste, — beyde wollten hingerichtet seyn. Wer konnte den Streit entscheiden als die Aeltern? Und — wie entschieden sie ihn? Der scheidende Vater und die hinterbleibende Mutter nahmen den Aeltesten auf die Seite, und redeten ihm zu, dießmal der zweyte zu seyn. — Komm du, Dytevus, nicht mit mir, sprach jener. — Bleib du, Dytevus, lieber bey mir, sprach diese: — du kannst, als der älteste, — sprachen beyde, — am besten deine Mutter und deinen andern Bruder beschützen. — Dieser letzte Beweggrund allein vermochte den Dytevus nachzugeben, und sein jüngerer Bruder wurde an seiner Statt enthauptet. Ein so ausserordentliches Beyspiel zärtlicher Liebe wurde selbst von den Feinden der unglücklichen Familie bewundert. Augustus, als er es hörte,

ließ es nicht dabey bewenden, daß er über diese auf seinen Befehl geschehene Hinrichtung Thränen vergoß; er ließ den edeldenkenden Bruder an seinen Hof kommen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und suchte dadurch den Hinterbliebenen einigen Ersatz für ihren erlittenen Verlust zu leisten. — Lernet, Brüder, hier Bruder-Liebe, und übt sie doch, wenn auch nur zur Hälfte so aus! Zu sterben für einander habt ihr wohl nicht nöthig: lebt wenigstens für einander! — Dyteus, der ältere, ließ, weil Vater und Mutter es so wollten, den jüngern mit dem Vater sterben, und lebte für die Mutter und für den Bruder; der Jüngere, wenn auch Vater und Mutter es nicht verlangt hätten, starb mit dem Vater für Mutter und Bruder. — Sagt, welcher von beyden erscheint als der Größere?

32.

Zu Treuen, einem Sächsischen Städtchen, lebten drey Geschwister, Kinder des schon längst verstorbenen Webermeisters Schildbach, im schönsten Bunde der Liebe und Zuneigung. Alle drey zeichneten sich eben so sehr durch Fleiß, Sittlichkeit und Ordnungsliebe, als insbesondere durch kindliche Dankbarkeit gegen ihre noch lebende Mutter aus. Diese war von ihrem Manne in dürftigen Umständen zurückgelassen worden, aber ihre guten Kinder arbeiteten für sie, und gaben ihr gern alles, was sie verdienten. Es konnte nicht fehlen, solche musterhafte Aufführung mußte ihnen nicht nur die Achtung des ganzen Orts, sondern auch manchen schönen Genuß häuslicher Glückseligkeit verschaffen. Diese letztere wurde nur dadurch etwas vermindert, daß die Schwester mehrere Wochen hindurch mit Anfällen von tiefer Schwermuth behaftet wurde. Zwar verrichtete die bedauernswürdige Gemüthskranke auch an solchen Tagen, wo sie insgeheim zu leiden schien, ihre gewöhnlichen Geschäfte mit aller Ordnung und Sorgfalt. Einmal aber verleitete doch ihr Tiefsinn sie so weit, daß sie ihre Mutter und

Brüder heimlich verließ, und erst nach acht Tagen von ihren sie ängstlich suchenden Brüdern in einem Walde gefunden wurde, wo sie, ihrer Aussage nach, ohne Genuß ordentlicher Nahrungsmittel, sich aufgehalten hatte. Kaum war sie wieder zur Besonnenheit gekommen, als sie auch ihren Brüdern willig nach Hause folgte, und gut und arbeitsam, wie zuvor sich betrug. Aber nicht lange darauf bekam sie ihre Zufälle der Schwermuth in einem noch heftigeren Grade. Die liebenden Brüder thaten jetzt alles, um die gute Schwester aufzuheitern; sie arbeiteten für sie, und ließen es an nichts fehlen, was ihr ihre vorige Stimmung wieder verschaffen konnte. Es war rührend anzusehen, wenn sie so mit ihrer Schwester am Arme die schönen Gegenden in der Nähe ihres Wohn-Ortes durchwandelten. Alles zeigte dann den hohen Grad von Liebe und Theilnahme, der sie beseelte, und wer sie kannte, der wußte auch, daß sie gern Alles, auch das Liebste, einer für das Glück des andern aufgeopfert hätten. Wie nothwendig diese liebevolle Sorgfalt der Brüder für ihre arme Schwester gewesen seye, lehrt der traurige Ausgang dieser Geschichte. Am 11. Juny 1799. hört die Mutter sie früher als gewöhnlich aufstehen, folgt ihr sogleich, kann sie aber im ganzen Hause nicht finden. Augenblicklich weckt sie ihre beyden Söhne, die auch gleich eilen, die Verschwundene aufzusuchen. Nicht weit von dem Städchen begegnen ihnen einige Bekannte mit der Nachricht: ihre Schwester sey vor einigen Minuten auf dem Wege, den sie gekommen, hingegangen. Die bekümmerten Brüder verdoppelten nun ihre Schritte. Man kann sich denken, mit welcher Aengstlichkeit die Mutter auf ihre Rückkunft wartete. Unterdessen verstrich dieser Tag und die Hälfte des folgenden, ohne daß sie Nachricht von ihren Kindern erhält, noch auch Jemanden ihren Kummer zu entdecken wagt. Erst am dritten Tage hört sie, ein Holzbauer habe am Rande eines Teiches im Walde Kleidungsstücke von zwey Mannspersonen gefunden, im Teiche

selbst aber etwas schwimmen sehen, und als er es mit Hülfe mehrerer Personen ans Ufer gezogen, eine ertrunkene Weibsperson entdeckt. Mehrere Personen aus dem Städtchen eilen auf diese Nachricht nach dem Teiche, und erkennen in der Ertrunkenen die unglückliche Schildbach. Das Wasser wurde nun abgelassen, und erst gegen Mittag fand man auch die beyden Brüder in der größten Tiefe des Teiches, bis aufs Hemd entkleidet, im Schlamme liegen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese ihre Schwester, der sie auf dem Fuße nachfolgten, im Teiche liegend gefunden haben, und daß ihre brüderliche Liebe ihnen den Entschluß eingeflößt hatte, für die Rettung derselben Alles zu wagen, den sie auch um so gewisser glücklich auszuführen hofften, da der ältere von ihnen ein guter Schwimmer war. Sie entkleideten sich also, sprangen, erhitzt vom starken Laufen, in den Teich, der tiefer war als sie es erwarteten, und starben, da es an demselben Morgen sehr kühl war, nicht am Ersticken, sondern am Schlage, als Opfer ihrer treuen Anhänglichkeit an einander. — Welch' ein seltenes edles Brüderpaar! — Sie verfehlten zwar ihres guten Zweckes, — den sie gewisser erreicht haben würden, wenn sie nicht so erhitzt in das Wasser gegangen wären, — und verbreiteten bangen Gram über das Herz ihrer trostlosen Mutter; aber dennoch ruft es laut zu ähnlichen Gesinnungen den, der auch Geschwister hat, und im Stande ist, etwas zu ihrer Ruhe und Beglückung beyzutragen. Sie sind ihnen ja so nahe, und näher als andere Menschen; sollten sie nicht auch gern etwas für sie thun, und um ihretwillen willig ein Opfer bringen, selbst wenn es ihnen schwer würde?

33.

Bey der im Jahre 1793. im Hannöverischen gemachten Truppen-Aushebung, war auch der Meier, Heinrich Christoph Weber, aus dem Flecken Grohnda an der Weser, mit seinen drey Söhnen, vor Oberamt zu erschei-

nen bestellt, damit einer von den letztern zum Rekruten ausgewählt werden könnte. Den ältesten Sohn, Ludwig Weber, als künftigen Erben der Meierey, konnte und durfte man dem alten Vater und dem väterlichen Hofe nicht wohl entreissen; auch den zweyten Sohn trug man Bedenken, wegzunehmen, weil seine an einen Meier in der Nachbarschaft verheirathete Schwester, die keine Kinder hatte, diesen Burschen von Jugend auf erzogen, und gleichsam an Kindes-Statt angenommen hatte, und er deren Meierhof antreten sollte. Das Loos traf also den jüngsten der drey Brüder, einen Jüngling von 17 Jahren; er wurde, da er groß und stark genug war, als Rekrut aufgezeichnet. Die Augen schwer von Thränen, umarmten sich nun Vater und Sohn, Bruder und Bruder, und sagten einander ein Lebewohl auf immer; kurz, es eröffnete sich ein Auftritt, der alle Anwesenden erschütterte, und den kein Mann von Gefühl ohne innige Theilnehmung mit anzusehen vermochte. Der älteste Bruder war am meisten bewegt, und jeder aufmerksame Menschen-Beobachter konnte in seinem Gesichte den Kampf, der im Innersten seiner Seele vorgieng, und den Schmerz über die Trennung von seinem geliebten Bruder, gar leicht entdecken; er erbot sich, statt seines Bruders dem Vaterlande zu dienen, wenn er unter die Kavallerie abgegeben würde, welches man ihm jedoch nicht versprechen konnte. Des andern Tages, einige Stunden vorher, ehe der Rekruten-Transport abgeführt werden sollte, kam Ludwig Weber vor das Amt, und bat, ihn unter die Rekruten aufzunehmen, und seinen Bruder loszugeben. „Er habe" — sagte er — „diesen Schritt reiflich überlegt, und nichts könne ihn nunmehr von der Ausführung desselben abhalten." — Als Haupt-Beweggrund seines Entschlusses führte er vorerst an: die große Anhänglichkeit seiner Aeltern an seinen jüngsten Bruder, denen die Trennung von diesem ihrem Lieblinge gar zu nahe gehe; sodann das noch jugendliche Alter desselben, welches zu den im Kriege unvermeidlichen Strapatzen

noch nicht abgehärtet genug, auch den Verführungen mehr als ein reiferes Alter ausgesetzt seye; und endlich Vaterlands-Liebe, er könne nehmlich, da er schon 24 Jahre alt seye, dem Feinde thätigern Widerstand thun, als sein Bruder. — Der würdige Beamte rief ihm zu: „Ihr seyd ein edler Mann!" — reichte ihm dabey die Hand, und sagte: „bleibt künftig mein Freund, und ein eben so biederer deutscher Mann, wie Ihr euch jetzt zeigt; ich kann Euch zwar nicht belohnen, nur bewundern muß ich Eure erhabene Seele; Ihr habt meine ganze Hochachtung und zugleich die Versicherung, daß Euch, nach der Landesherrlichen Bestimmung, das nächste Recht zu dem väterlichen Meierhofe zustehe." — Ludwig Weber, der bey diesen Worten seinem Obern die Hand drückte, und dem die Thränen aus den Augen rollten, sagte weiter nichts, als: „Sorgen Sie für mich!" und ward jetzt in die Mannschafts-Liste eingetragen, und mit den andern Rekruten abgeführet.

34.

Artemenes und Xerxes machten beyde nach ihres Vaters, Darius Hystaspes, Tode Anspruch auf den Persischen Thron. Da Artemenes, der ältere Bruder, auf die Welt gekommen war, ehe noch sein Vater die Regierung angetreten hatte: so betrachtete sich Xerxes, der jüngere Bruder, als den eigentlichen Sohn des Königes Darius. Weil nun ihr Vater über die Erbfolge nichts festgesetzt hatte, so mußte erst entschieden werden, — wer von ihnen die Persische Krone erhalten solle. — Inzwischen da Artemenes eben abwesend war, als Darius starb, so nahm Xerxes sogleich alle Zeichen der königlichen Würde an, und übte alle ihre Gewalt aus. Als aber sein Bruder nach Hause kam, verließ er den Thron, legte die Krone und den königlichen Schmuck ab, gieng ihm entgegen, und empfieng ihn auf das liebreichste. Sie kommen nun miteinander überein, daß sie ihren Oheim Artapherues zum Schiedsrichter in ih-

rer Angelegenheit machen, und sich bey seinem Ausspruche beruhigen wollen. — Ehe dieser darüber entschieden hatte, gaben sich beyde Brüder gegenseitige Beweise einer aufrichtigen Liebe, machten einander Geschenke, und stellten Gastmahle an, wobey Achtung und Zutrauen von beyden Seiten alle Furcht und allen Argwohn entfernten. — Als Artaphernes sich zu Gunsten des Xerxes erklärt hatte, warf sich sein Bruder, nach Landes-Sitte, vor demselben nieder, erkannte ihn als seinen Herrn, und setzte ihm mit eigener Hand die Krone auf. — Wenn man bedenkt, wie viele Kinder sich oft um einen noch so geringen Nachlaß ihrer Aeltern zanken und sogar Prozesse führen: so verdient die Handlungsweise dieser beyden Brüder vorzügliche Bewunderung, da sie die Entscheidung über das Recht, eines der größten Reiche der damaligen Welt zu beherrschen, so ruhig erwarteten, und der Verlierende sich dem gefällten Urtheile so willig unterwarf. —

35.

Der Sohn eines reichen Kaufmannes zu London hatte sich in seiner Jugend allen Ausschweifungen ergeben. Statt auf die Erinnerungen und Warnungen seines guten Vaters zu achten, verachtete er dieselben, und verursachte dadurch seinem Vater so vielen Kummer, daß er krank wurde, und starb. Vor seinem Tode errichtete er aber noch ein gerichtliches Testament, nach welchem er diesen seinen jüngern Sohn, der Dorval hieß, enterbte. Dorval stellt, da er den Tod seines Vaters erfährt, ernstliche Betrachtungen an, geht in sich, und beweint seine vorigen Verirrungen. Er hört bald, daß er enterbt seye. Diese Nachricht entreißt seinem Munde kein Murren. Er ehrt dieß Andenken selbst noch in der seinem Vortheile so äusserst nachtheiligen Lage; er sagte weiter nichts, als: „ich habe es verdient.“ Diese Mäßigung kommt seinem ältern Bruder Jenneval zu Ohren, welcher voll Freude über Dorvals glückliche Her-

zens- und Sinnes-Aenderung, ihn sogleich aufsucht, ihn umarmt, und mit folgenden Worten anredet: „Lieber Bruder! unser gemeinschaftlicher Vater hat nach seinem Testamente, das du hier siehst, mich zu seinem einzigen rechtmäßigen Erben eingesetzt, aber er wollte nur den Menschen ausschließen, der du sonst warst, und nicht denjenigen, der du jetzt bist! ich gebe dir den Theil, der dir zukommt!"

36.

Poiresе (Poarehs), der Sohn reicher und vornehmer Aeltern in der Provence (Prowahnſ', Name einer Provinz, jetzt einiger Departements im mittäglichen Frankreich), zeigte schon in seiner frühen Jugend eine unbeschreiblich große Lernbegierde. Bey Allem, was ihm vorkam, hörte er nicht auf, nach dessen Namen, Ursprung und Nutzen zu fragen, und nicht selten wurden, bey seinem Scharfsinne und frühreifen Verstande, selbst die Erwachsenen um ihn her durch seine Fragen dergestalt in Verlegenheit gesetzt, daß sie nicht wußten, was sie ihm antworten sollten. Sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Betragen gewann ihm die Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten, und Jedermann suchte ihm Vergnügen zu machen. Vorzüglich verdient hier auch seine edle Bruder-Liebe als Muster aufgestellt zu werden. Er war noch nicht älter als sieben Jahre, da er seinen fünfjährigen Stief-Bruder Valave (Walaw) unter seine Leitung nahm. Er ordnete nicht nur seine Geistes-Beschäftigung, sondern wachte auch über seine Sitten; er leitete seine Handlungen mit der Geduld und mit dem Eifer eines in der Erziehungs-Kunst erfahrenen Mannes. Das Anziehendste bey diesem Benehmen war, daß der kleine Lehrer seinen Schüler nie die Ueberlegenheit seines Alters, seines Geistes und seines Geschäftes empfinden ließ, seinen kleinen Zögling, auch wenn er fehlte, mit brüderlicher Schonung behandelte, bey'm Unterrichte alle Geduld und Aufmerksamkeit auf ihn

wandte, in den Erholungs-Stunden aber, voll Frohsinnes, ganz nach Kinderart, mit ihm spielte. So gab nun dieser verständige und rechtschaffene Knabe, indem er selbst mit anhaltendem Eifer studirte, seinen Lehrern pünktlich gehorchte, und seine Pflichten mit größter Strenge beobachtete, dadurch seinem Bruder ein sehr einladendes Beyspiel zu einer guten Aufführung. Und dieß schöne Bezeugen des jungen Erziehers war keineswegs nur von kurzer Dauer; er setzte vielmehr seine Bemühungen bis ins Jünglings-Alter fort. — Welch' ein schönes, nachahmungswürdiges Muster für junge Leute, die daraus lernen können: wie die ältern Geschwister die kleineren unterstützen, in Aufsicht halten, unterrichten, und zärtliche Sorgfalt für sie beweisen sollen; so wie es Pflicht der jüngeren ist, gute Ermahnungen und Lehren ihrer älteren Geschwister bescheiden und gerne anzunehmen, und zu befolgen!

37.

Der berühmte Englische General Elliot hatte im J. 1786. durch eine Gesandtschaft, und durch die Ehrfurcht, welche sein Name einflößte, den Dey von Algier bewogen, vierzehn Engländer, welche ein Jahr vorher auf einem Portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen, und in Algier als Sclaven verkauft worden, wieder loszugeben. Einer von ihnen — er hieß John Williams (Tschon Willjähms) — bediente sich der erhaltenen Freyheit, ehe sie von Algier abreiseten, die verschiedenen Sklaven-Behältnisse zu besehen, und fand in einem derselben ganz unvermuthet seinen älteren Bruder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiedersehens, welche die beyden Brüder genoßen, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Aber der ältere hatte die Ketten schon 10 Jahre lang getragen, und unter der anstrengendsten Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Kräfte und Gesundheit völlig zugesetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht über's

Herz bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurückzulassen. Das süße Geschenk der Freyheit, und die Hoffnung, sein Vaterland wiederzusehen, verlor allen Reitz für ihn, weil sein geliebter Bruder so elend war. „Weißt du was, Bruder!" — sagte er zu ihm — „ich bin jung und stark. Ich kann eine solche Lebensart noch länger ausdauern. Kehre du statt meiner nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loslassung sorgen wirst." — Der Kranke weigerte sich lange: aber endlich gab er den Bitten seines jüngern Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverey loskaufte. —

Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher.

38.

Der römische Kaiser Marcus Aurelius hegte stets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer; und was sein Herz für sie empfand, davon zeugten auch seine Handlungen. So bat er sich für den Fronto und den Rusticus Ehrensäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Consuls. Als die Dürftigkeit des letztern mit dieser Würde, welche zu den ersten im römischen Staate gehörte, sich nicht zu vertragen schien, gab er die zu dessen standesmäßigen Lebensart erforderlichen Kosten aus seinen eigenen Mitteln her. Diesen seinen Lehrer hielt er auch so werth, daß er ihm, so oft er ihn sahe, mit einem Kusse seine Ehrfurcht bezeugte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen immer zuerst zu grüßen pflegte. Einen andern sehr schönen Beweis seiner dankbaren Ge-

sinnungen gegen seine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen seinem unter dem Titel: „Betrachtungen über sich selbst" geführten Tagebuche vorsetzte, und öffentlich bekannte: wie vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienste sie um sein sittliches Wohlseyn hätten. Nachdem er sie, so lange sie lebten, mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, so ließ er nach ihrem Tode ihre Bildnisse aus Gold verfertigen, stellte dieselben unter die Hausgötter in seine Capelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfern, und bestreute sie mit Blumen.

39.

Der Prediger N... zu Eisenberg hatte, neben andern vermöglichen Bauern-Kindern, einem armen Hirten-Knaben den Vorbereitungs-Unterricht auf seine Confirmation ertheilt. Der Hirten-Knabe, der das Glück, ein Christ zu seyn, und so viele gute Lehren erhalten zu haben, hochschätzen gelernt hatte, schrieb bald darauf seinem obgedachten Lehrer folgendes, hier unverändert eingerückte herzliche Danksagungs-Schreiben: „Mein lieber Herr Pastor! Ich bedanke mich vielmahl für die Mühe, die Sie von meinetwegen gehabt haben; ich wünsche, der liebe Gott wird es viel tausendmal vergelten, weil ich bis hieher in der Irre gegangen habe, und Sie mich auf den rechten Weg des Lebens geführet haben, welches ich Ihnen nicht vergelten kann, und ich hoffe durch die Hülfe Gottes treulich bey diesem Vorsatz zu verbleiben bis an mein letztes Ende." — Den Prediger, welcher zwar von den begüterten Eltern der übrigen Kinder wohl manches Geschenk erhalten haben mochte, rührte der herzliche Dank des armen Hirten-Knaben um so mehr, je häufiger der Fall ist, daß die Bemühungen treuer Lehrer vergessen werden, und das Andenken an ihre wohlgemeinten Ermahnungen gleichsam mit den Kinder-Schuhen abgelegt wird. —

40.

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein rechtschaffenes und verständiges Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und er bewies hiebey auch so viel Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte. Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bey seinem ersten Ausfluge aus seiner Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet und für alle seine Bedürfnisse auf das väterlichste gesorgt hätte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte-Fenelon (Salinguiak d' la Mott' Fenlon) auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt werden sollten. Eiligst sucht er ihn jetzt auf, stürzt sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, herzt ihn, und weint die heißesten Thränen. Und als man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Tröste dich, mein lieber Joseph" — sagte Fenelon zu ihm — „der Tod ist kein Uebel für den, der kein Gutes mehr thun kann. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!" — „Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen," — rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom von Thränen. — Nur mit den bittersten Schmerzen und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreissen.

41.

Der Seifen- und Lichter-Fabrikant Friderich Wilhelm Günther zu Karlsruhe, war ehemals als ein armer Knabe von dem Seifensieder Burkhart zu Al-

tenburg in dieser Profession gut und unentgeldlich unterrichtet worden, ließ sich einige Jahre nachher in Karlsruhe nieder, traf eine vortheilhafte Heirath, und kam sowohl dadurch, als durch Fleiß und Ordnungsliebe in die ansehnlichsten Vermögensumstände. Nun sann er darauf, seinem ehemaligen Lehrmeister einen thätigen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben. Er nahm daher zwey Söhne desselben zu sich, lehrte beyde nicht nur unentgeldlich seine Profession, sondern ließ sie auch im Schreiben und Rechnen durch Privat-Lehrer gehörig unterrichten, und schickte sie wohlausgestattet in die Fremde. — Auch nach ihrer Zurückkunft fuhr er fort, sich der beyden Jünglinge väterlich anzunehmen. Er verschaffte dem ältesten eine Versorgung, und gab ihm und seiner dermaligen Frau eine Aussteuer von 10,000 Gulden. Den jüngern Bruder nahm er zu sich in seine Fabrik, und sicherte ihm ebenfalls zu seinem dereinstigen Auskommen eine Aussteuer von 5000 Gulden zu. — Wenn diese Züge den Dankbaren empfehlen, so darf es auch zu seiner Ehre nicht übergangen werden, daß, ungeachtet seines Reichthums, in Günthers Hause nichts weniger als Verschwendung herrscht, und daß sein größtes Vergnügen darin besteht, Nothleidende zu unterstützen.

42.

Ein Beyspiel fortwährender Dankbarkeit gegen seinen Lehrer gab der vor wenigen Jahren verstorbene Freyherr Christian Heinrich v. Palm, ein Edler, der seine Ehre und Freude im Wohlthun fand, und dem viele junge Männer die großmüthigste Unterstützung auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn verdanken. Er hatte vernommen, daß die zwey Söhne seines ehemaligen Hofmeisters, Friederich Molters, in einem Alter von 10 und 12 Jahren Merkmale eines besondern Fleißes und aufkeimende Talente zeigten. Die guten Kinder dachten wohl schwerlich, auf der Laufbahn ihrer Studien bemerkt zu werden, als ihnen unvermuthet ein ansehnliches

Capital, nebst folgender schöner lateinischen Inschrift von dem edelmüthigen Freyherrn zugeschickt ward:

Molteriis, Friderici filiis, tironibus, in castris Minervae strenue militantibus, leve peculium dat Palmus veteranus, veteris cum Patre initae amicitiae, quo duce imbellis militaverat, memor. V. Non. Oct. *MDCCLXXXVI.*

welche deutsch etwa folgendermaßen lautet:

„Den beyden Söhnen Friderich Molters, Jünglingen, die unter der Fahne Minervens rüstig kämpfen, gibt Palm, der alte Kriegsmann, eingedenk der ehemals mit dem Vater errichteten Freundschaft, unter dessen Anführung er in der Jugend ebenfalls auf diesem Kampfplatze sich übte, dieses kleine Taschengeld."

43.

Ein Goldarbeiter zu Berlin, der fünf unerzogene Kinder hatte, war aus Mangel an Arbeits-Verdienste in große Noth gerathen. Ein Geselle, der bey ihm ausgelernt hatte, und ein Lehrbursche, ertrugen diese Noth mit ihrem Herrn, ohne ihn verlassen zu wollen. Jener (er hieß Willmann) beobachtete lange im Stillen das Härmen und den oft lauten Unmuth desselben, und wenn er ja etwas mit ihm sprach, so waren es Worte des Trostes, mit denen er die gedrückte Seele desselben aufzurichten, und Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihr zu erwecken suchte. Endlich, da es so weit gekommen war, daß die Verleger, für die er um den Lohn arbeitete, ihre Waare nicht mehr absetzten, und daher auch nicht fortarbeiten lassen konnten: und der Goldarbeiter Schulden machen mußte, so wurde dieser Geselle der Retter seines unglücklichen Herrn. Ohne Vorwissen desselben setzte er an den Bankier Schickler in Berlin ein Schreiben auf, das dem Kopfe und Herzen des Jünglinges Ehre machte. Folgendes ist ein kurzer Auszug davon: „Ich nehme Zuflucht zu Euer Hochedeln

für eine unglückliche Familie, deren Vater, ein Goldarbeiter, mein Lehrer gewesen ist. Sie ist ohne Schuld äusserst arm. Da entsteht in mir der Gedanke, ob sich nicht Jemand auffinden ließe, der diesem unglücklichen Vater, um sich und die Seinigen zu retten, eine gewisse Summe vorstreckte. — So dacht' ich lange, aber ich getrauete mir nicht, Jemanden darum zu bitten, aus Furcht, abgewiesen zu werden. Jetzt ist kein anderes Mittel. Ich wage es daher getrost, auf den Ruf des Edelmuthes E. H., Sie zu bitten, diesem unglücklichen Manne 100 Rthlr. gegen Zinsen zu leihen. Sie werden eine Familie wieder fähig machen, Freuden des Lebens zu fühlen, und Segen der Gottheit, die keine gute Handlung unbelohnt läßt, würden die Geretteten für E. H. erflehen."

Der treffliche Jüngling trug diesen Brief, ohne Namens-Unterschrift zu dem Bankier hin, und erhielt mündlich die Antwort: daß man sich nach den wahren Umständen der Sache erkundigen wolle. Ein dortiger Kaufmann erhielt diesen Auftrag, und fand Alles so, wie es in dem Briefe vorgestellt war. Auf diesen Bericht händigte Schickler dem Goldarbeiter 100 Rthlr. ein, mit der Versicherung, daß diese ein Geschenk für ihn sey sollen. Erstaunt erfuhr dieser jetzt erst, daß sein Geselle die Veranlassung dazu gewesen, und Thränen der Freude und des Dankes waren alles, was er in den ersten Augenblicken erwiedern konnte. Der Menschenfreund Schickler konnte die Treue und Rechtschaffenheit eines so guten Menschen, wie der Geselle war, nicht unbelohnt lassen, und machte ihm ein Geschenk, das aber dieser, zufrieden seinen Herrn gerettet zu sehen, sich lange weigerte anzunehmen. Um dieser Familie noch mehr Gutes zu thun, bat sich der edle Wohlthäter auch eines von den fünf Kindern, ein zehnjähriges Mädchen, aus, und sorgte dafür, daß dasselbe in dem Berliner französischen Waisenhause aufgenommen wurde.

44.

Gellerts köstlicher Nachruhm wird immer der seyn, daß er zum Nutzen der Welt gearbeitet, und der Tugend viele Verehrer verschafft hat. Diesen Ruhm bestätigt auch folgende Geschichte: Ein Reisender von vornehmem Stande verlangte, als er nach Leipzig kam, Gellerts Grab, das auf dem dortigen Johannis-Kirchhofe befindlich ist, zu sehen. Es wurde ihm gezeigt. Er blieb einige Minuten in tiefen Gedanken stehen, und hielt seine Blicke auf das Grab gerichtet. Dann warf er sich auf dasselbe nieder, umfaßte den Leichenstein, und rief aus: „Ich hab's gefunden, dein Grab, theuerster Gellert! Ich hab's gefunden! Hier ruhen also deine Gebeine, und ich stehe über deiner Asche! Tausend Dank für die Lehren der Weisheit und Tugend, die du mir gabst! Du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit geführt, und durch deine Schriften meinen Geist und mein Herz gebildet." — Und diese Lobrede hielt er ihm mit einer Begeisterung, wobey ihm die Thränen über das Gesicht herab floßen. Er raufte hierauf bey dem Leichensteine einen Rasen mit der Erde aus, wickelte ihn in ein Sacktuch, und sagte: „Das will ich mit mir nehmen, und es wird mir heilig seyn, weil es Erde von Gellerts Grabe ist." —

45.

Als sich der Erb-Graf Joseph Karl von Ortenburg im Herbste 1798. mit einer Gräfin von Erbach vermählte, und dessen bisheriger Lehrer und Erzieher, Herr H. nun auf eine anderwärtige Anstellung abgehen wollte, fand dieser, der mit Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und Treue seinem Posten 13 Jahre vorgestanden hatte, in seinem Arbeits-Pulte folgendes Schreiben von der Mutter seines bisherigen Zöglinges, mit der Aufschrift: „Denkmal mütterlicher Dankbarkeit, dem verdienstvollen Freunde und Lehrer meines Sohnes gewidmet mit herzlicher Ergebenheit."

Mein lieber Freund!

„Wem könnte ich mit mehrerem Rechte diesen Namen geben, wem bin ich mehr Verbindlichkeit, höhern Dank schuldig, als dem Manne, der meinem einzigen Sohne Freund, Leiter und Versorger war; wer verdient wohl größere Hochachtung als derjenige, welcher dreyzehn Jahre lang allen seinen Pflichten so pünktliche Genüge leistete, der sie sogar übertraf an Sorgfalt, Wachsamkeit und liebreicher Behandlung gegen den Zögling? Wer ist wohl dieser Mann? — mein lieber Herr H.! dieser sind Sie! ich schätze mich für die glücklichste Mutter, nicht allein, weil Gott mich mit wohlgerathenen Kindern segnete, sondern weil mir auch eine gute Schickung an Ihnen, theuerster Freund, den Mann zum Erzieher für meine Kinder schenkte, der ganz dazu gemacht war, meinen einzigen Sohn, der aller meiner Erwartung entsprochen hat, auf den Weg der Tugend, der Rechtschaffenheit und des Edelmuths zu leiten. Glück wünsche ich Ihnen und mir zur erwünschten Vollendung Ihres wichtigen Amtes. Heil sey Ihnen gesagt für diese Wonne! Der Segen Gottes, der jede schöne That belohnt, vergüte Ihnen alle die Wohlthaten, die Sie meinem Sohne erzeigt haben! Die Erziehung ist nun zwar zu Ende: aber das Gefühl meiner Dankbarkeit und meiner wahren Verehrung für Sie, wird erst mit meinem Leben endigen. Bleiben Sie der Freund meines Sohnes, bleiben Sie auch der meinige! Gott segne Sie! Mit gerührtem Herzen, mit der ganzen Empfindung der mütterlichen Liebe schreibe ich diese Zeilen; mein Herz flößte mir jedes Wort ein, es wird ewig für Sie schlagen; Leben Sie wohl, mein Freund!

Geschrieben in Ortenburg,
am 25. Oct. 1799.

Ihre verbundenste, dankbarste Dienerin
Christiana v. Ortenburg.

Beyliegendes geringfügiges Andenken (es waren 1000 fl. Rheinl.) bitte ich gütigst und nachsichtsvoll von der Hand der Dankbarkeit und der Freundschaft anzunehmen.“

46.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreibemeister, welcher der vor mehreren Jahren verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen, in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bey der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen seye, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag: daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen, und um Ein Uhr sich wieder einfinden, und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das letzte anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm im vollen Ernste, und sagte ihm noch: sie wären ganz allein; er sollte nur kommen. Der Schreibemeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etuis (Etwi), auf welchem Ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Sylbe her-

vorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sey, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extra-Post frey zurückreisen könne.

47.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der Bayerische Marktflecken Alberswied sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schul-Lehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbey geeilt kam, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an seinen Busen drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer es wohl seyn möchte. — „Mein Gott! — rief der narbige Kriegsmann, — „kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?" — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nehmlich so: In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre, und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, und zwey Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar, und sein offenes, gescheutes Aussehen besonders

auf. — Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern vom älterlichen Einflusse, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehr-Methode möchte unterrichten können, aber in seinem Dorfe keinen gefunden. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Kraus-Kopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort, es sollte ihr lieb seyn, wenn sie einen Brod-Esser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreissen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Hause war, auch versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bey sich. Jakob saß seinem Pflege-Vater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherley Kenntnisse. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht, die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungs-Arten schnell begriff, so gieng sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höheren mathematischen Kenntnissen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehr-Stunden mit ihnen theilte, sondern auch ausser der Schul-Zeit im Umgange mit seinem Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder, daß er bey vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettel-Knabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde. Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens, und war unschlüssig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Be-

dienten suchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes- und Leibes-Bildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rhein-Ufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Umstände ward Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegs-Heere, wider seinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltenen Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als solcher trat er als Beschützer seines ehemaligen Wohlthäters auf. Der Schullehrer Gruber begnügte sich aber nicht bloß mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bey dem Biedermanne für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit Vergnügen bot dieser Alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte, größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drey Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegs-Schaar gegen die Erb-Staaten des östreichischen Kaisers. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung: daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

Gute Mit-Schüler.

48.

Der berühmte Abt Steinmetz, der in seinem älterlichen Hause eine wahrhaft christliche Erziehung genos-

sen hatte, kam nach dem Tode seines Vaters auf das Gymnasium zu Brieg. In dem ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes gewann er sich durch sein sittlich gutes Betragen, und durch seine glücklichen Talente im Lernen den Beyfall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beyspiels von ungesitteten Mitschülern hatte bald einen so mächtigen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth; und Jeder, der es gut mit ihm meinte, war seinetwegen in banger Besorgniß. In dieser unglücklichen Periode, — es war im sechszehnten Jahre seines Alters — wurde einer seiner Mit-Schüler sein Retter. Dieser sah den so fähigen Jüngling ausschweifen, und redete ihn also an: „Im Innersten schmerzt es mich, mein theurer Freund, Sie an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken. Wie konnten Sie Ihrem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln! Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das Sie besitzen, so wollte ich recht fleißig studiren, und meine Zeit recht weise auskaufen; aus Ihnen könnte einmal ein recht brauchbares Werkzeug in der Kirche Gottes werden." — Diese treuherzige Anrede fand bey dem noch nicht ganz verdorbenen Jünglinge Eingang. „Hast du, — dachte er, — ein Talent von Gott, so mußt du es besser anwenden als bisher." Und dieser Gedanke wurde in ihm so lebhaft, und die Rührung, durch das herzliche wiederholte Zureden seines Freundes so stark, daß er nun den festen Vorsatz faßte, sein Leben zu ändern, seine bösen Gesellschaften zu verlassen, und aus allen Kräften zu studiren. Diesem Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften auf's Neue die Werthschätzung seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten.

49.

Ein dürftiger Schüler der Cölnischen Stadt-Schule in Berlin, des Schuhmachers Ladebach Sohn, pflegte

oft während der Lehr-Stunden seine Beinkleider etwas ängstlich mit dem Oberrocke zu bedecken. Einer seiner Nachbarn in der Klasse bemerkte, daß er dieses aus Schaam that, um solche nicht sehen zu lassen, weil sie sehr zerrissen waren. Darüber lachte er aber den armen Ladebach nicht aus, sondern sprach heimlich mit einem andern davon, und schlug ihm vor, ob nicht die ganze Klasse zusammenlegen, und ihrem dürftigen Mit-Schüler ein Paar neue Beinkleider machen lassen könnte? Auf ihre gemachten Vorstellungen waren alle Schüler, auch die ärmeren, die selbst nicht viel übrig hatten, zu einem Beytrage bereit. Sie brachten, ohne von einem Lehrer dazu veranlaßt zu seyn, und ohne daß es der arme Ladebach gewahr wurde, bald so viel Geld zusammen, daß sie die Beinkleider und noch dazu eine Weste kaufen konnten. Einer der Schüler, der Ladebachs Größe hatte, ließ sich statt seiner das Maaß nehmen, und da die Kleidungsstücken fertig waren, bestellte der Angeber dieses herrlichen Einfalles Ladebachen, unter dem Vorwande, etwas mit ihm auszuarbeiten, eine Stunde früher als gewöhnlich in die Schule, wo er ihn durch das Geschenk seiner guten Mit-Schüler so sehr überraschte, daß er bis zu Thränen gerührt wurde. Alle empfanden über seine Freude ein größeres Vergnügen, als wenn sie für das Geld eine Lustbarkeit angestellt hätten. Die beyden braven Schüler, welche im Namen der übrigen die Besorgung übernahmen, hiessen Sommermeier und Richard. Jener war damals fünfzehn, und dieser erst dreyzehn Jahre alt.

50.

Ein armer junger Mensch, der sich der Theologie widmete, und in einem der Berlinischen Gymnasien sich auf die Universität vorbereitete, hatte sich während der ganzen Zeit seiner Schul-Studien so vorzüglich gut gehalten, daß ihm bey seinem Abgange auf die Universität zwey Stipendien auf drey Jahre, eines von 100,

und das andere von 75 Reichsthalern zu Theil wurden. Einer seiner Mit-Schüler, eben so reif als er die Schule zu verlassen, auch eben so arm, hatte sich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müssen, wenn er es irgend für möglich hatte halten dürfen, seine Studien fortzusetzen, und — gieng leer aus. Schon hatte dieser alle Hoffnung dazu aufgegeben, als sein glücklicherer Mit-Schüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm stand, zeigte, daß nicht Eigennutz, sondern einzig der Trieb, sich zu vervollkommnen die Ursache seines Wohlverhaltens gewesen seye. Er trat ihm das kleine Stipendium auf alle drey Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übrig gebliebenen 100 Rthlrn., entschlossen, wenn es auch kümmerlich gienge, sich zu behelfen, und glücklich, durch das Bewußtseyn, seinen Schul-Freund gerettet zu haben.

Wahre Gottesfurcht; Thätiges Christenthum.

Es ist eine eben so erfreuliche, als in der Geschichte aller Zeiten gegründete Bemerkung, daß das Christenthum unter seinen aufrichtigen und innigen Verehrern, Männer von ausgezeichneten Talenten, und von der gründlichsten und ausgebreitetsten Gelehrsamkeit zähle.

51.

Boërhave, einer der berühmtesten Aerzte seines Jahrhunderts, der sich durch seinen vorzüglichen Verstand, durch seinen Scharfsinn, und unermüdeten Fleiß im Studiren, unter den Gelehrten einen unsterblichen Namen gemacht hat, zeigte durch seine ganze Denk- und Handlungsweise, wie hoch er das Glück, in der christlichen Religion erzogen worden zu seyn, und an ihren vortreff-

lichen Anstalten Antheil nehmen zu können, zu schätzen wisse. Täglich widmete er des Morgens und Abends eine Stunde zur-Unterhaltung mit Gott im Gebete, und zum Lesen der heiligen Schrift, und verband damit die innigste Verehrung für Jesus und seine Lehre, durch die allein sein Herz beruhigt und aufgeheitert wurde. Er war zugleich ein Muster der Christen-Tugenden, besonders aber der Liebe, Demuth und Bescheidenheit. — Gestärkt durch seine lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums blieb er auch unter den peinlichsten Schmerzen, die er in seiner letzten Krankheit empfunden, geduldig und gelassen. Als die geliebten Seinigen den Anblick seines jammervollen Zustandes nicht ertragen konnten, munterte er sie auf, standhaft zu bleiben; und damit Gott durch seine Geduld möchte geehret werden, so bezeugte er: daß er nicht aus stoischer Fühllosigkeit die Schmerzen verachte, sondern daß er, als ein wahrer Christ, durch Glauben, Hoffnung und Liebe zu Gott alle Schmerzen gelassen überstehe.

Der berühmte Englische Groß-Kanzler Franz Bacon von Verulam, ein Mann, der-wegen der Größe seines Geistes und seiner ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur seinem Zeit-Alter und seinem Vaterlande, sondern dem menschlichen Geschlechte selbst Ehre machte, verdient nicht minder auch in Ansehung seines religiösen Charakters und ächtchristlichen Glaubens die größte Hochachtung. Zu den unzweydeutigen Beweisen, die er hievon in seinen vortrefflichen Schriften gegeben hat, gehört insonderheit sein ausführliches Glaubens-Bekenntniß *),

*) Dieses Glaubens-Bekenntniß, die Frucht des ernsten Nachdenkens eines Mannes, der bey allem, was er schrieb, mit seinem Geiste zu Rathe gieng, drückt die Summe der ganzen göttlich geoffenbarten Heils-Lehre eben so wahr als vollständig, in reiner und erhabener Verbindung aus. (Vergl. Lord Franz Bacon's von Verulam Glaubens-Bekenntniß, mit Sach-Erläuterungen und Bemerkungen darüber, von Prof. Kleuker in Kiel — in Ewalds christlicher Monatschrift 1802. 2r Bd. S. 241 — 266 und 333 — 357).

das so ganz den Charakter und das Bild dieses großen Geistes trägt, und das vortreffliche, von ihm eigenhändig aufgesetzte Gebet, das sich nach seinem Tode vorgefunden hat. —

Isaak Newton, welcher der Philosophie und insbesondere der Mathematik ein neues Licht aufsteckte, war ebenfalls ein so eifriger Verehrer der Religion, daß er seine Entdeckungen, die Gestalt und das System des Welt-Gebäudes betreffend, dazu anwendete, das Daseyn eines Gottes und seine Macht und Weisheit in der Schöpfung zu beweisen. Ueberzeugt von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, wählte er unter den mancherley Büchern, die er beständig in Händen hatte, die Bibel zu seinem Lieblings-Buche, worin er am öftesten las, und gab auch selbst verschiedene christliche Schriften im Druck heraus.

52.

Der beseligende Einfluß des wahren Christenthums zur Beruhigung des Herzens und Heiligung des Wandels, und der Geist des geläuterten, auf biblische Erkenntniß und Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Evangeliums gegründeten Glaubens an Jesum, äusserten sich auf eine sehr schöne Weise in dem Leben der regierenden Gräfin Casimire von der Lippe, welche im Jahr 1778. schon in dem 29. Jahre ihres Alters, zum großen Bedauern ihrer Unterthanen und Aller, die diese vortreffliche Fürstin kannten und verehrten, in jenes bessere Leben übergieng. Die aufrichtigste und wärmste Liebe Gottes und des Nächsten regierte jede ihrer Gesinnungen und Handlungen. In jedem erfreulichen und traurigen Ereignisse ihres Lebens erkannte sie Gottes Güte mit dem lebhaftesten Danke, und ihr zartfühlendes Herz wurde durch alles Gute, das Gott den Menschen durch Natur und Religion erzeigt, zu seiner Anbetung ermuntert. Gerne und oft betrachtete sie daher die großen und herrlichen Werke Gottes, und vergnügte

sich über ihre Schönheit und Nutzbarkeit; aber sie betrachtete sie immer mit Anwendung auf sich selbst. Der stille Mond war ihr das Bild eines sanften, in der Stille wohlthätigen Herzens. Der Anblick eines vollen Garbenfeldes beschäftigte ihre Seele mit der süßen Vorstellung und Hoffnung der künftigen Auferstehung. — „Das Reich der Natur" — schrieb sie an eine Freundin — „ist ein unermeßlicher Reichthum, ein Meer von Wohlthaten Gottes; und sein Reich der Gnaden, sein Evangelium ist die Liebe, eine über alle Beschreibung erhabene Liebe und Barmherzigkeit!" — Diese unendliche Liebe Gottes und unsers Heilandes rührte vorzüglich ihr Herz aufs innigste; besonders lebhaft fühlte sie den hohen Werth der Erlösung durch Christum, und der herrlichen Wohlthaten und Segnungen, die der Menschheit dadurch zu Theil wurden. Der Glaube an Jesum war ihr die Quelle aller wahren Beruhigung, der herzlichsten Liebe zu Ihm, des eifrigsten Gehorsams gegen seine Gebote, der zärtlichsten Menschenliebe, wie aller christlichen Tugenden, und der gewissen Hoffnung ihrer Seligkeit. Sie bekannte und bewies bey jeder Gelegenheit ihre Ehrfurcht gegen Gott, und ihren Glauben an den Erlöser. Gott war ihr höchstes Gut, das sie allem andern vorzog. Sie lebte beständig im kindlichen Vertrauen zu Gott, fieng alles mit Gebet und Zuversicht zu Ihm an, und hatte in Ansehung künftiger Schicksale immer den festen Glauben: „Gott wird Alles gut machen, denn das thut Er ja immer." — Jedes von der Hand ihres guten himmlischen Vaters über sie verhängte Leiden trug sie mit musterhafter Geduld. Durch die Kraft der Religion bezwang sie ihr von Natur heftiges Temperament, und machte sich eine solche ruhige Gemüths-Art eigen, daß sie allen Menschen mit Liebe und Sanftmuth Vorstellungen machen, und Beleidigungen großmüthig verzeihen konnte. Sie war eine gewissenhafte Beobachterin des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes, eine fleißige Leserin der Bibel und anderer erbau-

lichen Bücher, ohne deßwegen zu glauben, daß darin hauptsächlich das Christenthum bestehe; vielmehr übte sie mit Freuden das Gute, das sie hörte, las, und zum Gegenstande ihres Gebets zu Gott machte. Darum erwies sie sich auch als eine unermüdet-thätige Menschen-Freundin; Wohlthun und thätiges Mitleiden war ihre herrschende Neigung, die so weit gieng, daß sie sich selbst dasjenige entzog, was ihr Stand zu fordern schien. Sie war eine Stütze und Versorgerin der Armen und Wittwen, eine Mutter der Waisen, eine Helferin der Kranken und Verunglückten. Noch als junge Prinzessin gab sie in Dessau einigen Wittwen Gnaden-Gehalte, ließ Waisen Handwerke lernen, und sie bezahlte in den Apotheken beträchtliche Rechnungen für arme Kranke. Sie schämte sich nicht, im Namen des verarmten Landmannes bey edeln Menschen-Freunden des In- und Auslandes um Beytrag in die Unterstützungs-Kasse, die sie zur Aufhelfung desselben in den damaligen schweren Zeiten stiftete, zu bitten; und Gott segnete diese gute Anstalt auch dergestalt, daß einer Menge verarmter Bauern dadurch wirklich geholfen werden konnte. Nicht minder war sie darauf bedacht, wahre Aufklärung und fromme Gesinnungen unter ihrem Volke zu befördern. Allen Pflichten der christlichen Menschen-Liebe getreu, ließ sie es sich recht angelegen seyn, von Andern immer mit schonender Liebe zu urtheilen. Das Gute und Lobenswürdige an ihnen suchte sie auf, und rühmte es; die Schwachheiten übersah sie, und kehrte gern Alles zum Besten. Sie war im Reden so behutsam und gewissenhaft, daß sie immer große Unruhe empfand, wenn sie befürchtete, daß irgend etwas von dem, was sie erzählte, einem andern hätte nachtheilig seyn können, und sie ward nicht eher beruhigt, als bis sie die üble Vorstellung vertilgt hatte, die man sich etwa aus ihren Reden zufälligerweise von einem Andern gemacht haben konnte. So sehr sie fremde Verdienste schätzte, so demüthig dachte sie von ihren eigenen; so billig sie andere

beurtheilte: so streng war sie im Urtheile über sich selbst. In der Kenntniß ihrer selbst suchte sie täglich weiter zu kommen. Oft dachte sie an die Abwechslungen und Veränderungen des irdischen Lebens, und hegte feurige Wünsche nach den Seligkeiten des Himmels. — „Wie wohl wird uns seyn" — schrieb sie einst einer schwesterlichen Freundin — „wenn unser Morgen anbricht, und unsere Prüfungs-Nacht vorüber ist! Wie bald vergeht Alles in der Welt, wo Alles Wechsel ist. Nur in Gott ist Ruhe und ewige Freude. Unser Gott leite uns beyde glücklich durch dieses in das zukünftige Leben!" — Auf ein christlich-schön zugebrachtes Leben folgte ein erbauliches und schönes Ende. Ihre letzten, sehr schmerzhaften Leiden ertrug sie mit musterhafter Geduld und Standhaftigkeit, und kein Schmerz konnte ihre Freundlichkeit gegen diejenigen, die ihr dienten, und ihre Aufmerksamkeit, keinem beschwerlich zu fallen, auch nur auf Augenblicke unterbrechen. Voll heiterer Seelen-Ruhe, die sich auf ihren lebendigen Glauben an Jesum gründete, gieng sie dem Tode entgegen. Laute Lobes-Erhebungen Gottes strömten aus ihrem Munde. — Im Verscheiden lächelte sie ihre gute Schwester an — und entschlummerte.

53.

In der Reihe vortrefflicher Männer, die mit großen Kenntnissen eine vorzügliche Frömmigkeit verbanden, und sich der letzteren sehr frühzeitig ergaben, nimmt Dr. Johann Albrecht Fabricius, der als Professor der Rede-Kunst und Sitten-Lehre am Gymnasium zu Hamburg im Jahre 1736. starb, mit Recht eine Stelle ein. So wie er sich durch seine Gelehrsamkeit einen großen Ruhm erworben hat, so wurde er auch um seines ausgezeichneten guten Charakters willen allgemein hochgeschätzt *). Schon in seiner Jugend lernte er die

*) Sein Biograph, Professor Schröckh, sagt von ihm: „Wenige Deutsche sind zugleich so berühmt, so sehr in allen gelehrten Ländern hochgeschätzt, den Wissenschaften so nützlich, und so fruchtbare und glückliche Schriftsteller gewesen ꝛc."

schwere Kunst, sich selbst zu beherrschen, und nie sah man bey ihm Ausbrüche einer heftigen, sträflichen Leidenschaft. Stets war er froh und heiter, in der innigsten Ueberzeugung: daß der fröhliche Genuß des Guten, das uns der gütige Gott in unserem Leben schenkt, selbst ein Theil der ihm schuldigen Verehrung und Dankbarkeit seye. Von seinen Gaben und Schriften dachte er sehr bescheiden, und diese Bescheidenheit war, wie seine übrigen Tugenden, eine Frucht seiner ausnehmenden Frömmigkeit, bey der er demuthsvoll erkannte, daß ihm Gott viele unverdiente Barmherzigkeit erzeige, und mit seinen menschlichen Schwachheiten viele Geduld trage. Schon in seinen Jünglings-Jahren setzte er eine fromme Selbst-Betrachtung auf, worin er, unter andern christlichen Entschlüssen, sich die Regeln vorschrieb, wie er täglich die Prüfung seines Herzens und Lebens anstellen wollte; und er hatte es sich, wie man aus seinem Tagebuche sehen kann, zur liebsten, heiligen Pflicht gemacht, alle seine Geschäfte im ehrerbietigsten Andenken an Gott zu unternehmen und auszurichten. Gern und oft redete er mit den Seinigen von der Vorsehung Gottes, und von der Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Christum. Bey allem, was ihm begegnete, sah er auf Gott; mit herzlicher Freude dankte er ihm für jedes Gute; — trug die ihm zugeschickten Leiden mit stiller Ergebung in Gottes Willen; hatte in bedenklichen und gefährlichen Umständen Vertrauen zu Gott; — so wie er künftige Schicksale seiner Regierung mit einem gläubigen und eifrigen Gebete empfahl, — und wenn er dieß gethan, Ihm alles überließ, in der gewissen Hoffnung: Er werde es wohl machen. Einen Beweis dieser seiner Gesinnungen legte er, unter andern, bey folgendem Vorfalle ab. Einst warf ein Maler aus Unvorsichtigkeit von einem hohen Gerüste einen Farbe-Topf auf ihn, dessen scharfe Füsse gefährlich tiefe Wunden in sein graues Haupt schlugen. Seine Freunde zitterten bey diesem Unfalle, er aber blieb ruhig und sagte, indem er be-

zeugte, daß er seine Gefahr kenne: „ich weiß es aus dem Zeugnisse Jesu, daß kein Haar von meinem Haupte ohne den Willen Gottes falle, darum kann es unmöglich geschehen, daß, ohne Gottes Zulassung, meinem Haupte oder dem Gebrauche meiner Vernunft ein gefährlicher Zufall begegne.“ — Er war auch so wenig erbittert auf den Mann, durch dessen Unbehutsamkeit ihm das Unglück widerfahren war, daß er vielmehr scherzend sagte: „Der Maler mag es mir danken, daß sein Farben-Topf ganz geblieben ist; er wäre gewiß zerbrochen, wenn er platt auf die Erde niedergefallen wäre.“ — Was Fabricius in seinem Herzen und Hause war, das war er auch in seinem öffentlichen Leben — ein freudiger Verehrer Gottes. Immer sah man in ihm den Mann, der die Gottseligkeit für seine wahre Ehre und höchste Glückseligkeit achtete. Miene und Ausdruck zeigten deutlich, was er empfand, wenn er von Religions-Wahrheiten sprach; so wie seine Schriften ein Beweis sind, daß er die Gründe für die Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion gesammelt, durchdacht, und in ihrer ganzen Stärke gefühlt habe. Ein großes Anliegen war es ihm, den Jünglingen tiefe Ehrfurcht gegen die Religion einzuprägen, und nie bestrafte er sie ernstlicher, als wenn sie in Worten und Handlungen Geringschätzung derselben zeigten. Dem öffentlichen Gottes-Dienste wartete er nicht nur selbst mit allem Fleiße ab, sondern empfahl ihn auch bey jeder Gelegenheit Andern, als eine sehr heilsame Christen-Tugend. — Mit fester, heiterer Gemüths-Fassung gieng der christliche Greis seinem Tode entgegen. Zwar hatte er bey zunehmender Engbrüstigkeit viele Angst: aber nie hörte man einen ungeduldigen Seufzer aus seinem Munde, und auch unter den größten Schmerzen bekannte er immer: er verlange nicht einen Augenblick eher zu sterben, als bis es Gott gefallen werde, ihn abzurufen. In seiner Krankheit wurden ihm einige Blumen gebracht, die er vorzüglich liebte, und mit welchen er seine Studier-Stube immer ausgeschmückt

hatte; er sah sie an, und sagte: „Gewiß, der gütige Gott schenkt uns schon in diesem Leben so viele angenehme Dinge; aber ach, wie weit größere und dauerhaftere Freuden wird Er uns im Himmel geben!" Voll froher Erwartung des ewigen Lebens stärkte er sich noch einmal durch den andächtigen Genuß des heiligen Abendmahles, und wiederholte dabey zu seinem Troste die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." — Oft seufzte er, aus der Tiefe seines Herzens, die Worte: „der Geist bekräftigt, daß sie selig sind, — der Geist, der die Wahrheit ist!" — Und so blieb er, bis zum letzten sanften Schlummer, fest, getrost und selig im Glauben.

54.

Der edle, und durch seine ausgebreitete Wirksamkeit für gereinigte Erkenntniß des Christenthums und verbesserte Jugend-Bildung unsterbliche August Herrmann Franke überließ sich schon als heranwachsender Jüngling, und mitten im Geräusche der Welt, einem öftern stillen Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung. Als er noch in Kiel studirte, gieng er oft einsam an dem Gestade des Meeres umher, und sann darüber nach, wie er es anzufangen habe, um zur wahren Gottseligkeit zu gelangen. Die Schwierigkeiten, die er hiebey fand, bekümmerten ihn oft sehr. Hoffnung und Vertrauen auf Gott hoben zwar seine Seele nach und nach wieder etwas; indessen kostete es ihm doch mehrere Jahre des rastlosesten Kampfes und der größten Anstrengung, um zu dem heißersehnten Ziele der christlichen Herzens-Veredlung zu gelangen. — Je mehr er nehmlich sich bemühete, für Andere nützlich zu werden, desto tiefer empfand er, wie viel ihm selbst noch fehle. „Meine Theologie war nur in meinem Kopfe" — sagt der edle Vollendete von sich selbst — „nicht in meinem Herzen. Sie

war eine todte Wissenschaft, die mein Gedächtniß und meine Phantasie beschäftigte. Wenn ich die heil. Schrift las, geschah es nur, damit ich recht gelehrt werden möchte, nicht um ihren Inhalt auf mich anzuwenden. Ich forschte sehr viel darin, um alles auf's Papier zu bringen; in mein Herz aber etwas zu schreiben, das war mir ein zu seltener Gedanke. So hatte ich sieben Jahre lang Theologie studiert, und wohl gefaßt, bis ich endlich einsah, daß ich, weil das Wort Gottes bey mir nicht Leben gewann, sondern unfruchtbar blieb, auf's Neue den Anfang machen müsse, ein Christ zu werden. Ich fand mich so tief in die Dinge dieser Welt verstrickt, war von Anlockungen zur Sünde auf allen Seiten so umgeben, daß ich die Kräfte nicht hatte, mich loszureissen, so sehr ich mich auch sehnte, von diesen Hindernissen frey zu werden. Gott rührte zwar mein Herz, daß ich mich vor Ihm demüthigte, und Ihn oftmals auf meinen Knieen anflehte, daß Er mir zu einer gründlichen Herzens- und Lebens-Besserung Gnade schenken, und mich zu einem rechtschaffenen Christen machen wolle. Das Verlangen darnach war auch sehr groß in meinem Herzen; aber die alte Gewohnheit brachte so vielfältige Uebereilungen in Worten und Werken hervor, daß ich dadurch recht geängstet ward. Wie elend würde ich gewesen seyn, wenn ich in einem solchen Zustande geblieben wäre, da ich mit einer Hand den Himmel, und mit der andern die Erde ergriff, Gottes und der Welt Freundschaft zugleich geniessen wollte, abwechselnd beyden widerstrebte, und es so mit keinem recht hielt! Aber Gott warf mich nicht weg, und stärkte mich, daß ich den Muth nicht sinken ließ; Er leitete mich, wie die Mutter das schwache Kind leitet; ja, Er ergriff mich wieder, wenn ich mich von seiner Hand losgerissen hatte. Nachdem ich eine geraume Zeit lebhaft und schmerzlich empfunden hatte, was das seye, keinen Gott haben, an den sich das Herz halten könnte; seine Mängel und sein Elend täglich sehen, und doch keinen Heiland und keine

Zuflucht wissen und kennen; und nachdem ich in der Angst darüber, den Gott und Heiland, den ich nicht recht erkannte, um Rettung aus diesem elenden und ungewissen Zustande flehentlich anrief, da erhörte mich der Herr. Ich ward versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu; ich konnte Ihn meinen Vater nennen. Mit Freude und Gewißheit darüber stand ich vom Gebete auf, meine Unruhe war weggenommen; aus vollem Herzen und Munde lobte ich Gott, der mir so große Gnade erzeigt hatte. In dieser glücklichen, mit unzähligen Thränen erkämpften Stunde hätte ich Himmel und Erde, Engel und Menschen mögen in meine Freude einstimmen hören. Ich ward tief überzeugt, daß alle Welt, mit aller ihrer Herrlichkeit und Lust, solche Ruhe und solches Wohlseyn im menschlichen Herzen nicht erwecken könne, als ich genoß, und konnte hoffen, daß nach solchen Erfahrungen der Gnade und Güte Gottes, die Welt mit ihren verführerischen Reitzungen wenig bey mir ausrichten werde." — So schildert Franke selbst den Erfolg seines Strebens nach Gottseligkeit. Ihre Kraft hatte nun seinen Geist ergriffen, und gleichsam über die Menschen-Natur, über die Erde erhoben. Sein Sinn stand von nun an allein nach dem Himmlischen. Unabläßig arbeitete er von jetzt an (er war nur erst 24 Jahre alt) an der Befestigung und Erhöhung seines Glaubens und seiner Frömmigkeit. In Hamburg, wohin er sich eben (1687.) begeben hatte, ward durch einen der rechtschaffenen Freunde, die er hier gewann, und mit dem er sich recht innig verband, Namens Lange, eine lebendige Vorstellung von der hohen Wichtigkeit eines sorgfältigen Unterrichts der Jugend in ihm erweckt. Er erkannte, daß es unmöglich seye, die Gottseligkeit so allgemein und in dem Grade, als es ihm am Herzen lag, zu befördern, wenn nicht Erziehung und Unterricht den Grund dazu gelegt haben. — Sogleich eröffnete er eine Privat-Schule, um zu versuchen, wie durch zweckmäßigen praktischen Unterricht das Gute früh und

unvertilgbar den Herzen eingepflanzt werden könnte. Dabey ward er aber auf die vielen Mängel des damaligen Schul- und Erziehungs-Wesens erst recht aufmerksam, und es erhob sich in seiner Seele der Wunsch, daß ihn Gott würdigen möchte, zur Verbesserung desselben mitzuwirken. Er versichert selbst: seine damaligen Erfahrungen und Ueberlegungen über diesen Gegenstand seyen als die Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch ihn verrichtet habe. — Er ward nach einigen Jahren Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen auf der Universität Halle und Pastor zu Glaucha, und nun hatte er den Schauplatz seiner — in ihren Folgen nicht zu berechnenden Wirksamkeit betreten. — Mit inniger Betrübniß bemerkte der fromme Mann das in seiner Gemeinde herrschende Sitten-Verderben, und die äusserste Gleichgültigkeit gegen Gott und Religion, und als er den Quellen dieses Elendes nachspürte, fand er sie bald in — Unwissenheit und Armuth. Dieser abzuhelfen, war ihm unmöglich; jene auszurotten schien nicht viel leichter; muthig wagte er indessen den Versuch hiezu. Die Bettler, die sich gewöhnlich Donnerstags vor seiner Thüre versammelten, um ihre Gabe zu empfangen, ließ er in sein Haus kommen, hieß die Alten auf die eine, und die jungen Leute auf die andere Seite der Hausflur treten, fieng nun an, mit den letzteren sich über Religions-Wahrheiten nach Anleitung des Katechismus zu unterreden, und schloß die Unterredung, die kaum eine Viertelstunde dauerte, mit einem kurzen, herzlichen Gebete. So machte er es jeden Donnerstag. Durch diese Unterredungen fand er erst, in welch' hohem Grade die geringen Volks-Klassen unwissend und verwahrloset seyen, und fühlte mit Kummer, daß er dem dringenden Bedürfnisse einer Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für dieselben nicht abzuhelfen vermöge. Endlich weckte ein unvermuthet eingetretener Vorfall jenes feste Vertrauen auf die Vater-Güte Gottes, wodurch in der Folge das große Werk

zu Stande kam, das die Kraft dieses Felsen-Glaubens noch jetzt zum Erstaunen aller, die es betrachten, bezeugt. Er hatte eine Armen-Büchse an einem Fenster seiner untern Wohn-Stube befestigt, und durch zwey biblische Ueberschriften (1 Joh. 3. 17. und 2 Kor. 9, 7.) die Vorübergehenden zu Beyträgen darein aufgefordert. Nun fand er einst die Summe von 4 Thlrn. 16 Groschen (8 fl. 24 kr.) darein, die eine wohlthätige Nachbarin eingelegt hatte. Auf einmal wurde der lang gehegte Wunsch, für bessern Unterricht armer Kinder zu sorgen, in ihm zu lebendigem und festem Entschlusse. „Das ist ein ehrlich Kapital," — rief er aus — davon muß man etwas Rechtes stiften." Sogleich kaufte er für einige Gulden Bücher, richtete ein Zimmer seines Hauses für eine Armen-Schule ein, und übertrug einem armen Studenten den Unterricht, wofür er ihm einen Gehalt von wöchentlich sechs Sgr. (27 kr.) versprach. Die Schule ward eröffnet, und erweiterte sich zusehends. Der Werth der Anstalt und der seltene Muth des Stifters erregten Aufmerksamkeit, und verschafften ihm bald größere Unterstützungen. Noch in demselben Jahre (1695.) bestimmte ihn ein milder Beytrag von 500 Thalern (900 Gulden) zu dem Entschlusse, mit dem Unterrichte auch eine planmäßige Erziehung, durch Errichtung eines Waisenhauses zu verbinden. Er wagte es, wie er selbst erzählt, auf Gott, vier vater- und mutterlose Waisen — die ihm jetzt eben zugewiesen wurden — aufzunehmen, und gab sie einstweilen bey christlichen Personen in Verpflegung. Gleich Tags darauf fanden sich noch zwey Kinder dazu, und in wenigen Tagen hatte er deren schon neun beysammen. Ein benachbartes Haus, das er anfangs für seine Anstalt gemiethet hatte, kaufte er jetzt für dieselben an. Zu gleicher Zeit wurden ihm einige Kinder adelicher Aeltern zur Erziehung anvertraut, und er dadurch veranlaßt, neben der Waisen-Anstalt ein Erziehungs-Haus für Kinder aus höheren Ständen anzulegen, das bald in hohen Flor kam, und unter dem Namen des

Pädagogiums in entschiedener Nutzbarkeit neben dem Waisenhause fortbesteht. Zur Erweiterung des letztern mußte bald ein zweytes Haus angekauft werden. Um die armen Studenten, die den Unterricht der Waisen besorgten, besser zu berathen, und mehrere Gelegenheit zu ihrer geistigen Bildung zu erhalten, errichtete er für sie einen Frey-Tisch, an welchem schon im Jahre 1696. zwey und vierzig derselben gespeist wurden. Die immer anwachsende Zahl der Waisen-Kinder belief sich jetzt bereits auf zwey und fünfzig. Nun mußte sich Franke zur Aufführung eines geräumigern und für den Zweck seiner Anstalten passendern Gebäudes entschließen. Im J. 1697. begann er den Bau desselben, und in zwey Jahren war das große, durchaus von Steinen aufgeführte Gebäude vollendet. Immer mehr erweiterten sich seine Anstalten, so daß 1698. schon ein hundert Kinder im Waisenhause verpflegt, und 72 Studenten gespeiset wurden. Die Zahl der Lehrlinge in den Anstalten belief sich auf fünfhundert. — Welche Thätigkeit erforderte nicht die wachsende Ausdehnung und Leitung dieser Anstalten, mit denen jetzt auch noch eine Buchhandlung, eine Buchdruckerey und eine Apotheke verbunden wurden! Dennoch setzte Franke, neben der Besorgung dieser Privat-Anstalt, seine Lehr-Aemter mit der seltensten Treue fort. Als akademischer Lehrer begnügte er sich nicht damit, die ihm angewiesenen Lehrstunden zu halten. Durch mannigfaltige Mittel suchte er den Geist einer edeln Forsch-Begierde, noch mehr aber den Geist der Frömmigkeit und Sittlichkeit in seinen Zuhörern zu wecken, und als Prediger verwandte er auch in seinem Hause auf die Erbauung seiner Gemeinds-Glieder bestimmte Stunden. — Auch die Armen ausser seinem Institute lagen ihm am Herzen. Er entwarf eine Almosen-Ordnung für Glaucha und Halle, die noch besteht; zwey Stunden des Tages hatte er zur Berathung auswärtiger Armen, die Hülfe und Trost bey ihm suchten, und zur Beantwortung ihrer Briefe ausgesetzt. Besonders lag ihm die Unterstützung der edleren, verschämten Ar-

men sehr am Herzen. Als er einmal in seinem Neuen Testamente die Stelle las: „Gott kann machen, daß allerley Gnade unter euch reichlich seye, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt, und reich seyd zu allen guten Werken," wurde er darüber ganz niedergeschlagen und betrübt. „Wie kann Gott machen?" — dachte er bey sich selbst, nach seinem eigenen Geständnisse — „ich wollte gern manchen Armen Gutes thun, wenn ich Vermögen dazu hätte. Nun muß ich Manchen leer und ohne Hülfe von mir gehen lassen." — Gerade während dieser Betrachtungen erhielt er von einem Freunde in Magdeburg einen Brief, worin dieser klagte: „er müsse mit den Seinigen in Kummer verderben; borgen könne und wolle er nicht. Wer ihm etwas um Gotteswillen gäbe, von dem wolle er es dankbar annehmen." Franke, um diesem Manne zu helfen, widmete nun, da er den ganzen Tag mit Amts-Geschäften überhäuft war, einen Theil der Nacht seinem Freunde, entzog sich eine Zeitlang sein Abend-Essen, und schrieb seine biblischen Anmerkungen, ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken, und widmete den ganzen Ertrag, der sich auf 150 Thaler (270 Gulden) belief, seinem leidenden Freunde. „Nun" — sagte Franke — „lernte ich verstehen, wie Gott machen könne, daß man reich werde zu guten Werken;" — durch eigene Thätigkeit und Aufopferung.

Und nun bedenke man dabey die Schwierigkeiten, unter welchen der treffliche Mann seine Unternehmungen bis zu dieser Höhe von Vollendung durchführte! Ihre Einrichtung, Erhaltung und Vervollkommnung bey allem Mangel eines sichern Fonds erforderten unendliche Sorgen und Arbeit, ein stetes Ringen mit Mangel, Argwohn, Vorurtheilen, Verläumdung und Entgegenwirken. Aber durch alles dieß wurde sein Muth nur mehr gehoben, seine Thätigkeit mehr belebt, sein Glaube und Vertrauen auf Gottes Vater-Güte mehr gestärkt. Aeusserst rührend ist es, wie der ausserordentliche Mann, nach Anführung einer Reihe von auffallenden Beyspielen

des erfahrnen göttlichen Beystandes, den Sieg seines Glaubens über die Hinderniſſe und Bedenklichkeiten ſchildert, die ſeinem Unternehmen von allen Seiten im Wege ſtunden. „Da war" — ſagte er — „kein Vorrath, das weiß der Herr! nicht eine Hütte zu bauen, geſchweige ein Waiſenhaus für ein paar hundert Menſchen. So fehlte es auch nicht an ſolchen, welche die ſchweren Unkoſten vorſtellten, die dazu würden erfordert werden, auch fragten: ob man viel dazu hätte? Andere riethen zur Erſparung der Koſten, es nur von Holz zu bauen — und weil es dann hieß: wozu dieſer Unrath? vermochten ſie leicht ſoviel bey mir, daß ich anfieng, ihnen zu gehorchen. Aber der Herr ſtärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir geſagt: „„baue du es von Steinen, ich will dir's bezahlen."" So hat Er's auch mit der That bewieſen, und von Woche zu Woche gleichſam zugebröckelt, was die Nothdurft erfordert, daß die Waiſenkinder nicht Hunger gelitten, und auch die Baulente wohl und zu ihrem herzlichen Vergnügen bezahlt worden. Es heißt immer: das Werk könne nicht beſtehen, weil es keinen Fond habe. Iſt denn Gott nicht gewiß genug? Oder will man Gott und den Mammon mit einander rechten laſſen, wer am gewiſſeſten ſeye? Iſt der Himmel nicht firer als der Menſchen Kapital, darauf ſie ſich ſo gewiß fundiren? Und ſiehe, Gott hat ja auch den Himmel und die Erde erſchaffen, und iſt der rechte Monarch, der alle Welt kann ſchätzen laſſen, wenn es Ihm wohlgefällt. Ich habe aber aus dergleichen unglaubigen Reden allemal einen großen Troſt: denn ſie gereichen nur zur Stärkung meiner Hoffnung, daß Gott ſeine Ehre gewiß retten wird. — Ich thue nur dieſes hinzu: Mit Gott hat es mir auch niemals gefehlt; aber mit Menſchen und ihren Vertröſtungen vielmals, auch oft ohne ihre Schuld; wenn's aber mit dem einen gefehlt, hat Gott den andern erweckt, wenn ſich eine Quelle verſtopft, hat ſich die andere eröffnet. Darum bleibt's dabey: Gott iſt allein mächtig, und al-

lein gewiß. Wer sich auf Ihn verläßt, und dann das Seine thut, wird nie zu Schanden.“

Und in dieser vertrauensvollen Anhänglichkeit an Gott setzte denn Franke seine segensvolle Thätigkeit unermüdet fort, und erweiterte seine Anstalt, ohne ihr gewisse Gränzen zu bestimmen, so sehr, daß — besonders aus den Einkünften der Apotheke, die durch geschenkte Rezepte zu vorzüglich wirksamen Heilmitteln, in ausserordentliche Aufnahme kam, und deren Arzneyen sogar nach Ostindien verschrieben wurden, auch aus dem Ertrage des ansehnlich ausgedehnten Buchhandels seiner Anstalt, — noch mehrere Waisen-Kinder darin aufgenommen, eine Industrie-Schule für diese angelegt, mehrere Frey-Tische für Studierende errichtet, Gärten und Gebäude zu vollständigerer Einrichtung des Ganzen angekauft, Wasserleitungen und Spielplätze für die Jugend darin angelegt, auch eine Bibliothek und ein Naturalien-Kabinet für die Anstalt gesammelt werden konnten. Im Jahr 1727. waren im Pädagogium 152 Personen, in den großen Schulen 2125 Kinder, welche von 130 Lehrern und 3 Lehrerinnen unterrichtet wurden; im Waisenhause wurden 134 Waisen, 255 Studenten und einige hundert Arme gespeiset, und überdieß noch eine beträchtliche Anzahl von Personen unterhalten. Schon 27 Jahre vorher hatte seine Anstalt durch ein, aus Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit, von dem Könige von Preußen (als Landesherrn) ihr ertheiltes Privilegium Anspruch auf den Schutz des Staates, und damit eine größere Consistenz erhalten; aber ausser diesem Beyfalle und den unverstellten Beweisen der Achtung seines Monarchen hatte sich Franke keiner öffentlichen Unterstützung dazu zu erfreuen. — Mit den Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten für junge Leute suchte Franke auch eine Bildungs-Anstalt für künftige Lehrer zu verbinden. Von Dänemark aus verlangte man von ihm junge Männer, welche als Missionnäre zur Bekehrung der Heiden nach den Malabarischen Küsten geschickt werden sollten. Auf

diese Weise stand nun auch ein Missions-Institut mit jenen Anstalten in Verbindung.

Wer erstaunt nun nicht, wenn er die Entstehung eines solchen Werkes durch solche unsichere Mittel, und aus einem so geringfügigen Anfange betrachtet, und es dann in seiner Vollendung übersieht! Ohne diese seltene Treue trefflicher Gehülfen konnte freylich Franke das Alles nicht allein bestreiten. Aber er war es doch, der auch einem Herrnschmid, einem Neubauer und andern, die ihm bey der Entstehung und Ausbildung seiner Anstalt zur Seite standen, seinen Geist einzuhauchen, und ihrem Muthe die Ausdauer zu geben wußte, welche die Größe und Schwierigkeit des Unternehmens erforderte. — Ueber dreyßig Jahre lang stand Franke demselben vor, und hatte den hohen Genuß, das Gelingen, und den immer ausgedehnteren und mannigfaltigeren Nutzen desselben anzuschauen. Im Jahre 1727. sanken endlich seine Kräfte, nach einer mehr als halbjährigen schmerzlichen Unpäßlichkeit, bis zu tödtlicher Ermattung herab. Er fühlte seinen Tod, und erwartete ihn mit Ruhe und Freudigkeit. Am 29. May gedachten Jahres, — einem schönen heitern Tage, besuchte er zum letztenmale die Gärten des Waisenhauses. Mehrere seiner Gehülfen und Freunde hatten sich hier um ihn versammelt. Es waren heilige Stunden der Erhebung und Rührung, welche sie hier noch mit dem bereits fast Verklärten verlebten. Als von einem erhabenen Standpunkte herab überschaute er mit dankbarem Blicke sein ganzes, so mannigfaltig segensvolles Leben. Sein Gefühl des Dankes und der freudigen Rührung strömte in Worten über. Er zählte seinen Freunden die Wohlthaten auf, die er von seiner frühesten Kindheit an von Gott empfangen habe, und verweilte besonders bey den Freuden, die er aus der Gottseligkeit geschöpft hatte. Durch sie habe er den Genuß der reinsten Wollust des Geistes empfunden. — „Oft — sagte er — „habe er zwar gestrauchelt; aber bald seye er wieder aufgestanden. Oft seye die Empfindung der göttlichen Liebe so stark in seinem

Herzen gewesen, daß er vor Freuden hätte vergehen mögen. Unter freyem Himmel habe er oft mit Gott den Bund gemacht: So Du willst mein Gott seyn: so will ich dein Knecht seyn! Oft habe er, vor inniger Sehnsucht, recht Vielen zu den reinen Geistes-Freuden zu verhelfen, bey welchem ihm so wohl gewesen, ausgerufen: „Gott, meine Kinder, zahllos wie der Morgenthau, wie die Sterne am Himmel!"

Die Vorstellung, daß dieß Gebet erfüllt seye, verwandelte seine Erzählung in das feurigste Dankgebet, und dieß löste sich wieder in die rührendste Fürbitte auf für alle die, so ihm Gott gegeben habe. „Einst," — so schloß er — „müsse ich sie Alle wiedersehen und sagen können: Hier bin ich, Herr, und die Kinder, die Du mir gegeben hast!"

Er kehrte nun nach seiner Wohnung zurück — und seine Freunde folgten ihm mit traurigen Ahnungen. Am andern Tage warf ihn sein schmerzhaftes Uebel auf's letzte Lager. Vierzehn Tage litt er, mit der größten Fassung und Ruhe, die heftigsten Schmerzen. — Sein Abscheiden (am 9ten July 1727.) war sanfter Uebergang in eine bessere Welt. — Er hat Gutes gethan, und ist nicht müde geworden! Er erndtet ohne Aufhören! Sein Andenken bleibe im Segen!

55.

Das Leben des am 18ten Januar 1805. zur seligen Vollendung eingegangenen Würtembergischen Ober-Hofpredigers und Ober-Konsistorialrathes D. Gottlob Christian Storr, stellt uns das nachahmungswürdigste Bild eines sehr ehrwürdigen Mannes auf, der durch seine ganze Denk- und Handlungs-Art sich als ein Christ — im edelsten Sinne des Wortes — erwiesen hat. Bey seiner gründlichen, vielumfassenden Gelehrsamkeit und damit verbundenen unermüdeten Thätigkeit, durch die er sich besonders in Hinsicht der Beförderung des ächten Bibel-Studiums ein unsterbliches Verdienst erworben hat,

war er Allen, die ihn kannten, eben so achtungswürdig durch seine vortrefflichen Gemüths-Eigenschaften. Bereits in seiner frühern Jugend zeigte sich bey ihm, ungeachtet der natürlichen Lebhaftigkeit seines Geistes, eine mit seinen ausserordentlichen Verstandes-Anlagen zusammenhängende natürliche Richtung seiner Neigung auf ernsthafte, würdige Gegenstände, die er mit einem seltenen Eifer ergriff, so wie eine ungewöhnliche Feinheit des Gefühls und Empfänglichkeit des Herzens für das Edle, Schöne und Gute: welche Eigenschaften ihn, in Verbindung mit seinem Frohsinne und seiner Freundlichkeit für Jeden, der mit ihm im Umgange stand, ungemein liebenswürdig machten. — Christliche Religiosität war mit dem ganzen Wesen dieses edlen Weisen innigst verwebt, und er bewies in seinem Beyspiele durch die That, wie geschickt ein lebendiger Herzens-Glaube an Gott und an das Evangelium Jesu ist, den ganzen Menschen zu veredlen, und seinen Trieben, Gefühlen, Neigungen und Handlungen die würdigste Richtung zu geben. In seiner Amts-Führung zeigte er den gewissenhaftesten, bedächtlichsten, aber dabey thätigsten und einsichtsvollsten Eifer für das Beste der Religion und Kirche, und ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit fand er keine Aufopferung von Zeit, Bequemlichkeit und Kräften des Geistes und Körpers zu groß, um für diesen erhabenen und edlen Zweck mitwirken zu können. — Bey aller Sanftmuth und Billigkeit gegen Andersdenkende erklärte er sich, da wo es Pflicht war zu reden, für das, was ihm nach gewissenhafter Untersuchung Wahrheit, besonders praktisch-wichtige Wahrheit war, ohne alle Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Es war ihm Gewissenssache, bey allen seinen Untersuchungen mit einer — keine Mühe scheuenden Redlichkeit zu Werke zu gehen, und das, was er als wahr und gut erkannte, mit dem Muthe des christlichen Wahrheitsfreundes zu bekennen. — Seine Menschenliebe war so innig und so rein, daß er, seines eigenen Vortheils vergessend, an den Umständen Anderer mit inniger

Herzlichkeit thätig theilnehmend, stets bedacht war, Andere zu erfreuen, zu berathen, zu beruhigen, ihr Bestes nach den verschiedensten Umständen, auch ohne ihr Wissen zu befördern, im Stillen, und je geräuschloser desto lieber, Gutes zu thun. Gegen Geringere war er herablassend und freundlich; seinen Beleidigern vergab er gerne, und vergalt ihnen Böses mit Gutem. Seine Heiterkeit, die keine unschuldige Freude störte, und auch auf Andere erfreuend wirkte, stand im schönsten Einklange mit einem milden Ernste, der gegen den liebenswürdigen Mann in eben dem Grade Achtung gebot. Mit Klugheit und einer Feinheit des Gefühls für das Schickliche im Umgange mit Menschen aller Art und in den verschiedensten Verhältnissen, mit einer weisen Zurückhaltung und Behutsamkeit auch in verwickelten Fällen und schwierigen Lebens-Lagen, verband er eine Redlichkeit und Geradheit, welche nie eine Lüge sich erlaubte, nie durch Zweydeutigkeit Jemand schadete, nie versprach, was sie nicht halten konnte oder wollte. Verständig, bedachtsam in Reden, Urtheilen, Fürwahrhalten, auch in Beziehung auf Vorfälle, Verhältnisse und Erzählungen des täglichen Lebens, hütete er sich aufs sorgfältigste, durch nichts, wenn es auch noch so unbedeutend scheinen konnte, Andere zu kränken, oder ihnen unrecht zu thun, vielmehr handelte er immer mit zarter Schonung. Eine vorzüglich schätzenswürdige Seite seines Charakters war die unverkennbare Demuth seines Herzens, die allein den Christen adelt, und seine wahrhaft erbauliche Einfalt: so daß man mit Recht auf ihn anwenden kann, was Pope von Gay sagt: „Sanftmüthig in Sitten; gütig in Neigungen; ein Mann an Scharfsinn; ein Kind an Einfalt!“ — Mit dankbar-frohem Herzen genoß der Selige die mannigfaltigen reinen Freuden des Lebens, besonders jene, welche die Verbindung mit seiner würdigen, ganz für sein Herz geschaffenen Gattin, und der theils längere, theils kürzere Besitz von fünf liebenswürdigen Kindern mit sich führte. Es war für alle Freunde seines Hauses

ein eigener wohlthuender Genuß, den scharfsinnigen Denker, und den tiefforschenden Gelehrten im Zirkel seiner Familie auch als zärtlichen Gatten und liebevollen Vater kennen zu lernen, und den reinen Frieden, die zarte Eintracht, die heitere Ruhe, die Würde, den Anstand, und den ungezwungenen religiösen Geist, die in harmonischer Zusammenwirkung zweyer edlen Gatten in diesem Hause herrschten, zu beobachten und zu empfinden. Aber auch unter den mannigfaltigen und schweren Leiden, worunter besonders die öfteren bedenklichen Krankheits-Anfälle, die ihn selbst und die geliebten Seinigen trafen, so wie wirklicher Verlust eines durch treffliche Anlagen die schönsten Hoffnungen erweckenden Sohnes, und dreyer innerhalb zwey Monate durch einen frühen Tod den Aeltern entrissener liebenswürdigen Töchter gehörten, — zeigte er eine ruhige, — durch den Hinblick auf eine bessere Welt gestärkte Ergebenheit gegen Gott und eine unerschütterliche Gegenwart des Geistes. Und in den letzten Tagen seines Lebens, da immer noch Hoffnuug für seine Erhaltung übrig geblieben war, hörte man aus dem Munde des edeln Mannes selbst die bedeutende charakteristische Aeusserung: „man sagt: es seye besser mit mir! — ich liege da, leide, folge, des Herrn Wille geschehe!" — Er duldete, was er litte, vor seinen Lieben verbergend, mit dem Sinne des hohen Glaubens, der sein ganzes Herz erfüllte, und gab, ohne viele Worte, verständlich genug für die, welche ihn kannten, die Fassung zu erkennen, mit der er jeden Augenblick bereit war, dem zu sterben, dem er lebte. So schlummerte der Edle, sanft und stille, sterbend wie er gelebt hatte, hinüber in jene Welt, welcher sein Geist schon hienieden angehörte.

56.

Der berühmte Dänische Minister, Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorff, hat durch sein Beyspiel bestätigt, daß wahre Staatsklugheit und wahres Christenthum mit einander in der freundschaftlichsten Ver-

bindung stehen können, und daß vortreffliche Talente nie zuverlässiger zum Segen der menschlichen Gesellschaft angewendet werden, als wenn diejenigen, welche sie besitzen, von dem Geiste der Religion beseelt sind. Er hätte den Muth, von ganzem Herzen ein Christ zu seyn, und schämte sich nicht, sein Christenthum auch vor Andern zu zeigen. Seine Gottesfurcht gründete sich auf eine helle, richtige, sehr ausgebreitete und eben so gewisse Erkenntniß der Religion, und diese Erkenntniß hatte er aus der heiligen Schrift selbst geschöpft, die er täglich las, und immer besser zu verstehen suchte. Er lebte auch in steter Anwendung seiner Religions-Erkenntnisse. Jeden Tag begann er mit Erhebung des Herzens zu Gott, und eben so beschloß er ihn, ungeachtet er selten vor Mitternacht zu Bette kam. So sehr er auch mit Arbeiten überladen war, so wußte er doch seine Geschäfte so einzurichten, daß ihm der größte Theil des Sonntages für den öffentlichen und Haus-Gottesdienst übrig blieb. Wenn er, welches sehr fleißig geschah, in den Versammlungen der Christen erschien, so konnte Niemand in ihm den Mann verkennen, der hier, wie überall, ganz das war, was er seyn sollte, ohne es scheinen oder verbergen zu wollen. Mit sorgsamster Treue benützte er jede Gelegenheit, die Ehre Gottes und die Ausbreitung des Christenthums zu befördern. So entwarf er das Edikt wegen Einschränkung der Eide, worin Alles, was die gesetzgebende Gewalt thun kann, angewandt ist, um leichtsinnigen und falschen Eidschwüren vorzubeugen, und dagegen Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und die Heiligung des anbetungswürdigen Namens Gottes unter dem Volke aufrecht zu erhalten. So wendete er Alles an, um den Negersklaven auf den Westindischen Inseln die Mittel, zur Erkenntniß des Christenthums zu gelangen, zu erleichtern. Die freye Religions-Uebung der Dissidenten in Polen gehörte unter diejenigen seiner Ministerial-Geschäfte, bey denen sein Herz die Zufriedenheit gehabt hat, indem er die Befehle des Königs vollzog, zugleich seinen Eifer

für die Sache Gottes zu Tage zu legen. Er war von Herzen demüthig, und gründete seine Gemüthsruhe nicht auf das viele Gute, das er that, sondern einzig auf Gottes Erbarmen gegen die Menschen. Die innigste Menschenliebe war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er unterstützte eine große Anzahl Arme, suchte aber seine Wohlthaten geheim zu halten. Auf seinem Landgute Bernstorf hob er die Gemeinschaft der Felder auf, schaffte den Frohndienst völlig ab, und schenkte seinen Unterthanen ihre Freyheit und ihr Geburtsrecht. Er übergab jedem seinen Hof, und die ihm zugefallenen Ländereyen zum beständigen Eigenthum, wodurch dann ihr Wohlstand sichtbar verbessert wurde. — Seinen edeln Christensinn bewies er auch in den Leiden, die ihn trafen. Er war nichts weniger als gefühllos gegen dieselben. Um desto bewunderswürdiger war die Herrschaft, die er über sich selbst übte. Er war gewohnt, seine hohen Ehrenstellen nicht um des äussern Schimmers willen, der sie umgab, zu lieben; vielmehr das irdische Glück nur nach dem Vermögen zu schätzen, das es darreicht, Gutes zu thun. Aber er war auch von dem Gottergebenen Sinne erfüllt, der in allen Begebenheiten eine höhere Schickung anbetet, immer erhaben über alle Rachgier und unordentliche Empfindlichkeit. — Gestärkt durch den Trost eines guten Gewissens, und in der beständigen Aussicht in die zukünftige Welt, wo einem Jeden sein Lob widerfahren wird, ließ er sich durch nichts aus seiner sanften Fassung bringen, sondern blieb ruhig und heiter in Widerwärtigkeiten.

57.

Lüdeke Leisenberg, Wirth und Kirchenältester im Cellischen Dorfe Klein-Burgwedel, war ein Mann, an dem die Verheißung der Bibel: „Die den Herrn fürchten, haben keinen Mangel an irgend einem Gute," — in die genaueste Erfüllung gieng. Er hatte gerade so viel wie nichts, als er seine Haushaltung anfieng, und weil es ihm an allem Nöthigen fehlte,

so fiel ihm auch nicht bey, auf eine reiche Heirath zu rechnen. Er wählte sich daher ein Mädchen von gesundem Körper, das brav zu arbeiten verstand, und den besten Willen hatte. Armuthshalber mußte er sich mit seiner Frau ein ganzes Jahr statt des Federnbettes mit einem Stroh-Lager behelfen, auf dem jedoch diese jungen Leute, bey ihrem guten Gewissen und gesunden Körper, so sanft schliefen, wie ehmahls Jakob auf seinem Steine. Und weil sie, wie dieser fromme Erzvater, ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn setzten, und Fleiß und kluge Sparsamkeit damit verbanden, so gab ihnen Gott nicht nur die nothwendigen Bedürfnisse, sondern segnete sie auch noch reichlich. Denn sie zahlten eine Kapitalschuld nach der andern heim, vermehrten ihren Viehstand, verbesserten ihr Feld, und baueten ihr Wohnhaus, das sie noch durch ein niedliches Nebengebäude vergrößerten, und Leute zur Miethe darin aufnahmen. Er legte auch bald einen einen Nothpfennig zurück, zu dem er seine Zuflucht nehmen könnte, wenn der Regierer unserer Schicksale etwa Krankheiten oder andere Unglücksfälle verhängen würde. Er war aber nicht nur ein guter Landwirth, sondern auch ein rechtschaffener Christ. Jedoch setzte er sein Christenthum nicht, wie viele andere Menschen, die dabey wohl in schweren Sünden leben, und Brandmale im Gewissen haben, etwa bloß darein, daß er oft in die Kirche und zum Abendmahl gieng, sondern er bemühete sich auch, alle Pflichten der Religion wirklich auszuüben, wozu er bey'm Gottesdienste Erkenntniß, Muth und Stärke gesammelt hatte. Er war ein gehorsamer Unterthan seiner Obrigkeit, ehrte seinen Beichtvater, und würde beyden, wenn man es von ihm verlangt hätte, die schwersten Proben seiner Liebe gegeben haben. Seinen Nächsten liebte er so aufrichtig, daß er einem Jeden, der seiner Hülfe bedurfte, mit allen Kräften, die ihm Gott gegeben, und auch mit seinem Vermögen diente und Freude machte. Er unterstützte daher so manche mit Rath und That, wenn sie ihre Häuser, Scheunen und Ställe

ausbesserten. Dem bejahrten Kirchen-Aeltesten, dem er als Gehülfe zugegeben war, ließ er die Besoldung; er hingegen verrichtete die Dienstgeschäfte. — Seine Herzensgüte war so groß, daß er mit seiner Hülfe immer zuvorkommend war, und nie so lange wartete, bis man ihn darum ansprach. — Einst, als er gerade in Groß-Burgwedel war, hörte er, daß eine kranke Wittwe daselbst, die kein Fuhrwerk mehr hatte, ihre Früchte auf dem Felde in aufgebundenen Garben stehen habe, und daß Niemand ihr diesen Erndte-Segen einführen wolle. Sogleich eilte Leisenberg nach Klein-Burgwedel zurück, ließ seine eigene Feldarbeit liegen, kam mit seinem Fuhrwerke und seinen Leuten eine Stunde Weges herbey, und fuhr der Wittwe alle ihre Früchte ein. — Wohlthun war seine Freude; dieß erfuhren nicht nur die Armen seines Dorfes, sondern auch fremde Arme; oft brachte er, wenn er des Sonntags nach Groß-Burgwedel zur Kirche gieng, unter seinem Rocke ein Brod für Arme mit, kam nicht selten von seinen Reisen nach Hannover und Celle hungerig und durstig zurück, weil er das mitgenommene Zehrgeld sammt den eingesteckten Lebensmitteln an Arme ausgetheilt hatte. Mit diesen Gesinnungen brüstete er sich aber nie; sprach nicht einmal davon, sondern suchte vielmehr das Gute, welches er that, geheim zu halten, und erst nach seinem Tode erfuhr man, wie viel Gutes er im Stillen gethan hatte. Unwillig werden konnte dieser vortreffliche Mann nur dann, wenn er sahe, daß man seinem Nächsten Unrecht that; und da nahm er sich des Leidenden mit der Wärme eines Bruders an. Trat man aber ihm selbst zu nahe, so wollte er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. — Er starb im Jahre 1776. nach einem kurzen Krankenlager. Die ganze Gemeinde, Vornehme und Geringe, Alte und Junge beklagten den frühen Verlust dieses rechtschaffenen Mannes, und begleiteten seine Leiche unter Vergiessung so vieler Thränen, daß es schien, als ob der allgemeine Vater und Versorger der ganzen Gegend begraben würde. —

58.

Der Chur-Hannöverische General der Infanterie, Georg Wilhelm von dem Busche, welcher am 11. Decemb. 1794. in einem Vorposten-Gefechte an der Waal erschossen wurde, nachdem er die Franzosen über den genannten Fluß zurückgetrieben hatte, war ein Mann von vortrefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften, dessen Verlust mit Recht allgemein bedauert wurde. Ein würdiger Prediger, der ihn durch langen Umgang kannte, theilt folgende Züge von seinem Charakter mit: „Er benützte Alles, wovon er nur irgend glaubte, daß es dazu beytragen könne, ihn zu einem immer bessern Manne zu machen. Daher kam auch wohl, außer der ihm eigenen, reinen, herzlichen Ehrerbietung vor Gott, sein so ganz ausgezeichneter Eifer, die öffentlichen Religions-Vorträge auf alle Weise zu benützen. Er war überzeugt, es müsse sich noch immer in den Religions-Vorträgen nachdenkender, guter Lehrer etwas finden, was zur Bildung und Besserung des menschlichen Geistes und Herzens nützlich seyn könnte, wenn man nur von einem warmen Eifer beseelt seye, alles Gute, wo man es findet, treulich anzuwenden. Aber fürwahr! ihm war es nicht bloß um das Wissen zu thun. Bey ihm fand sich gewiß nicht minder das, was eigentlich den rechtschaffenen Mann ausmacht, — das Bestreben, auch alles das in Ausübung zu bringen, was er für gut erkannt hatte. Ihm durfte man nicht erst mit dem Apostel Paulus (2 Thess. 3, 13.) zurufen: „werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun!“ — Er ward nie müde, Gutes nach seinem Vermögen zu thun, wenn er nur überzeugt seyn konnte, das, was man von ihm begehrte, sey wirklich gut. Und dieser sein Eifer, überall Gutes zu stiften, wo er nur konnte, war nicht nur in seinen eigentlichen Dienst-Geschäften, wo er als Kriegsmann und Staatsbürger, sondern auch da, wo er als Privatmann handelte, unverkennbar. Dieß Alles wurde nun bey ihm von einer innigen, vornehm-

lich aus einem reinen Dankgefühle für das in seinem Leben empfangene mannigfaltige Gute entsprossenen, Ehrfurcht gegen Gott begleitet. Und diese wurde von ihm, so viel es seine Geschäfte nur erlaubten, durch stillen Umgang mit der Natur genährt, wo er sich so gern in stiller Einsamkeit, bald seinen ernsten Betrachtungen überließ, bald sich selbst und die Schicksale seines Lebens überschaute. Von diesen einsamen, stillen Beschäftigungen mit sich selbst und mit der Natur kehrte er ganz heiter und froh zu den Menschen, die er so herzlich liebte, zurück; und wo er nur hinkam, da waren getroster Muth und herzliche Fröhlichkeit ihm zur Seite. Aber mit diesem wohlthätigen, stillen Umgange mit der Natur verband er auch die fleißigste Beschäftigung und innigste Vertraulichkeit mit den höheren Wahrheiten des Evangeliums Jesu, welches er für das unschätzbarste Kleinod seines Lebens hielt. Gerne und freudig gab er diese Gesinnung bey jeder Gelegenheit zu erkennen, und versicherte: „er kenne und wisse nun einmal nichts Besseres und Vortrefflicheres als unsers Jesu Lehre. Was ihn denn bewegen sollte, das unbedachtsam und undankbar aufzugeben, wodurch er sich im Guten so merklich gestärkt, in der so bedenklichen und ungewissen Lage, in welcher der Mensch sich befinde, getröstet und beruhigt, und in Hoffnung froh und selig fühle, wofür ihm doch Niemand, wenn er es auch aufgeben wollte, etwas Besseres wieder zu geben wisse?" — Wenn man ihm etwa klagte, daß man, bey Unternehmung irgend eines bedenklichen und mißlichen Geschäftes sich verzagt und muthlos fühle, so war es sein gewöhnlicher Rath: „ich würde sogleich, wenn ich an ihrer Stelle wäre, mit meinen Gedanken zu Gott mich erheben, und in diesen Gedanken Muth und Stärke für mich suchen." —

59.

Ein frommer Greis, der noch vor wenigen Jahren in einem Dorfe Nord-Deutschlands lebte, verlor seine Ehe-

gattin durch den Tod, die er immer sehr geliebt hatte, und die ihm durch eine fünf und fünfzigjährige Ehe ganz unentbehrlich geworden war. Ihr Tod erschütterte ihn so sehr, daß er ein heftiges Fieber bekam, und in's Bett gebracht werden mußte. Seine Verwandten, besonders seine Kinder, die ihn alle auf das zärtlichste liebten, wichen nicht von seinem Bette. Am Morgen des vierten Tages nach dem Tode seiner Frau, sollte diese begraben werden. Er war mit heiterer Miene von einem kurzen Schlummer erwacht. „Nun werden sie wohl bald die Hülle meines guten Weibes zur Ruhe tragen?" — fragte er die Umstehenden, und bat sie, ihm aus dem Bette zu helfen und ihn anzukleiden, damit er seine treue Lebens-Gefährtin noch einmal sehen könne. Man suchte ihn von diesem Wunsche abzubringen, weil man fürchtete, daß der Anblick der Leiche ihn von neuem heftig angreifen, und daß er sich erkälten möchte. Er bat aber so dringend, forderte dieß als seinen größten Trost, und versicherte, er sey so gefaßt, ja so heiter, daß der Anblick des Leichnams gewiß nicht nachtheilig auf sein Gemüth wirken werde. Er wurde nun angekleidet, und gestützt von seinen Kindern, gieng er in das Zimmer, wo die Leiche im offenen Sarge lag. Er trat heran, strich mit der Hand über die bleichen Wangen der Entschlafenen, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Mit einemmale fiel er neben dem Sarge auf seine Kniee nieder, und faltete mit Inbrunst seine Hände, blickte mit thränenvollen Augen, aber heiterer Miene, zum Himmel empor, und sprach aus der Fülle seines Herzens: „Gott, Du nimmst mir mein Theuerstes; aber ich murre nicht! Nein, danken muß ich Dir, daß Du mir diese treue Gefährtin meines Lebens so lange gelassen hast; danken aber dir besonders, lieber Vater! daß Du durch meinen Heiland mich zum Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode geleitet, und mir die Hoffnung gegeben hast, daß auch wir uns dort wieder sehen werden. Ach, ohne diesen Glauben müßte ich vergehen in meinem Elende.

Dein Name sey gepriesen von mir! Erbarme dich der Seele meines guten Weibes, sey ihr gnädig im Gerichte, und laß mich, wann ich nach deinem Rathschlusse sterben soll, laß mich ruhig entschlummern! Amen!" Alle Umstehenden trockneten sich die Thränen; sie mußten ihn halten, als er sich erhob. Noch einen freundlichen Blick warf er auf die Leiche. Gute Nacht! sprach er leise, und dann bat er selbst, daß man ihn in sein Bett zurückbringen möchte.

60.

Eine zum Christenthum bekehrte Heidin legte nach ihrer Taufe, ganz in ihrer Einfalt und Herzens-Sprache, folgendes schöne Bekenntniß ab: „Nun will ich die Sünde hassen und fliehen, zu dem Herrn Jesu kommen und flehen: Du hast für mich gelitten, Du hast meine Sünden weggeschafft; vergib sie mir, ich halte Dich fest, ich vertraue auf Dich!" Als man sie fragte: Wenn du nun wieder in dein Vaterland zurückkehrest, und zu deinem heidnischen Dienst-Herrn kommst, und unter deinen Landsleuten wieder heidnische Thorheiten und Laster siehest, was wirst du thun, wenn sie dich zwingen wollen, dieselben nachzuahmen? antwortete sie: „Wenn mich mein Herr arbeiten heißt, will ich gehorchen; wenn er mir aber etwas Böses befiehlt, so will ich sagen: das darf ich nicht thun, ich bin ein Kind Gottes geworden, und darf Ihn nicht betrüben. Des Sonntags will ich sagen: Gebt mir Erlaubniß, heute in die Kirche zu gehen; wir haben heute einen Festtag, an den andern Tagen will ich euch gern arbeiten." — Auf die fernere Frage: „wenn dich deine heidnischen Landsleute nicht mehr leiden können, wenn sie dich schelten, und spottend zu dir sagen: Pfuy! du bist eine Christin geworden, bist ins Christengeschlecht gekrochen, — wirst du dann wieder schimpfen?" — antwortete sie: „Nein! ich will sanftmüthig, geduldig seyn, und für die Feinde beten." — Christen! die ihr von Jugend auf Jesu herrliche Lehre kennet, werdet ihr

nicht unruhig und schaamroth, indem ihr diese edlen, christlichen Entschließungen einer ehemaligen Heidin leset? —

Frühe Gottseligkeit.

61.

Philipp Jakob Spener, Probst zu Berlin, einer der ehrwürdigsten und verdienstvollsten Gottes-Gelehrten seiner Zeit, war zugleich in seinem ganzen Leben ein ausgezeichnet-gottseliger Mann. Er brachte schon seine ersten Jugend-Jahre in einer so ernstlichen Frömmigkeit zu, wie man sie sonst selten bey jungen Leuten findet. Sorgfältig vermied er die bösen Lüste, Thorheiten und Ausschweifungen, welche man in der Jugend bey vielen Kindern findet, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was ihn fähig machte, einst der Glückseligkeiten des Himmels, wohin sein Verlangen gieng, theilhaftig zu werden. Eine Gräfin von Rappoltstein, die seine Taufpathin war, half besonders diese guten Gesinnungen in ihm pflanzen. Als er in seinem 14ten Jahre, an ihrem Todes-Tage, zu ihr gerufen ward, rührte ihn der Anblick der ihm sehr gewogenen Sterbenden, die schon mehrere Tage lang sprachlos da lag, und sich jetzt vergebens bemühete, mit ihm zu reden, so ungemein, daß er sich eine geraume Zeit täglich von Gott den Tod erbat, auch durch diese Empfindungen desto mehr in dem Vorsatze, sein ganzes künftiges Leben Gott zu weihen, bestärkt wurde. Gern und oft las er schon in seiner Jugend die Bibel, und neben derselben gute und erbauliche Bücher, wodurch seine Erkenntniß in der Religion und seine Frömmigkeit beständig zunahmen. Eine Folge seiner frühen Gottesfurcht war sein großer jugendlicher Fleiß, den er zu Hause und in der Schule zeigte, nützliche Wissenschaf-

ten zu lernen. Beyde Tugenden bewahrte er auf Universitäten, wo damals viele wilde Sitten herrschten, mit aller Gewissenhaftigkeit, und führte ein stilles, eingezogenes Leben. Mit den Guten und Geschickten seiner Mitschüler lebte er in vertrauter Freundschaft, auch suchte er den Umgang mit gelehrten und rechtschaffenen Männern. Schon frühe übte er Barmherzigkeit aus. Gern gab er den Armen, und insbesondere that er seinen armen Mitstudierenden viel Gutes, ob er gleich selbst nichts Ueberflüssiges hatte. Von Kindheit auf, und auch nachher, als er nicht mehr unter der Aufsicht seiner Aeltern und Lehrer stand, bewies er ihnen Ehrerbietung, Gehorsam und Liebe. Gern folgte er ihrem Rathe. Er bat sie immer selbst, wenn er sich nicht zu rathen wußte, sie möchten ihm doch sagen, was ihm nützlich und schädlich sey. Einer von seinen Lehrern gab ihm in der Jugend die Ermahnung: „Er solle dem innerlichen und äusserlichen Gottesdienste am Sonntage mit Eifer und Andacht abwarten, und niemals ohne dringende Noth die Kirche versäumen.“ — Diese Ermahnung behielt er auch beständig in seinem Herzen, und folgte derselben in seinen jüngern und ältern Jahren.

62.

Gellert hatte das Glück, durch seine rechtschaffenen Aeltern, von früher Jugend an, zu einer wahren und herzlichen Hochachtung für die Religion geführet zu werden. Er empfand auch, nach seinem eigenen Geständnisse, zu allen Zeiten seines Lebens ihre wohlthätige Kraft. Sein Eifer in der Abwartung der öffentlichen Gottes-Verehrung war ausserordentlich groß, und er blieb sich hierin bis an's Ende seines Lebens immer gleich. Er besuchte die Kirche so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn, seines schwächlichen Körpers ungeachtet, keine noch so rauhe Witterung davon abhielt. So wichtig ihm der öffentliche Unterricht in der Religion war, mit eben so ernstlicher Andacht nahm er an der feyerlichen

Religionshandlung des Abendmahles Theil, und immer erhöhete seine ungeheuchelte Andacht die Andacht aller derer, die mit ihm das heil. Mahl genoßen. Eben so eifrig und gewissenhaft war er auch in seinen häuslichen Andachtsübungen, besonders im Gebete, weil er von dem Segen desselben für Frömmigkeit und Tugend die hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben.

63.

Das jugendliche Leben des Fürsten Georg von Anhalt, der im Jahr 1553. starb, und dessen Namen unter den deutschen Regenten mit Ehrfurcht genannt zu werden verdient, liefert ein vortreffliches Beyspiel zur Nachahmung. Schon frühzeitig fieng er an, sich der Frömmigkeit zu ergeben, und benützte dabey seine Jugendjahre mit vielem Fleiße und anhaltendem Eifer zur Erlernung der Wissenschaften, die ihn zu einem einsichtsvollen Manne bildeten.

Die Pracht und Fülle, und all' die rauschenden Vergnügungen am Hofe seines Vaters konnten ihn weder stolz noch leichtsinnig, weder weichlich noch träge zur Arbeit machen. Obgleich er ein munterer Jüngling von blühender Gesundheit, festem Körper und sehr schönem Aussehen war: so mißbrauchte er doch diese Naturgaben nicht zu jenen Lastern, zu welchen, leider! so viele, welche solche besitzen, sich verführen lassen. Durch innige Liebe zur Religion und Tugend, durch steten Fleiß im Arbeiten, und durch das Bestreben, sich zur Uebernehmung wichtiger Geschäfte geschickt zu machen, überwand er alle Lockungen seiner Jugend zu Thorheiten und Ausschweifungen. Er enthielt sich darum auch sogar mancher ihm erlaubten Ergötzlichkeiten. Frühzeitig war schon der Gedanke in seiner Seele lebhaft: „welche wichtige Stelle ihm Gott auf Erden anvertrauet, was er vor Andern für große Pflichten zu erfüllen habe, da er zum öffentlichen Wohl geboren worden, da alle Rechtschaffenen,

und das ganze Vaterland, von ihm nicht allein eine weise und gesegnete Regierung der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch besondere Verdienste, Wohlthaten und Tugenden erwarteten." — Durchdrungen von diesen vortrefflichen Grundsätzen wandelte er den Weg der Jugend, worauf er so viele Reitzungen und Gelegenheiten zur Befriedigung jugendlicher Lüste hatte, dennoch unsträflich als ein frommer, keuscher und fleißiger Jüngling. Vorzügliche Tugenden in seinem Charakter waren noch: eine aufrichtige Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, mit dem er sich oft und gern im Gebete unterhielt, und worin er den Seinigen mit einem vortrefflichen Beyspiele ungeheuchelter Andacht vorangieng; große Begierde, die Wahrheit zu erkennen, sie selbst zu bekennen und gegen Andere zu vertheidigen; Güte, Sanftmuth und Beherrschung seiner selbst; seine ausserordentliche Zärtlichkeit und Liebe gegen seine Aeltern und Geschwister, und seine Dankbarkeit gegen seinen würdigen Lehrer Georg Held, dem er nicht nur als Schüler mit aller Bereitwilligkeit und Lernbegierde folgte, sondern ihm auch taglebens vorzügliche Hochachtung und Liebe bewies.

64.

Schon in den ersten Jugend-Jahren machten die Lehren der Religion einen tiefen Eindruck auf das Herz der regierenden Gräfin Casimire von der Lippe (s. Nro. 52.), und sie bewies durch ihre Handlungen, wie durchdrungen sie von der Vortrefflichkeit derselben und von der Schönheit der Tugend seye. Auch ausser den dem Religions-Unterrichte besonders gewidmeten Stunden, waren Unterredungen über Christenthums-Wahrheiten ihr angenehmstes Geschäfte. Selbstbesserung und beständiges Wachsthum in christlichen Tugenden war ihr eifrigstes Bestreben; und sie erhielt dadurch ein ungemein zartes Gefühl von dem, was recht und unrecht ist; blieb ihrer Jugend-Pflichten stets eingedenk, und wurde in allen ihren Reden und Handlungen äusserst gewissenhaft. Wir

wollen hier nur einen Beweis davon anführen: Ihr Lehrer gab ihr bisweilen einen von ihm in ihrem Namen aufgesetzten Brief; ehe sie denselben abschrieb, erwog sie nun jedes Wort, und wenn ihr ein Ausdruck stärker schien, als sie es in ihrem Herzen empfand, sagte sie: „Nein, das fühle ich in meinem Herzen nicht so, das kann ich nicht sagen; das bitte ich Sie zu ändern!" Bey ihrem Bestreben nach einer immer völligeren Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion prüfte und überlegte sie selbst die Gründe derselben; that Fragen — und wiederholte die Fragen, und entdeckte ihre Zweifel, bis sie zur beruhigendsten Gewißheit gelangte. Fleißig und mit vieler Aufmerksamkeit las sie darum die Bibel, empfand die edle und ungekünstelte Einfalt der biblischen Schriftsteller, und suchte Belehrung, so oft ihr etwas in den Lehren und Ausdrücken derselben nicht deutlich genug einleuchtete. Von der hohen Würde und der Wichtigkeit der Verpflichtungen des Christenthums innigst überzeugt, bereitete sie sich mit einem Herzen voll Andacht auf den Tag ihrer Taufbundes-Erneuerung; und man bemerkte von dieser Zeit an recht sichtbar, wie sehr sie in der Gottseligkeit befestiget war, und in derselben zunahm. Unter allen Reitzungen zum Weltsinne, unter allen gefährlichen Lockungen zur Gottes-Vergessenheit und Religions-Verachtung, die so häufig in der Welt der Großen gefunden werden, bewahrte sie immer in ihrem Herzen eine aufrichtige Gottesfurcht, und zeigte sie beständig thätig in allen ihren Reden und Handlungen.

65.

Die vortrefflichen Wirkungen einer frühzeitigen Gottesfurcht äusserten sich vorzüglich auch an dem Herzen des seligen Herzogs Christoph von Würtemberg. Dieser hatte sich als junger Prinz acht Jahre am Französischen, und fast eben so lange am Wiener Hofe aufgehalten, und wurde überall mit der größten Auszeichnung behandelt, und zu ansehnlichen Militärstellen be-

fördert. Aber weder die Pracht und wollüstige Lebensart bey Hofe, noch das so leicht zu Untugenden verleitende Leben im Kriege, waren im Stande, ihn zur Untreue gegen seine, schon in früher Jugend erlangten guten Ueberzeugungen von Christen-Pflicht und Christen-Glückseligkeit zu verleiten. Die vielen in der Schule der Leiden gemachten Erfahrungen dienten vortrefflich zu seiner Veredlung und Stärkung im Guten. So widerstand er als ein Held den öftern Versuchungen zum Unrecht und zur Sünde, und zeigte auch dieselben guten Eigenschaften als nachmaliger Regent, indem er seinen Unterthanen mit seinem Beyspiele des Guten vorleuchtete, und durch die vortrefflichsten Einrichtungen im geistlichen und weltlichen Fache sich ein unvergängliches Verdienst erwarb.

66.

Ein rechtschaffener Vater zu Mietau in Kurland, F. W. Z..., welcher die Seelen-Bildung seiner Kinder seine vorzüglichste Sorgfalt seyn ließ, und ihnen frühzeitig feste Grundsätze der Tugend und Frömmigkeit beyzubringen suchte, hatte die Freude, den erwünschten Erfolg seiner väterlichen Bemühungen an seinem zehnjährigen Töchterchen zu sehen. In einer der Prüfungsstunden, die er mit seinen Kindern über ihr sittliches Verhalten anzustellen pflegte, entfaltete sie vor ihm, mit der kindlichsten Offenherzigkeit, die geheimen Züge ihrer Seele, und dieß bewog ihn, ihr aufzugeben, daß sie ihm den ganzen Fall schriftlich entwerfen sollte. Sie that es, und folgender Aufsatz — so wie er aus ihrem Herzen und ihrer Feder floß, ohne daß ein Buchstabe darin geändert wäre, — war es, den sie ihrem Vater überreichte: „Ich gieng neulich mit etwas Gelde, das mir die Mutter gegeben, nach dem Markte, weil ich für die Kleinen etwas zum Weihnachts-Geschenke einkaufen sollte. Als ich nun vor einem Becker-Laden vorbeygieng, bekam ich einen großen Appetit zu Pfeffernüssen, aber ich gieng geschwind weg,

damit ich keine Sünde thäte. Hätte ich nun von dem Gelde der Mutter etwas genommen, und hätte mir etwas gekauft, so wäre mein Appetit gestillt worden; aber ich hätte meinen Aeltern nicht frey unter die Augen treten können. Mein Gewissen hätte mir immer Vorwürfe gemacht, und hätte gesagt: Du bist ein Dieb. Ich entgienge aber auch der Allwissenheit Gottes nicht. Ich würde auch anderemale in Versuchung gerathen seyn, und würde noch mehr gestohlen haben: denn die Hunde lernen am Riemchen Leder kauen. Dieß war das erstemal, daß ich in eine wirkliche Versuchung zur Sünde gerathen bin; aber sie auch, Gottlob! glücklich überwunden habe." —

Anbetung Gottes.

67.

Der Englische Capitän Carver traf im J. 1783. auf seinen Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika einen jungen Indianischen Prinzen (sogenannten Amerikanischen Wilden) von der Nation der Winnebagoer an, der als Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften gieng. Da dieser hörte, daß Carver den berühmten Wasserfall Niagara am Flusse gleiches Namens besuchen wollte, so bezeugte er Lust, ihn dahin zu begleiten. Beyde giengen mit einem Bedienten dahin ab. — Schon in einer Entfernung von beynahe vier Stunden konnten die Reisenden das Geräusch des Wassers deutlich hören; je näher sie aber diesem erhabenen Meisterstücke der Schöpfung Gottes kamen, um so größer ward ihr Vergnügen und Erstaunen. Kaum hatte der Prinz die Spitze erreicht, von welcher man diesen bewundernswürdigen Wasserfall überschauen kann, so fieng er an, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu beten,

weil er glaubte, daß dieß einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereiset wäre, um ihn anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das er in seiner Macht hätte, darbringen wolle. Er warf hierauf seine Pfeife in den Strom, und das Futteral, worin er seinen Taback verwahrte; dann folgten die Armbänder, die er an sich trug, sein aus Drath und Glasperlen bestehendes Halsband, und zuletzt seine Ohrenringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte alles, was er am liebsten hatte, und was in seinem Anzuge von einigem Werthe war. Zugleich setzte er sein Gebet immer fort, wie es ihm Herz und Natur eingab, und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf seiner Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel, und helles, heiteres Wetter bat. Er gieng auch nicht von der Stelle weg, bis er mit Carvern, nach Indianischer Sitte, dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatte.

68.

„O, mein Sohn" — sprach der edle Cambyses, Statthalter von Medien, zu seinem Sohne Cyrus, dem nachmaligen großen Monarchen von Persien, als er ihn zu dessen Großvater Astyages schickte — „mein Sohn! denke ja immer daran, daß du nie etwas unternehmest, bevor du zu dem höchsten Wesen gebetet hast! Inbrünstige Gebete müssen stets bey allen deinen Handlungen, es seyen öffentliche, oder solche, die nur dich selbst betreffen, vorhergehen; und in allen Vorfällen bemühe dich, den Willen der Götter kennen zu lernen! Unser Verstand ist mit dicker Finsterniß umhüllt, und der Irrthum dringt in unsere Seele leichter ein als die Wahrheit. Das Licht der Götter verdunkelt keine Wolke. Das Vergangene und das Zukünftige ist ihnen so bekannt wie das Gegenwärtige, und wenn man sie anruft, leitet ihre ewige Weisheit die Gesinnungen der Menschen; sie belohnen ihr demüthiges Zutrauen dadurch, daß sie ihnen

zur rechten Zeit eingeben, was sie thun, und was sie lassen müssen."

„Wozu bist du geboren?" — fragte man einst den griechischen Welt-Weisen Anaxagoras. — „Um den Himmel anzuschauen," — antwortete derselbe. „Aber," — fragte man weiter, — „welches ist denn dein Vaterland?" — „dieses hier," — versetzte er, indem er mit dem Finger auf jenes unermeßliche Gewölbe zeigte, — „dessen Pracht die Erde auffruft, den Urheber desselben zu verehren." —

Wenn schon Heiden solche Gesinnung zeigen: — — wie vielmehr sollten Christen, durch das volle Licht der Religion Jesu erleuchtet, ihren Gott und Herrn, in kindlicher Liebe und Ehrfurcht, verehrend anbeten!

69.

Der fromme und tapfere König Gustav Adolph von Schweden kam im dreyßigjährigen Kriege (welcher im 17. Jahrhundert geführt wurde) seinen bedrängten Glaubens-Genossen von der protestantischen Kirche in Deutschland zu Hülfe. Als seine Kriegs-Flotte die Seereise aus Schweden so weit glücklich geendigt hatte, daß sie bey der Insel Rügen Anker warf, war er der Erste, der an der Pommer'schen Küste an das Land stieg. Sobald er das Ufer betreten hatte, fiel er auf seine Kniee nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Person, seiner Flotte und Armee, und flehte Ihn um Segen zu seinem Vorhaben an. Es war ein rührender Anblick für seine Officiere, die nach ihm an das Land gekommen waren, und um ihn herum standen, aus dem Munde ihres, auf seinen Knieen liegenden Königes folgenden schönen Herzens-Erguß vor Gott zu hören: „Gott! der du über Himmel und Erde, über Wind und Meer herrschest, wie soll ich Dich preisen, daß Du mich auf dieser gefährlichen Reise so gnädig beschützet hast! O, ich danke Dir von Grunde meines Herzens, und bitte Dich, zu dieser Unternehmung, die ich nicht zu meiner, son-

dern allein zu deiner Ehre, zur Vertheidigung deiner Kirche, und zum Troste der Gläubigen angefangen habe, deine Gnade, deinen Segen zu geben. Du Herr, der Du Herzen und Nieren prüfest, kennest die Lauterkeit meiner Absichten. Du wollest auch gut Wetter und günstigen Wind verleihen, damit ich meine noch zurückgelassene Armee mit fröhlichen Augen bey mir sehen, und dein heiliges Werk fortsetzen möge!" — Seine Officiere konnten hierüber ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der König ihre große Rührung wahrnahm, sagte er zu ihnen: „weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen; je mehr Betens, desto mehr Sieges: denn fleißig gebetet ist halb gesiegt; der beste Christ ist immer der beste Soldat." — Auf seinen Fahnen standen mit goldenen Buchstaben die Worte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?" — Nicht nur, wenn er im Kriege etwas Wichtiges vornehmen wollte, sondern auch im Frieden pflegte er oft aus dem 90sten Psalm zu beten: „Herr, kehre dich wieder zu uns, und sey deinen Knechten gnädig! Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich seyn unser Lebenlang! Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre (deine Majestät) ihren Kindern! Der Herr, unser Gott, sey uns freundlich, und segne das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wollest du, Herr, fördern!" — Als er über Tilly, den grausamen Zerstörer Magdeburgs, einige Monate nachher, als derselbe sich diesen schrecklichen Namen in der Trauer-Geschichte der Menschheit gemacht, — einen glorreichen Sieg bey Leipzig erfochten hatte, und den Feind allenthalben fliehen sah: so warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, mit dem ihm eigenen Andachts-Eifer, für den verliehenen Beystand in der Schlacht, und für den geschenkten völligen Sieg. — Kurz vor der Schlacht bey Lützen, in welcher dieser Held sein Leben verlor, hielt er mit der ganzen Armee

seine Morgen-Andacht. Es wurden dabey die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. „Es wolle Gott uns gnädig seyn ꝛc. „Verzage nicht, du Häuflein klein ꝛc.“ (dieß letztere Lied hat der König selbst verfertigt), gesungen, und die Feldmusik begleitete diesen Gesang. Der König warf sich auf die Kniee, und betete mit inniger Andacht. Hierauf stieg er zu Pferde, ritt durch die Glieder und munterte die Officiere und Soldaten auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Am Tage dieser seiner letzten Schlacht gab er zum Losungswort: Gott mit uns! Als das Treffen seinen Anfang nehmen sollte, ritt er noch einmal vor seine in Schlacht-Ordnung stehende Armee hin, und rief den Soldaten laut zu: „Nun wollen wir daran, das walte der liebe Gott! — Jesu, Jesu, hilf du mir heute streiten, zu deines heiligen Namens Ehre!“ — Mit einem solchen Sinne und mit solchem Gebete gieng der Held muthig in die Schlacht, in der er die tödtliche Wunde empfieng. Er fiel sterbend vom Pferde, mit dem Seufzer: „mein Gott! — mein Gott!“ —

70.

Der berühmte Französische Admiral Colligny war ein eifriger Verehrer des Christenthums. Er hatte aus Prüfung und Ueberzeugung glauben gelernt, und übte die Pflichten der Religion aus wahrer Zuneigung gegen sie aus. So wenig er die Religion bloß in Worte oder in äusserliches Gepränge setzte: so suchte er doch auch durch sein ganzes Betragen seine guten Gesinnungen gegen dieselbe an den Tag zu legen. Er bekannte sich zur reformirten Kirche. Seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit wurden aber selbst von vielen Römisch-Katholischen so sehr bewundert, daß man behauptete, sein Beyspiel allein würde einen Theil dieser letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. In seinem häuslichen Leben herrschte insonderheit ein edler Geist der An-

dacht, der aber nicht die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte; auch ein Kennzeichen war, daß sein Christenthum zu etwas mehr diente, als um bloß zur Schau getragen zu werden. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, verrichtete er knieend mit seinem ganzen Hause das Gebet, welches er auch selbst vorzusprechen pflegte. War es ein Tag, an welchem eine Predigt gehalten wurde, so wandte er die Zeit vor derselben dazu an, daß er die Abgeordneten der Gemeinden anhörte, die an ihn geschickt worden waren, oder andere öffentliche Angelegenheiten besorgte. Nach der Predigt arbeitete er wieder unabläßig, bis die Stunde des Mittag-Mahls kam. Alsdann versammelten sich fast alle seine Hausgenossen bey der Tafel, und er betete mit ihnen gemeinschaftlich, oder sang, wenn an demselben Tage keine Predigt gehalten worden war, einen von den Psalmen Davids. Er beobachtete diese Ordnung nicht allein zu Friedenszeiten auf seinem Schlosse, sondern auch selbst im Lager ununterbrochen. Eben so vereinigte er sich auch nach dem Abendessen mit allen den Seinigen zum Singen und Abend-Gebete. Sehr viele Französische Edelleute machten eben diese Einrichtung in ihren Häusern, und zwar am so lieber, weil sie der Admiral auch besonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte: ihre Hausgenossen zur Gottseligkeit anzuführen. Wenn die Zeit herannahte, da er mit den Seinigen das heilige Abendmahl zu genieſſen pflegte, so versammelte er sie alle um sich her, und stellte ihnen vor, daß er nicht nur für sein Leben, sondern auch für ihre Aufführung Gott dereinst werde Rechenschaft geben müssen. Wenn unter ihnen Zwistigkeiten entstanden waren, so suchte er bey dieser Gelegenheit eine Versöhnung zu Stande zu bringen; und wenn einer unter ihnen keine würdigen Begriffe von dieser heiligen Handlung zu haben schien: so ließ er ihm einen bessern Unterricht in der Religion ertheilen.

71.

Ein Aegyptischer Einsiedler fragte einst den durch seine Frömmigkeit berühmten Makarius den Großen aus Thebais, wie er beten müsse? — „Lieber Bruder," — gab ihm Makarius zur Antwort — „man braucht eben nicht viel Worte zu machen; es ist genug, die Hände mit Andacht gen Himmel zu heben, und zu sagen: O mein Gott, dein Wille geschehe! — Und wenn du fühlst, daß du gegen eine heftige Versuchung zu kämpfen hast: so sprich aus dem Innersten deines Herzens: O mein Vater, stehe mir bey! denn Gott weiß recht gut, was dir fehlet." —

72.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges wohnte eine gottesfürchtige Jungfrau, die wohlgebildet, aber in ihrer Kindheit blind geworden war, mit den Ihrigen in einem Dorfe in der Neumark. Als die Russen und Kosacken auch nach diesem Orte streiften, so nahm Jedermann aus Furcht vor ihnen die Flucht, und die Häuser ließ man leer stehen. Obige, wahrscheinlich jetzt gestorbene Christin, wurde von den Ihrigen aus strafbarer Nachläßigkeit allein zurückgelassen. In der großen Angst, die sie wegen der üblen Behandlung hatte, welche jenes Volk an ihr ausüben möchte, warf sie sich auf ihre Kniee nieder, betete inständig zu Gott um Bewahrung. Die Feinde kamen, und durchsuchten alle Häuser des Dorfes, aber in ihr Haus kam kein einziger. Und als die feindlichen Truppen wieder fortgezogen waren, fanden die Ihrigen sie zur Verwunderung unbeschädigt wieder. Diese gnädige Bewahrung gab sowohl ihr, als auch den Ihrigen täglich reichen Stoff zum innigsten Dank gegen den Herrn. — „Rufe mich an in der Noth: so will ich dich retten, und du sollst mich preisen;" — an diese Verheißung darf sich der wahre Christ fest halten.

Vertrauen auf Gott.

Das Vertrauen auf Gott, die Ueberzeugung, daß Er uns mit seiner Macht beystehe, daß alle Kräfte der Natur zu unserm wahren Besten beförderlich seyn müssen, — macht uns beynahe allmächtig. Wir verachten jede Gefahr und Schwierigkeit: weil wir überzeugt sind, daß der Allmacht, die uns schützt, Nichts widerstehen kann. Gottes Treue, seine nie irrende Weisheit, alles vermögende Kraft, unbegrenzte Liebe und allergenaueste Vorsehung sind die felsenfesten Grundsteine, worauf sich ein Vertrauen bauen läßt, das auch der Umsturz der Welt nicht erschüttert, das fester ist als Erde und Himmel. Zu einem wohlgeordneten, starken Vertrauen auf Gott gehört aber, daß wir nicht mehr von Gott erwarten, als was Er versprochen hat, und dieses nur unter der von ihm gesetzten Bedingung erwarten: daß man in Ausübung jeder Pflicht so geschäftig ist, als müsse Alles bloß von uns, und nichts von Gott geschehen; daß man aber auch Gott so fest vertrauet, als thäte Er Alles, und wir nichts; und daß man jedes erlaubte Mittel, sein Unglück zu hindern, und sein Glück zu befördern, sorgfältig gebraucht: denn diese Mittel kommen auch von Gott. Man muß sich endlich auf dem Wege der Pflicht keine Gefahr, keine anscheinende Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, keinen noch so langen Verzug der Hülfe abschrecken lassen, sondern auch da, wo man nichts als Finsterniß und Abgründe vor sich sieht, dennoch fest versichert bleiben, daß Er Alles wohl mit uns machen werde.

73.

König Gustav Adolph von Schweden, jener Held im Glauben an Gott wie im Kriege, sagte bey'm Anfange eines seiner Feldzüge: „Jetzt bin ich zwar gesund, und mit meiner Sache steht es noch gut; aber ich

gehe auf's neue einem erbitterten Feinde entgegen, der mir auf alle Weise zu schaden, und mich und mein Kriegs-Heer zu vertilgen suchen wird. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück zuwider ist, daß ich meine Gesundheit oder gar mein Leben verliere, Aber, ich scheue keine Noth und Gefahr: ich bin vielmehr fest überzeugt, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Widriges begegnen kann, und daß Alles, was mir in meinem Berufe widerfährt, wenn es auch, nach menschlichen Gedanken, das Unglücklichste und Aergste seyn oder scheinen sollte, mir doch zum Besten gereichen muß. Ja, ich will mich glücklich schätzen, wenn Christus mich würdig halten wird, daß ich zu seiner Ehre etwas, es sey Unglück, Gefahr oder Tod, leiden möge." — Einst rettete Gott ihn selbst sichtbar aus einer Lebensgefahr, aber neben ihm wurde der junge Markgraf von Baden, den er sehr liebte, durch eine Kanonenkugel getödtet. Es baten ihn seine Generale bey dieser Gelegenheit, sich in Zukunft nicht so sehr der Gefahr auszusetzen; da an der Erhaltung seines Lebens so unaussprechlich viel gelegen wäre. Er antwortete ihnen aber: „der Tod des Markgrafen, dieses so hoffnungsvollen Prinzen, und die Kugel, die mir heute so nahe war, erinnern mich an meine Sterblichkeit, und daß ich eben dem Zufalle unterworfen bin wie der geringste Soldat bey meiner Armee, und davon können mich weder meine königliche Geburt und Krone, noch meine Waffen und Siege befreyen. Ich muß mich deßwegen dem Willen Gottes und seiner Fügung unterwerfen. Er wird, wenn Er mich auch von dieser Welt wegnehmen sollte, doch die gerechte Sache, die ich jetzt verfechte, nicht verlassen, und es wird Ihm etwas leichtes seyn, einen Andern an meine Stelle zu erwecken, und mit Verstand, Tapferkeit und Glück auszurüsten, der diesem Kriege ein gutes Ende machen, die wahre evangelische Religion und deren Anhänger in vollkommene Sicherheit, und Deutschland in seine vorige Freyheit setzen wird."

74.

Unweit Königswusterhausen in der Churmark lebte vor etwa 40 Jahren ein altes Mütterchen, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den Menschen, denen sie, nach ihren geringen Kräften, half und diente. Als im J. 1786. ein großer Schnee fiel, war das kleine, einsam stehende Häuschen, worin sie wohnte, gleichsam verschneiet, und der Weg dahin mit Schee fast zugedeckt. Zum Glücke dachte die Frau des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige Züge ihrer edlen Gesinnung kennen gelernt hatte, und befahl jetzt ihrem Bedienten, sich durch den Schnee einen Weg dahin zu schaufeln. Als dieser nun nach vieler Mühe bis an's Häuschen gelangt war, rief ihm diese Frau von dem Bette aus, auf dem sie lag, mit freudig-lächelnder Miene entgegen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon liege ich seit zwey Tagen von allen Menschen verlassen: aber zu Gott habe ich immer das Vertrauen gehabt, er werde mich nicht verlassen noch versäumen; — und nun sendet Er mir Hülfe, da die Noth am größten ist.“ — Sie bat hierauf den Bedienten, daß er ihr ein wenig Wasser holen möchte, um eine Mehl-Suppe, zur Fristung ihres Lebens, bereiten zu können. Der Bediente half ihr treulich, und während sie die Suppe mit vielem Appetit verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bey augenscheinlicher großer Noth, besondere Hülfe und Segen von Gott erfahren hatte, und endete mit dem Wunsche: „o wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen ans Herz legen könnte! denn es macht so ruhig und zufrieden, wie sonst nichts in der Welt.“

75.

Ein gewisser Lord wollte aus Irland nach England überfahren. Als er in's Packetboot stieg, riß die Strick-

Leiter, so daß er ins Boot fiel, und ein Bein zerbrach. „Es ist gut," — sagte er, — „es dienet alles zu meinem Besten." Seine Freunde fragten ihn, wie denn sein Beinbruch und der Aufschub einer so nöthigen und wichtigen Reise ihm zum Besten gereichen könnte? „Die Vorsehung," — antwortete er — „weiß es am besten, ich bleibe dabey, es dienet zu meinem Besten." — Er mußte nun zurückbleiben, und das Packetboot segelte ab, gieng aber auf der See unter, und nur ein einziger Mensch wurde erhalten. — Wohl dem, der diesen Glauben hat: es dienet Alles zu meinem Besten; denn Er hat den kräftigsten Trost, womit er bey allen widrigen Zufällen sich aufrichten, und sein Herz beruhigen kann; er hat gelernt, auch die traurigsten Begebenheiten und Veränderungen seines Lebens als Schickungen einer väterlich-treu über ihn waltenden Vorsehung anzusehen. Voll-Ueberzeugung spricht er zu sich selbst: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat vorgesehen, und was mir nützlich ist."

76.

Ein rechtschaffener Prediger zu Kleinern, einem unbedeutenden Dörfchen in dem Fürstenthum Waldeck, erfuhr mehrere besondere Beweise der göttlichen Vorsehung. Er war sehr arm, hatte sechs Kinder, und nicht mehr als 80 Gulden jährliche Besoldung; indessen lebte er bey seinem aus Haber- und Gersten-Mehl gebackenen Brode vergnügt, und nahm von seinen sehr armen Zuhörern nur selten die ihm zustehenden Gebühren. — Einst war er ohne Früchte, ohne Mehl und Geld, und hatte nur noch ein Brod, als ihm eine arme Wittwe klagte, daß sie schon seit 24 Stunden keinen Bissen Brod genossen habe. Sogleich gab ihr der mitleidige Mann die eine Hälfte seines noch übrigen Brodes, und überließ die andere Hälfte seiner Frau und seinen Kindern; er selbst aber gieng in den Garten, um seinen Hunger mit Kirschen zu stillen. Hier fand er zufälligerweise Gelegen-

heit, einem seiner Freunde in der Nachbarschaft ein Körbchen von diesen seinen Früchten zu schicken; und dieser, der gerade gutes frisch-gebackenes Brod im Hause hatte, sandte dem Prediger einige Laibe desselben zum Gruße zurück, weil er immer so schlechtes Brod essen müsse. — Als dieser Vorrath verzehret war, dachte der redliche Mann, ein paar Thaler zu entlehnen, denn er hoffte, aus seiner schönen Winterfrucht 10 bis 12 Thaler lösen, und dann das Entlehnte wieder bezahlen zu können; allein des andern Tages ward die Saat vom Wilde gänzlich verderbt und abgefressen. Dessen ungeachtet verharrte er im Vertrauen auf Gott, und sah seiner Hülfe getrost entgegen. Jetzt wollte er ein Füllen, das er hatte, an einen Juden für 11 Thaler verkaufen; da aber der Jude nicht so viel geben wollte, verstrich die Zeit, und der Prediger mußte in die Kirche. Indessen hatte sich das Füllen losgemacht, wollte über eine alte Mauer setzen, und brach unglücklicherweise den Hals. Als der Prediger zurückkam, sagte er zu seiner bestürzten Frau und seinen Kindern: „wir sollen nicht auf den Acker und das Füllen unser Vertrauen setzen, der Herr wird selbst helfen!" Und gerade jetzt begehrte ihn eine Dame in der Nachbarschaft in einer gewissen Angelegenheit zu sprechen. Bey der Unterredung mit ihr kam die Rede auf ein gewisses Buch, und die Dame wunderte sich, daß es der Pfarrer nicht besitze; er bekannte aber offenherzig, daß er zu arm sey, um sich solches anschaffen zu können. Sogleich schenkte ihm die Dame 25 Thaler; und nun war der Verlust seines Getraides und Füllens ersetzt. Etlich und zwanzig Jahre blieb dieser würdige Mann in diesem armen Dörfchen, und erhielt nur kurz vor seinem Ende eine einträglichere Pfarre. — Wohl dem Menschen, der sich auf Gott verläßt!

77.

Wie in vielen christlichen Tugenden, so war Luther auch im Hoffen auf Gott ein großer Held. Er

bewies dieß durch die ausserordentliche Herzhaftigkeit, mit welcher er im Namen Gottes das Werk der Reformation bey unabsehbaren Hindernissen übernahm, und durch die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit er dasselbe unter den größten Schwierigkeiten, Verfolgungen und Gefahren fortsetzte. Im Jahr 1521. befahl Kaiser Karl V., daß Luther nach Worms kommen sollte, um über sich und seine Lehre eine Untersuchung anstellen zu lassen. Diese Reise war für Luther sehr gefährlich, indem seine Feinde ihm nachstellten, und der päbstliche Bann ihn mit Schmach, Gefängniß und Tod bedrohete. Allein er sprach zu seinen Freunden voll hohen Muthes: „wenn auch meine Feinde gleich ein Feuer zwischen Wittenberg und Worms machten, dessen Flammen bis in die Wolken reichten, so will ich doch im Namen Gottes getrost erscheinen, Christum bekennen, und denselben walten lassen.“ — Als er nach seiner Ankunft in Worms die Treppe des Rathhauses hinaufsteigen wollte, sagte der wachhabende Offizier zu ihm: „mein lieber Mann, ihr habt jetzt einen weit schwerern Gang hier hinauf, als ich nie gehabt habe, wenn ich ehedem in eine Schlacht gieng.“ — Aber Luther blieb unerschrocken, und bewieß die Standhaftigkeit des größten Helden. Mit hohem Muthe trat er in Worms vor den Kaiser, vor sieben Churfürsten, viele Herzoge und andere vornehme Herren, und erklärte sich, aller Warnungen und Drohungen ungeachtet, kurz und deutlich: daß er nie widerrufen werde, so lange man ihm nicht aus der heiligen Schrift beweisen könne, daß er geirrt, und falsch gelehrt und geschrieben habe. Seine Rückreise war, besonders da er einige Wochen nachher, nebst seinen Anhängern, in die Reichs-Acht erklärt wurde, mit noch größeren Gefahren verbunden als seine Hinreise; allein er verließ sich auf seine gute Sache und auf den Allmächtigen. Er kam in den großen Thüringer Wald, den damals eine Räuberbande für Reisende gefährlich machte. Ein verdienter Volks-Schriftsteller sagt in sei-

ner Geschichte Luthers: „Etwas klopfte ihm sein Herz, als er in den großen Wald kam. Jetzt fuhr er in einem Hohlwege, über ihm ragten hohe Gebirge daher; eine Todtenstille herrschte weit und breit; nur dann und wann rauschte der Wipfel einer Tanne, oder ein flüchtiges Reh eilte neben ihm vorbey. Das Schicksal dieser verjagten Thiere erinnerte ihn an das seinige, und der Gedanke, daß ein Haufen erkaufter Mörder ihn in diesem einsamen Thale überfallen, und seinen Feinden in die Hände liefern könnte, machte ihm etwas bange; dennoch aber verzagte er nicht, sein Mund stimmte vielmehr das hohe Lied an: ‚Eine feste Burg ist unser Gott" und sein Herz ward wieder ruhig, so fest und unerschütterlich, als der Felsengrund der hohen Berg-Schlösser, die vor ihm lagen. Plötzlich kamen zwey Reiter, welche ihn im Namen des Churfürsten Friedrich von Sachsen auf das Schloß Wartburg bey Eisenach in Sicherheit brachten, wo er unter dem Namen Junker Jörgen neun Monate in nützlicher Thätigkeit zubrachte."

78.

Wolfgang Musculus, der im Jahr 1563. als Professor der Theologie in Bern starb, trat in seinem Vaterlande Lothringen in den Benediktiner-Orden, wurde aber durch das Lesen der Schriften Luthers bewogen, sein Kloster zu verlassen, und nach Straßburg zu gehen, wo ihm der Reformator Bucer anfänglich Unterhalt verschaffte, und wo er sich verheirathete. Nach einiger Zeit fiel es ihm aber schwer, durch die Wissenschaften für sich und seine Gattin Brod zu erwerben. Dessen ungeachtet ließ er keinen Kleinmuth in sich aufkommen; und um sich zu ernähren, lernte er die Weberkunst, und half auch einige Zeit, als Taglöhner, bey Straßburg Graben und Dämme machen. Als er einst des Abends seine vollendete Arbeit ansah, und überlegte, wo er sie den folgenden Morgen wieder anfangen wolle, erfuhr er die Wahrheit seines Wahlspruches: „Es lebt ein Gott

im Himmel, der für Alles sorgt; die Ihm vertrauen, kann er nie verlassen." — Seine Frau kam eilends mit der Nachricht zu ihm, daß er am folgenden Morgen bey dem Stadt-Bürgermeister erscheinen solle. Er gieng zu demselben, und erhielt den Ruf zu einer Dorf-Pfarre. Freudig nahm er denselben an, und dankte Gott, der für ihn gesorgt hatte. Er mußte aber, um seiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe willen, noch mancherley Prüfungen erfahren, und sein Gehalt wurde durch feindselige katholische Geistliche, worunter besonders der damalige Bischof von Straßburg war, zurückgehalten. Indessen fand er an Reinhard von Rotenburg einen großen Freund und Beschützer. Dieser setzte einst des Musculus Unerschrockenheit und Zuversicht zu Gott in der Noth folgenderweise auf die Probe. Er ritt, in ganz unkenntlicher Kleidung, mit einigen Reitern vor die Thüre der Dorf-Kirche, worin Musculus predigte, und ließ ihn unter vielen Drohungen herausrufen. Dieser, der nichts anders vermuthen konnte, als daß es der Bischof von Straßburg mit seinem Gefolge seye, bat nur, daß man ihn seine Predigt erst endigen lassen möchte, dann wolle er mit ihnen hingehen, wohin sie es verlangten. Sie erlaubten ihm dieses, und nun predigte er weiter fort mit einer solchen Gegenwart des Geistes, daß man auch nicht das geringste Zeichen von Furcht an ihm wahrnahm. In der Meinung, daß ihm eine große Lebensgefahr bevorstehe, ermahnte er am Schlusse der Predigt seine Gemeinde zum Glauben und zur Beständigkeit im Guten, und bat sie, für ihn zu beten. Alle Gemüther der in der Kirche anwesenden Zuhörer wurden von Furcht und Schrecken befallen, er aber gieng mit getrostem Muthe von der Kanzel, und ergab sich unerschrocken in die Gewalt derer, die er für seine Feinde hielt, fest und entschlossen, für Jesu Christi Lehre Glück und Leben aufzuopfern. Voll Verwunderung über seine Unerschrockenheit und Vertrauen auf Gott, entdeckte sich ihm hierauf Reinhard, umarmte und ermahnte

ihn, Zeitlebens einen solchen christlichen Heldenmuth zu behaupten. Gott belohnte ihn auch für sein Vertrauen, erweckte ihm Wohlthäter, und führte ihn nach Straßburg, wo er die Stelle eines Diakonus erhielt.

79.

Wie belehrend für das Vertrauen auf Gott selbst Kleinigkeiten seyn können, wenn man sie mit frommer Seele und nach den Anweisungen Jesu zu nützen weiß, zeigt folgende Geschichte: Melanchton, der ehrwürdige Freund und Gehülfe Luthers, war einst mit diesem und mit mehreren Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bey den drohenden Gefahren, in welchen sich die kaum entstandene evangelische Kirche befand, Berathungen anzustellen, und den Fürsten der protestantischen Parthey Vorschläge zu ertheilen. Man hatte schon viel gesprochen, sich schon lange angestrengt, etwas Ersprießliches ausfindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen: als der ermüdete, fast trostlose Melanchton auf einige Augenblicke herausgerufen wurde. Bey'm Zurückkehren in die Versammlung kam er zufälligerweise in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreyer Prediger beysammen fand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangeliums lehrten. Mit inniger Rührung hörte der fromme Melanchton das Rufen dieser Unmündigen; — und was war natürlicher, als daß ihm die Worte beyfielen: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet." — Nun erhob sich daher auch sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlicher Miene kam er in die Versammlung zu seinen bekümmerten Freunden zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach der Ursache dieser schnellen Veränderung. — „Laßt uns nicht zagen," — antwortete der jetzt getroste Melanchton — „ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen, und unüberwindlich seyn werden; es sind un-

sere Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe; und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen!"

Stille Ergebung in den Willen der Vorsehung.

80.

Johann Nikolaus Johns, ein Landmann zu Sahms im Hannöverischen, war einer der edelsten, unter mannigfaltigen und schweren Leiden bewährten Christen. Schlecht und recht und gottesfürchtig arbeitete er mit stillem Wesen und unverdrossenem Fleiße, und ließ sich dabey die Sorge für seinen höhern Christen-Beruf beständig angelegen seyn. Die gute Erziehung seiner Kinder, und die ihnen verschafften nützlichen Kenntnisse bewiesen es, was in diesem Stücke auch der Ungelehrteste vermag, wenn er nur will. Er war ihnen selbst Beyspiel, strebte redlich nach mehrerer Einsicht, ohne sich etwas damit zu wissen; that Niemanden etwas zu Leide, lebte mit Allen in Frieden: denn da er Allen mit Rath und That beystand, so konnte Niemand ihm böse seyn. — Er erfuhr aber viele und schwere Prüfungen, und es war merkwürdig, daß alle möglichen Unglücksfälle gerade ihn zuerst trafen, der vor Vielen besserer Schicksale werth zu seyn schien. Riß die Vieh-Seuche im Dorfe ein, so traf sie sein Vieh; und war Mißwachs im Jahre, so litten seine Felder am meisten. Ausserdem gieng selten ein Jahr hin, daß er nicht bald hier, bald da, an seinem Vermögen irgend einen Schaden erlitt. — Er selbst, sein Weib und seine Kinder waren kränklich. — Seine Scheune wurde zur Nachtzeit, Niemand wußte woher, mit allem darin Befindlichen ein Raub der Flammen; und der arme Mann, der, um Ei-

niges noch zu retten, sich zu sehr gewagt hatte, ward selbst vom Feuer beschädigt. Doch dieß alles waren nur noch geringere Leiden! Sein einziger Sohn, der mit den Pferden auf dem Felde war, blieb über die Zeit aus. Der Vater eilt, voll banger Ahnung, um ihn aufzusuchen, und findet ihn in seinem Blute — vom Pferde erschlagen. Stumm vor Schmerzen und thränenlos schließt er sein Kind in die Arme, und trägt es mit wankenden Schritten in die Hütte, setzt ihn in einen Stuhl gegenüber, und blickt so stundenlang, sprachlos, und mit gefalteten Händen die Leiche an, indeß Frau und Töchter das Haus mit lautem Wehklagen erfüllten. — So war das Leben dieses Mannes eine Kette von Leiden, die Gott ihm sandte, unter denen er aber nicht erlag. Beynahe aller Güter beraubt, suchte er doch keine fremde Hülfe, klagte nicht, sondern trug sein Kreuz mit stiller Geduld und im Aufsehen auf Gott; setzte den ersten Unglücksfällen noch größere Einfachheit und Arbeitsamkeit entgegen; dem letztern aber Glauben und Hoffnung auf frohes Wiedersehen im himmlischen Vaterlande. Einige Zeit vor seiner seligen Verewigung ließ er seinem Beichtvater, Pastor Langenreuter, wissen, daß er mit den Seinigen sehr krank seye. — Dieser kam. Aber welch' einen erschütternden Anblick hatte dieser edle Seelsorger hier auszuhalten! Auf einem Bette lag der christliche Landmann selbst nebst seinem Weibe, das nicht unwerth war, mit ihm zu leben und zu leiden, auf dem andern aber seine vier unerwachsenen Töchter, alle krank an der Ruhr. — Der würdige, theilnehmende Prediger traf ihn auch jetzt in der besten Fassung an; und bey allen seinen nachherigen Besuchen fand er zwar mehreren Jammer, aber auch immer größere Standhaftigkeit und gänzliche Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters; indem der gute Landmann erkannte, daß Gottes Absichten und Wege mit ihm — wie dunkel und rauh sie ihm auch oft vorgekommen — doch immer lauter Güte und Weisheit gewesen seyen, und daß Gott doch zuletzt

seinen heiligen und liebevollen Zweck an ihm erreichen werde. Und diese selige Stimmung seines Herzens hatte ihren Grund in dem Glauben, daß sein Erlöser lebe, und auch ihm ewiges Leben schenken werde. — Es fieng nun an, ihm so unaussprechlich ruhig und heiter zu werden; und seine Seele sehnte sich hinüber in das Land der seligsten Wonne, um daheim zu seyn bey dem Herrn, an den er geglaubt, und dem er gelebt hatte. — Und so gieng sein frommer Lehrer, der gekommen war, ihn und seine Familie zu trösten und zu erbauen, jedesmal erbauter, gestärkter und beschämter aus dieser Hütte zurück. Einst fühlte derselbe Abends, — es war schon spät, — einen heftigen Antrieb noch einmal hinzugehen. Er gieng. Tiefe Stille herschte im Zimmer, das von einer schwachen Lampe nur wenig erleuchtet ward. Man bemerkte ihn kaum, als er hineintrat; Frau und Kinder vergaßen ihrer eigenen Krankheit, und jammerten nur über den Vater. Als jener nun ins dunkle Bett hinein sah, fand er ihn aufrecht sitzend, sein Haupt entblößt, die Mütze in beyden gefalteten Händen, und sein brechendes Auge gen Himmel gerichtet. Er redete ihm zu, und noch schien der Sterbende ihn zu kennen; doch war er seiner Sinne nicht ganz mehr mächtig. Aber mit Inbrunst hielt er seine Hände empor, sah gen Himmel, und betete mit abgebrochenen Worten, aus dem innigsten und vollsten Herzen; gedachte auch noch in seinem Gebete der Seinigen, seiner Wohlthäter, und auch seines Freundes, des Predigers. Dieser fand am folgenden Morgen die Frau allein auf dem Bette. Sie sah ihn starr an, zeigte auf ein langes, in der Ecke des Zimmers auf der Erde ausgebreitetes Bahrtuch, unter welchem die Leiche ihres Mannes lag. „Er ist — sanft eingeschlafen" — sagte sie mit schwerer Zunge, zeigte auf sich, dann gen Himmel, und schien sagen zu wollen, daß sie ihm bald folgen würde. — Nach 24 Stunden hatten fünf unerzogene Kinder keine Aeltern mehr. Beyde

ourden an Einem Tage beerdigt, und ein gemeinschaft-
iches Grab deckt ihre Asche.

81.

Als man gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts
n Frankreich die Protestanten mit unglaublicher Härte
erfolgte, traf dieses traurige Schicksal, unter vielen
ndern vortrefflichen Männern, auch den Advokaten
Isaak le Febvre (le Febb'er), einen Mann, der aus
iner der angesehensten Familien des Reiches abstammte,
nd nach seiner eigenen Versicherung in so glücklichen
Umständen sich befand, daß ihm kaum noch etwas zu
wünschen übrig blieb. Dieser Unglückliche mußte 16
Jahre in Gefängnissen und auf Galeeren die schrecklichste
Mißhandlung, um seines Glaubens willen, erdulden.
Mehr als 10 Jahre lang wurde er in einem Gewölbe
der St. Johann-Schanze zu Marseille, die ehedem als
Pferdestall gebraucht worden, bisher aber wüste ge-
standen, weil sie zu feucht, und folglich ungesund für
die Pferde gewesen, eingesperrt gehalten. Es war
ihm nicht mehr Licht vergönnt, als so viel durch eine
mit Gittern versehene Thüre in das Gewölbe fiel. Ueber-
dieß hatte er hier den garstigsten Geruch auszustehen,
und Alles vermoderte und verschimmelte daselbst. Als
man den le Febvre hieher brachte, nahm man ihm
selbst das einzige Buch, das er bisher noch gehabt hatte.
Die Speisen und Getränke, die ihm gereicht wurden,
waren voll Unrath, unerachtet er sie selbst bezahlen
mußte. Oft hatte er weder Wäsche noch Kleider, und
eben so wenig eine Matratze oder Decke. Verschiedene
Personen, die ihm aus Mitleiden nur einige kleine Ge-
fälligkeiten erwiesen hatten, wurden zum Tode verdammt
und gehangen, ungeachtet man ihre Unschuld und Red-
lichkeit kannte. Kein Wunder war es, daß bey diesen
harten und unmenschlichen Begegnungen seine Gesundheit
aufs empfindlichste litt. Er bekam einen Fluß an den
Zähnen, große Nieren-Schmerzen, Schnupfen, Durch-

lauf, verschiedene Fieber, und mehrere andere schwere Krankheiten. Nichts aber konnte seinen Glauben wankend machen, nichts seine Geduld, welche im Vertrauen auf Gottes Vorsehung und im Gebete Nahrung fand, erschüttern. „Ich setze" — schrieb er an einen seiner Freunde, — „allen meinen Leiden den Willen Gottes entgegen. Wenn Armuth, Krankheiten, Schmerzen und Gefängnisse die Mittel sind, deren Gott sich bedienen will, mich noch mehr zu läutern und selig zu machen, warum sollte ich dieselben verwerfen? Ich werde mit Freuden sterben, wenn es Gott gefällt, mich abzurufen. Mein Schicksal ist zwar hart; allein, wenn mich Gott auch einen schmerzvollen Tod leiden lassen sollte, so will ich Ihn dennoch loben, so lange ich hier bin." In diesen vortrefflichen und seligen Gesinnungen verharrte er bis an sein Ende, welches in dem obgedachten harten Gefängnisse, im Jahre 1700, in der Nacht zwischen dem 13. und 14. Junius, erfolgte.

82.

Die verstorbene Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, war so eben voll Freude über die Hoffnung, ihren zärtlich geliebten Sohn Leopold bald wieder zu sehen, und in seiner Gesellschaft glückliche Tage zu verleben, als höchst unerwartet die Nachricht ankam: — „ihr geliebtester Leopold sey in der Wasserfluth ertrunken, und als ein Opfer seines menschenfreundlichen Herzens gefallen." Ueberall herrschte Trauer und Wehklagen um den Verlust dieses edelmüthigen Prinzen. Eine Stunde, nachdem die Herzogin die Todes-Botschaft erhalten hatte, fand sie ihr Hofprediger (der nachherige Dänische Consistorialrath Feddersen) an ihrem Lese-Tische, und die Bibel vor ihr. Sie redete ihn sogleich an: „Gott hat mich wieder tiefgebeugt, — aber Gott hat es gethan, — und was Gott thut, das ist wohlgethan! — Murren wider Gott wäre Sünde, und murren will ich nicht. — Gott hat mich

gewiß auch dieses Leiden aus Weisheit und Güte erleben lassen: — Er will mich dadurch noch näher zu sich ziehen. — — Mein Sohn hatte noch ein gutes unverdorbenes Herz; wäre er noch länger in dieser Welt geblieben, vielleicht hätte dieses sein Herz verderbt werden können; er war aufrichtig, und kannte keine Falschheit, — die Falschheit der Welt hätte ihn vielleicht verführt und unglücklich gemacht. Gewiß hat ihn Gott zu seinem Besten so plötzlich aus der Welt genommen." Es war schon ihr Entschluß gewesen, nach einigen Tagen mit ihrem Hofe das heil. Abendmahl zu geniessen. Bey der Frage: ob Sie auch jetzt diese feyerliche Religions-Handlung begehen wolle, antwortete sie: „Nun noch desto eher; denn in der Welt und ihren Zerstreuungen finde ich keine Ruhe für mein bekümmertes Mutter-Herz! Bey Gott und in der Religion will ich diese Ruhe suchen; da finde ich sie gewiß." Sie hielt die Abendmahls-Feyer mit musterhafter, christlicher Gemüths-Fassung, und ward dadurch so gestärkt, daß sie nun andern Tiefbekümmerten Trost mit den Worten in's Herz sprechen konnte: „Wie gehorsam gab Abraham seinen Sohn an Gott hin, als Er denselben von ihm verlangte! Sollte ich meinen Sohn, den mir Gott gegeben hat, nicht auch gelassen wiedergeben, da er mir denselben abfordert?"

83.

Gottfried von Häseler, der im Jahr 1752. als Königlich-Preußischer Geheimer-Rath starb, erlebte das harte Schicksal, daß er innerhalb sieben Tagen seine vier ältesten, sehr hoffnungsvollen Söhne an den Blattern verlor. Drey derselben wurden an Einem Tage zu Grabe getragen. Mit großer Fassung folgte der weinende Vater ihren Särgen nach. Als der letzte eingesenkt war, kam ihm die Nachricht zu Ohren: eben sey der vierte auch gestorben. Jetzt fiel er in Ohnmacht: aber sobald er sich erhohlt hatte, sprach er von diesem vielfachen sehr schmerzlichen Verluste mit aller Gelassenheit eines

Christen. Sein zärtliches Vaterherz empfand denselben freylich, so lange er lebte; er bezeugte es oft, daß er durch diese harte Göttliche Schickung sehr gebeugt worden seye; aber mit welcher Gemüthsfassung er solche ertragen habe, können seine eigenen Worte, womit er diesen Trauerfall in seinem Tagebuch aufzeichnete, am besten beweisen. Es sind folgende: „Im October 1743. hat uns der Herr über Leben und Tod ein Hartes erzeiget, innerhalb sieben Tagen sind unsere vier ältesten hoffnungsvollen Söhne uns an den Pocken durch den Tod entrissen worden, nämlich August den 19ten, Friederich den 20sten, Wilhelm den 23sten, und Carl den 25sten; — Gott erfreue ihre, durch das Blut Christi theuer erkauften Seelen vor dem Throne des Lammes in alle Ewigkeit! Uns arme, schmerzlich gebeugten Aeltern lehre Er, seinen heiligen Rathschluß erkennen und bedenken: daß, was Er thut, wohlgethan sey! — Einst sehen wir im Lichte, was hier auf Erden dunkel war, und rufen dann, vereint mit unsern Kindern, aus: „„Vater! hier sind wir, und die Du uns gegeben hast.““

84.

Epiktet, ein Griechischer Philosoph, sagt in irgend einer Stelle, wo er von der Göttlichen Vorsehung spricht: „Erhebe dein Auge mit Zuversicht zu Gott, und sage: von nun an, o Herr! mache es mit mir, wie Du willst! was Du willst, will auch ich; ich weigere mich keines Dinges, das Dir gut scheint. Lege mir Lasten auf, welche Du willst! kleide mich, wie Du willst; stelle mich in ein öffentliches Amt, oder laß mich wie einen Privat-Mann leben; laß mich in meinem Vaterlande wohnen, oder aus demselben verbannt werden; gib mir Reichthum, oder laß mich mit Armuth kämpfen — für Alles dieses will ich Dich vor den Menschen rechtfertigen. Tadeln sie, was Du über mich verhängst, und nennen es ein grausames Schicksal, so will ich die Schutzrede für Dich machen, und Deine Wege rechtfertigen, daß Alles, was

Du thust, das Beste für mich seye." — So hoch im Glauben an eine weise und gütige Regierung unserer Schicksale schwang sich dieser Heide, der manchen Christen beschämt!

85.

Carl Christoph Hofacker war ein berühmter und rechtschaffener Lehrer der Rechtswissenschaft in Tübingen, woselbst er am 20. April 1793. starb. Durch mannigfaltige Leiden wurde seine Religiosität geläutert und bewährt. Eine seiner geliebten Töchter wurde durch eine Augen-Krankheit eben so sehr verunstaltet, als sie vorher schön gewesen war. Diese Krankheit, welche über 10 Jahre dauerte, verursachte ihr viele Schmerzen, so daß sie oft halbe Tage und Nächte hindurch laut schrie, und sich auf dem Boden wälzte. Der gute Vater bestrebte sich, bey allem Hauskreutze, welches er erfuhr, immer besser, immer tugendhafter zu werden, und in der That wurde er vollkommener in der Schule der Leiden. Er war fest überzeugt, daß kein irdisches Leiden dem standhaft vertrauenden Menschen zu schwer und unerträglich seye. Er betrachtete jedes Leiden als Mittel zum Fortschreiten in der Frömmigkeit und Tugend, wozu er es selbst benützte, und wodurch er sich sein Leiden erleichterte. Noch kurz vor seiner letzten Krankheit, da der größte Theil seiner Familie in Jammer versunken lag, und seine Gattin ihn wehmuthsvoll fragte: warum denn nur sie so viel Unglück treffe? — antwortete er lächelnd: „wir haben doch auch der Freuden nicht wenig gehabt!" — und kurz darauf sagte er bey einer andern Gelegenheit: „Vieles, sehr vieles haben wir gelitten; allein ich wünschte doch nicht, nur Ein Leiden weniger gehabt zu haben." Christus war das Muster, das er stets vor Augen hatte, dem er immer ähnlicher zu werden suchte. — Er behauptete, daß er ohne Religion ganz gewiß sehr lasterhaft geworden wäre. Aufrichtige Liebe zur Religion erzeugte bey ihm ein

festes Vertrauen auf die Vorsehung, besonders in solchen Fällen, wo menschliche Kräfte nicht ausreichen. Bey diesem Vertrauen machte ihm seine zahlreiche Familie keinen Kummer, wenn er dachte, daß er vielleicht frühzeitig von ihr durch den Tod getrennt würde: wie er denn auch nur ein Alter von 44 Jahren erreichte.

89.

Philipp von Mornay (Mörnäh), Französischer Staats-Minister, der nicht nur als Krieger, Staatsmann und Gelehrter, sondern auch als der aufgeklärteste und tugendhafteste Christ gleich groß und liebenswürdig war, verlor bey der Belagerung von Geldern im J. 1605. seinen einzigen Sohn, und im folgenden Jahre seine geliebte Gattin. Der erste Schlag zwang ihn, wie er sich ausdrückte, zum Schreien, und der andere machte ihn ganz sprachlos. Seine Gott-Ergebenheit siegte aber doch zuletzt über die Natur, und statt sein Leben unthätig zu verseufzen, widmete er es jetzt von Neuem ganz dem Dienste seines Vaterlandes. Der Tod seines guten Königes, Heinrich *IV.* im Jahr 1510, beraubte ihn nicht nur seiner Statthalterschaft, sondern auch aller Gelegenheit, dem Vaterlande ferner nützlich zu seyn. Er verlor sogar auch das einzige noch übrig gehabte Vergnügen, seine Bibliothek. Als ein christlicher Weiser drückte er sich über diese äusserste Kränkung also aus: „Man redet viel von meinen Verdiensten um den Staat, behandelt mich aber dabey auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Jedoch, ich habe mich längst daran gewöhnt, alle Belohnung in mir selbst zu suchen, und überdieß nahet ja die Zeit heran, da ich sie auch bey Gott finden werde." Nur die Bedrängnisse seiner Glaubens-Genossen, die immer mehr zunahmen, hielten ihn noch in seinem undankbaren Vaterlande zurück, daß er nicht in England oder Holland diejenige Ruhe suchte, welche man ihm wetteifernd anbot. Er fand sie im Jahre 1623. bey Gott,

der ihn im 74sten Jahre seines Lebens von dieser Erde zu sich abrief.

87[a].

Für Menschen, die ein zartes Gefühl für Ehre mit großmüthiger Menschenliebe verbinden, gibt es kaum ein drückenderes Leiden, als das Zurückkommen in seinem Vermögens-Zustande, wodurch man seine Hände zum Wohlthun gebunden, und noch sogar sich selbst, wenn auch nur zum Theil, von Andern abhängig sieht. Nur der christlich-kindliche Sinn kann sich in einer solchen Lage auf eine würdige Weise aushelfen; und er hilft nicht mit leeren Worten von Vertrauen auf Gott, sondern mit wirklichem Vertrauen, das sich mit eigener, reger Thätigkeit auf die schönste Weise vereiniget. Diesen edeln Charakter bewies vor einigen Jahren ein Privatmann, Namens K..., in einer der ersten Städte der Schweiz. Schon von Jugend auf befand er sich in sehr glücklichen Umständen. Nach seinem Stande verdiente sein Loos beynahe glänzend zu heißen. Sein äusseres Glück beruhte auf einer Handlung, die zwar nicht sein war, und er konnte zum bessern oder schlechtern Gange derselben nichts beytragen; aber sein ganzes Vermögen lag darin. K... führte ein Leben, das beynahe beneidenswerth war; seine Kinder, seine Freunde und die Armen waren seine Welt, in welcher zu nützen, zu erfreuen und wohlzuthun sein Leben war. Die gute Erziehung seiner Familie, die Unterstützung der Armen, welche von ihm mit einer Treue aufgesucht wurden, die der Himmel mit Lust ansieht, und die Erfreuung seiner Freunde, kurz das, was mit dem Genusse reiner häuslicher Glückseligkeit verbunden ist, war sein einziges Vergnügen, was er sich mit seinem Gelde schaffte. In allen andern Rücksichten war er immer ein Muster der Eingezogenheit. Nach Verlauf mehrerer Jahre fieng die Handlung, in welcher er sein Vermögen stehen hatte, an zu sinken, was ihm erst verheimlicht wurde, und sein

Verlust war schon beträchtlich, ehe er es nur inne ward. Da er nun den großen Verlust, der ihn betraf, wirklich erfuhr, und die Verminderung seiner Einkünfte schmerzlich tief empfand, so faßte er sich mit würdigem Sinne. Nicht nur ertrug er diesen von ihm ganz unabhängigen Schlag des Schicksals mit bewundernswürdiger Gott-Ergebenheit; nicht nur erwartete er mit hoffnungsvollem Vertrauen, daß Gott ihm das Nöthige nicht versagen werde, sondern er lernte auch, mit Gelassenheit seinem so gerne gebenden und erfreuenden Herzen Gewalt anthun. K... sonst immer gewohnt, tief zu greifen, wenn es um Freude zu machen zu thun war, konnte freylich noch jetzt nichts anders, als mit inniger Liebe stets darauf denken, wie er erfreuen könne; — aber er begnügte sich nun, auf solches Freudemachen zu sinnen, was nicht Geld kostete, damit er wenigstens denen nichts entziehe, für die zu sorgen er die nächste Pflicht hatte. Weit entfernt, an jener Klippe zu scheitern, in welche manchmal auch Fromme gerathen, — daß sie nämlich in eine Art von Unthätigkeit gerathen, weil sie denken, daß Gott ihnen Auswege zeigen müsse, und dann die kleinen ihnen nahe liegenden Fußsteige zu ihrer Rettung übersehen — merkte er darauf, was wohl der Wink des Vaters im Himmel seyn möge, daß er thun solle. Ein kleiner Erwerb öffnete sich ihm, und ungeachtet derselbe mit einer ihm ganz fremden Art von Mühe verbunden war, arbeitete er sich mit seltener Treue hinein, und der Segen Gottes blieb nicht aus. Und am Schlusse jenes für seine äusseren Umstände so unglücklichen Jahres schrieb er einem Freunde: „Ja, so habe ich Gott noch nie gedankt, wie jetzt. Bis hieher hat mir der Herr geholfen und mich, das allerschwächste seiner Kinder, durch dieß heisse Leidens-Jahr so väterlich hindurch getragen. Auch die Leiden, durch welche Er mich läuterte, waren bloß Segen und Wohlthat. Nur mein Eigenwille, der nicht immer gern wollte, was Gott wollte, füllte bisweilen mein Auge mit Thränen, — aber der Herr

war langmüthig und gnädig. Er vergab, und führte mich dennoch, wie es Ihm wohlgefiel."

87 b.

„Vor mehreren Jahren" — so erzählt eine edle Dame von ächt-christlicher Gesinnung — „hatte ich hier in E... die große Freude, einen dem Ansehen nach recht elenden armen Kranken kennen zu lernen, den ich in einem Zustande des Leidens erblickte, den ich mir kaum größer hätte denken können. Es war ein armer Leine-Weber, mit Namen S..., der hier lebte, und den das Unglück traf, den Krebs in's Gesicht zu bekommen. So lange er's vermochte, arbeitete er mit aller Treue, um sich und den Seinen, einer Frau und seinem noch jungen Kinde, das Brod zu verdienen. Als dieses nicht mehr möglich war, machte er diejenigen, so bey ihm hatten arbeiten lassen, mit seiner Noth bekannt. Sein Leiden ertrug er dabey still, und mit der ausgezeichnetsten Gelassenheit und Ergebung. Von ungefähr kam er auch mir vor die Augen, wo ich ihm sagte, er möchte künftig auch aus unserem Hause sich eine kleine Gabe holen. Er dankte aber ganz bescheiden, und meynte, er hätte genug an dem, was er von denen erhalte, die ehemals bey ihm hätten arbeiten lassen. Ich mußte ihn recht dringend nöthigen, auch meine Gabe anzunehmen, da ich wohl wußte, wie sehr er ihrer bedurfte. Endlich nahm sein Uebel in solchem Maaße zu, daß er nicht mehr ausgehen konnte, sondern das Bett zu hüten genöthiget war. Da er sich solchergestalt bey mir nicht weiter sehen ließ: so schickte ich ihm die kleine Gabe durch eine Frau, seine Nachbarin, zu, die dieß Geschäft, aus Mitleid mit den Armen, auch recht gern übernahm. Doch endlich wollte diese nicht mehr zu ihm gehen, weil ihr der Anblick des Kranken gar zu entsetzlich, und der Geruch in seinem elenden Zimmer gar zu widerlich sey. So hatte der Arme, Höchstbedauernswürdige, einige Wochen nichts von uns erhalten, denn nie schickte er seine Frau zu uns, welche

vielmehr durch Arbeit auſſer dem Hauſe das Allernöthigſte mußte zu verdienen ſuchen. Jetzt wollte ich auf einen Monat verreiſen. Ich gieng deßhalb mit derſelben zuvor zu unſerem Kranken, um ihm die rückſtändige Gabe zu bringen, und vielleicht noch ſonſt etwas zu ſeiner Erquickung zu thun. Ich trat in die Stube des Kranken; aber ach! welch' ein Anblick von Jammer und Noth! nie hatte ich je dergleichen geſehen. Da lag der Unglückliche mit einem viel ſchrecklicheren Geſichte als das eines Skelets. Augen, Naſe und ein Theil des Mundes waren weggefreſſen. Ich ſchauderte zurück — Doch, was ſahen, was hörten von dieſem Lager des Elendes die Augen und Ohren des Geiſtes? Daß keine Noth der Seele ſchaden kann, welche ſicher in Gottes Händen ruht. — Ich redete den armen Dulder mit dem Gefühle des innigſten Mitleids an, und beklagte ihn herzlich. Als er meine Stimme hörte, reichte er mir freudenvoll die Hand, und mit Inbrunſt des Geiſtes ſagte er: wie er hier liege, ſchmecke und ſehe er nur die Freundlichkeit ſeines Gottes und Heilandes. „Gott iſt meine Zuverſicht und Stärke, meine Hülfe in den großen Nöthen, die mich getroffen haben.“ So gieng ſein Mund über von lauter Lob- und Dank-Sprüchen, die der Geiſt Gottes zu ſeiner Labung und Stärkung für ihn auserleſen hatte. Auf meine in Abſicht ſeiner leiblichen Noth an ihn gerichteten Fragen antwortete er, daß all' ſein Leiden leicht und nicht werth ſeye der Herrlichkeit, die nun bald an ihm ſolle offenbart werden, und gieng gleich wieder aufs Lob Gottes über. Und als ich mich erkundigte, ob ihn kein Prediger beſuche, antwortete er: Ach nein! wie könnte ich auch das einem zumuthen! Und überdieß iſt der Geiſt Gottes ſo geſchäftig an meiner Seele, daß ich keines menſchlichen Troſtes bedarf. Noch iſt mir nie die Zeit auf meinem Krankenlager zu lang geworden. Und nun ſagte er mir ein von ihm ſelbſt gemachtes Lied, das ganz paſſend auf ſeine Umſtände war, und ſang nach-

her mit sichtbarer Freude mehrere Verse desselben. Sehr gern hätte ich mir dasselbe zum Gedächtnisse der großen Wunder Gottes an den Menschen, zum Nachschreiben vorsagen lassen, allein für dieß Mal war die Zeit zu kurz, und als ich von der Reise zurückkam, war der fromme Dulder aufgenommen zu den Sängern der himmlischen Schaaren:

Wo nicht mehr die Streiter ringen,
Wo sie Sieges-Lieder singen.

87 c.

„Eine Bauersfrau, in der Gegend des Bieler-Sees," — so schreibt Meiners in seinen Briefen über die Schweiz — „gab mir ein Beyspiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Führungen der Vorsehung, das wirkliches Erstaunen bey mir erregte. Als ich mich der Hausthüre näherte, erblickte ich vor dem Ofen am Fenster eine alte Frau mit einem kränklichen, aber interessanten, heitern Gesichte, die mit großer Begierde Kirschen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmählig zu einem Gespräche über ihren Zustand, indem ihr ganzer Körper zeigte, daß sie vor kurzem krank gewesen war. Sie erzählte mir, daß sie seit dem letzten Herbste die Wassersucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieser Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derselben habe sie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worin sie jezt sitze, ohne Schlaf und Essen unter unaussprechlichen Beängstigungen zugebracht, allein sie preise Gott dafür, daß sie niemals von dem Zutrauen zu Ihm und von der Geduld im Leiden verlassen worden. Vielmehr habe sie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Töchter geschlafen, für die Wohlfahrt dieser theuren Menschen gebetet, und dem lieben Gott für alle die unzähligen Freuden gedankt, die Er ihr in einem langen glücklichen Leben geschenkt habe. Ungeachtet jetzt Schlaf und Appetit zurückgekehrt seyen, so wäre

sie doch immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wann der Herr des Lebens sie abfordern wolle."

87 d.

„Lange Jahre" — sagt Hr. Pfarrer Geßner in seinen christlichen Unterhaltungen für Leidende — „war eine mannigfach leidende und sehr arme, aber in noch höherem Grade als dieß beydes fromme, und in ihrer Frömmigkeit sehr einfache Person, der Gegenstand meiner lernenden Beobachtung, und jeder meiner Besuche bey ihr wahre Erbauung für mich. So lange sie gesund war, stand sie in einem Dienste, den sie mit musterhafter Treue versah. Ihr kleiner verwachsener Körper wurde bald zu schwach, schwerere Arbeit zu verrichten, und, ich weiß nicht was für ein Zufall, hatte die Bänder ihres einen Hüftgelenkes so locker gemacht, daß sie beynahe keine Festigkeit mehr hatten. Dennoch konnte sie noch ausgehen, und ihr liebster, am öftersten betretener Weg war der zur Kirche. Ohne in ihrer frühen Jugend eine andere als die gewöhnlichste Bildung erhalten zu haben, war sie bloß durch Umgang mit verständigen Personen, durch Lesung sehr wohlgewählter Schriften, und durch Besuch guter Predigten wirklich merkwürdig gebildet worden. In ihrem guten, beynahe einzig der Religion geheiligten Gedächtnisse bewahrte sie einen köstlichen Schatz von Bibel-Sprüchen und christlichen Liedern. Sie gehörte zu keiner besondern Religionspartey, keiner Art religiöser Gesellschaft, sondern sie hatte bloß die einfache Evangeliums-Religion im Herzen, und mit ihrem gesunden Verstande recht wohl verdaut.

Sie hatte nun ihren eigenen kleinen Haushalt; ein sehr kleines Stübchen war ihre Wohnung; ein Bett, ein Tischchen und zwey Stühle ihr Geräthe, ein Spinnrad ihr fleißig-gebrauchtes Werkzeug; und das N. Testament sammt einigen religiösen Büchern ihre Unterhaltung in Feyerstunden. So lange sie konnte, erwarb sie

sich mit fleißigem Spinnen die dringende Nothdurft. Sparsamkeit, ein weises zu Rathehalten des Geringsten, und eine Genügsamkeit, wie ich sie nur selten vereinigt sah, machten ihr ärmliches Leben glücklich. Nun mehrten sich nach und nach ihre Beschwerden und Schmerzen, mit diesen auch ihre Armuth, denn sie konnte nun erst wenig, dann nichts mehr erwerben. Menschenfreundliche Güte unterstützte sie, und die Unterstützung wurde durch die obengenannten Tugenden und den Segen von Gott gekrönt. Sie wurde elender, und nun glaubte sie ihre Lage zu erleichtern, wenn sie zu einer andern Haushaltung einzöge, um dort nicht so ganz allein und verlassen zu seyn. Allein bald fühlte sie den Mangel ihres ungestörten Friedens und ihrer Gebetes-Stille weit tiefer, als vorher den Mangel auch der nöthigsten Pflege. Deßhalb kehrte sie in Gottes Namen nach ungefähr Jahres-Frist wieder in ihr kleines einsames Stübchen zurück. Konnte sie das Bett verlassen, so that sie es — und jeden Mittag wankte sie, an den Wänden sich haltend, zur Thüre hinaus in ihre kleine Küche, kochte sich ihre Suppe, machte des Winters Feuer in den Ofen, und vom Mittag bis Abend wurde der Rest des Süppchens warm erhalten, und am Abend mit mehr Dank gegen Gott genossen, als je eine reiche Mahlzeit verzehrt zu werden pflegt. Einige Freundinnen, die sie von Zeit zu Zeit besuchten, machten ihr das Bette zurechte. So gieng's, bis auch dieß nicht mehr gehen konnte, dann sorgte der liebe Gott auch wieder für sie. Eine brave jüngere Base zog zu ihr ein, und übernahm neben ihrer Hände-Arbeit, womit sie ihr Auskommen erwarb, die tägliche und besonders nächtliche Pflege der armen Alten.

Eine Demuth, ein Gefühl eigener Kleinheit und der Größe der Güte Gottes durchdrang ihre ganze Seele. Ihr kam nie ein Sinn daran, daß ihre Geduld, ihre Zufriedenheit und Frömmigkeit ihr vor Gott und Menschen einen Werth geben könnte. „O der liebe himm-

lische Vater ist so gut" — sagte sie oft — „wenn's mit meinen Schmerzen so arg wird, daß ich's nicht mehr tragen mag, so sendet Er mir wieder Erleichterung; Er ist so gut und gnädig!" Ich habe sie in den mannigfaltigsten Leidens-Lagen, unter großen Schmerzen, so daß sie oft Tage lang nicht ruhig liegen konnte, gesehen, aber nie an ihr eine andere Miene gesehen, als die der kindlich-ruhigen Zufriedenheit, des herzlichen Dankes und der hohen Freude über jedes Wort Gottes, unsers Herrn, das ihr zugesprochen, oder von ihr war ausgesprochen worden. Mit einer Einfachheit, die wenig ihres gleichen findet, hielt sie an Gott. Ihr Vertrauen war so kindlich, und so weit entfernt von allem Künstlichen und Gespannten, war sogar nicht Sache der Lippen, sondern reine Sache des Herzens. Ihre Frömmigkeit und ihre Liebe äusserte sich weder in schönen geschmückten Worten, noch im bloßen Festhalten an einzelnen Ausdrücken, sondern sie war reine Einfalt, daher auch ihr Urtheil über Andere immer mild und freundlich. Wie wenig hast du edle, nun vollendete Seele daran gedacht, daß du in der schlichten Einfalt deiner unbekannten Verborgenheit, deiner anmaßungslosen Demuth gerade eine lebendige Predigt, ein schön geprägter Ausdruck dessen warst, was Paulus sagte: „Die Liebe blähet sich nicht auf, sie ist nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht zum Zorn reitzen, sie mißt nichts zum Argen, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber über die Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles."

Oft hatte sie in den letztern Jahren heftige Anfälle, von denen sie glaubte und hoffte, daß sie dadurch zum Ziele geführt werden sollte, und doch erreichte sie immer das Ziel nicht. Dieß hatte bey ihr das bewirkt, daß sie in den letztern dieser Anfälle immer nur an sich arbeitete, um nicht unzufrieden und muthlos zu werden,

wenn sie doch wieder in's Leidens-Leben zurück müsse, wo sie schon am Ziele zu stehen schien.

Der letzte, ihre Kräfte verzehrende Fieber-Anfall wurde eben so von ihr angesehen; und da man sie fragte, ob man mich nicht rufen solle? lehnte sie es aus Besorgniß, beschwerlich zu fallen, ab, da sie wisse, daß ich ohnedieß bald kommen werde. Man ließ es mich indeß wissen, und als ich sie freundlich anredete: „So, Liebe, Gute! ihr seyd auf dem Heim-Wege? Bald, bald daheim!" ergriff sie eine sichtbare Freude. Sie glaubte nun sich dem Ziele nahe hoffen zu dürfen. Was ich mit ihr redete, mit ihr betete, bezog sich Alles auf ihr nahes Vollbracht. War sie gleich so schwach, kaum mehr verständlich sprechen zu können, so hatte sie doch Alles ganz verstanden, war bey voller Geistes-Gegenwart, und zeigte in den noch wenigen Stunden ihres letzten heissen Kampfes, daß diese Freude sie zum Kampfe stärke.

Sie hat ihn ausgekämpft, und der Herr wird ihr die Palme gereicht haben. Sie ist worden wie ein Kind, und darum muß sie eingegangen seyn in das Reich Gottes, — zu ihrem so oft und nie ohne innige Herzlichkeit so genannten lieben Vater im Himmel. Ja solcher ist das Reich Gottes."

Ehrfurcht und Demuth vor Gott.

88.

Das eifrige Studium der Natur und die darin erlangten großen Kenntnisse, erfüllten den berühmten Boërhave (S. 65.) mit der tiefsten Ehrfurcht gegen den Schöpfer derselben. In den kleinsten Dingen erblickte er die unendliche Macht, Weisheit und Güte Gottes; er erklärte öffentlich, daß er viel zu schwach seye, dieselbe zu ergründen, und rief oft bey Betrachtung der

unerforschlichen Natur-Begebenheiten aus: „welch' eine Tiefe, beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes!" — Bey jeder Gelegenheit ließ er ein Herz blicken, in welchem sich die tiefste Ehrerbietung und die zärtlichste Liebe gegen Gott in ihrer ganzen Stärke zeigte, und suchte sie auch seinen Zuhörern einzuflößen: indem er die Hoheit und Majestät Gottes immer in ein helles Licht stellte; dabey hingegen die Niedrigkeit und Ohnmacht der Menschen zeigte. „Wohlan nun!" — sagte er in einer seiner Vorlesungen, — „lasset uns die Erfindungen aller Jahrhunderte und die vorzüglichsten Unternehmungen der größten Künstler an einem einzigen Körperchen anbringen! Man fordere alle diejenigen auf, welche große Meister in der Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, der Naturlehre, der Zergliederungskunst, der Chymie und Arzney-Wissenschaft sind! werden dieselben nur Einen Tropfen desjenigen Thaues zuwege bringen können, womit die Augen oder die inneren Gänge der Nase benetzt werden? Ich sage es öffentlich: es wird hier nichts dergleichen zu Stande gebracht werden. — Hier ist Brod! Hier ist Wein! — Man rufe alle großen Chemisten, und diejenigen unter ihnen, die sich vor Andern den prächtigen Namen der Weisen beylegen, zusammen, und lasse sie ein einziges Tröpflein Blut ausziehen! Alle ihre Mühe wird vergebens seyn. Damit ein einziger Tropfen dieses heilsamen Saftes entstehe: so müssen Millionen von allerhand kleinen Röhren arbeiten; tausend Säfte, die schon in dem menschlichen Körper erzeugt worden, müssen dazu kommen. Wenn nur ein einziges von diesen allen seine gehörige Wirkung nicht thut, so wird zwar ein Saft erzeugt, der aber der Natur des Körpers nicht gemäß ist. — O Sterbliche! Betet Gott an, welcher die festen und die flüssigen Theile in einen Bau also zusammengefügt hat, daß er im Stande ist, eben solche Theile, als ihm abgehen, wieder hervorzubringen! Kein einziges anderes Werkzeug ist solches zu thun im Stande."

89.

Der berühmte Englische Naturkundige Robert Boyle bewies bey allen seinen Reden und Handlungen die tiefste Ehrfurcht gegen Gott. Nie sprach er den allerheiligsten Namen „Gott" aus, ohne dabey in seiner Rede inne zu halten. Er gab dadurch sehr deutlich zu erkennen, wie sehr er es fühle, daß er in Allem gänzlich von Gott abhänge, und daß Gott viel mächtiger, größer und erhabener sey, als der Mensch zu fassen vermöge. Dieß that er so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen war, versicherte: er könne sich nicht entsinnen, daß Boyle jemals diese Bezeugung seiner Ehrfurcht unterlassen hätte. Er bemühte sich auch zugleich, bey andern Leuten, durch seine Gespräche sowohl als durch seine Handlungen, diese Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, indem er ihnen richtige Erkenntnisse von Gottes Größe, Allmacht, Weisheit und Güte beybrachte.

90.

Ein Deutscher Fürst, der weise regieret, große Heldenthaten gethan, und sich in seinem Lande, wie im Auslande, allgemeine Hochachtung und Liebe erworben hatte, kam einst an der Spitze seines Heeres in eine Festung, die er von einer schrecklichen Belagerung befreyet hatte. Alle Glocken ertönten, alles Volk strömte ihm entgegen, alles fiel bey seinem Anblicke auf die Kniee, und faltete die Hände zu ihm hinauf. Als er auf dem Marktplatze stille hielt, und seine Krieger sich ordneten, redete ihn der Präsident der Stadt mit äusserst schmeichelhaften Worten an, und das Freuden-Geschrey und die Lobes-Erhebungen des Volkes wurden immer lauter. „Mein Herr" — antwortete er dem Präsidenten mit lauter Stimme — „ich freue mich, daß das Volk meinen guten Willen anerkennt; aber jene Lobes-Erhebungen und jenes Freuden-Geschrey und aller Dank

gebühret Gott, der mir gute Feldherren und Soldaten, der mir den Sieg verliehen hat. Ohne Ihn bin ich, sind und vermögen wir Alle nichts. Sagen Sie dem Volke, es soll auf den Knieen liegen bleiben!" Hier wandte er sein Pferd, und gab seinen Adjudanten Befehle. Diese sprengten fort, und im Augenblicke wurden alle Fahnen und Sieges-Zeichen zur Erde gesenkt; der König entblößte sein Haupt, die volle Feld-Musik begann, und das ganze Armee-Corps und das ganze Volk sang: „ un danket alle Gott!"

91.

Die reinen und edeln Begriffe, welche die Christen, die in den drey ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt lebten, von Gott hatten, erhielten sie auch in heiliger Ehrfurcht vor Ihm. Sie scheueten das Böse um Gottes willen, und wenn Andere sie deßwegen verhöhnten, ermahnten sie dieselben, sich vor Gott zu fürchten. Justin der Märtyrer, ein gelehrter und erfahrner Mann der damaligen Zeit, der lange nach der wahren Weisheit geforscht, und sie in der christlichen Religion gefunden hatte, sagte den Feinden derselben gerade in's Gesicht: „Ich habe erfahren, daß die christliche Religion die einzige gewisse und selige Weisheit in sich fasse; denn sie hat etwas Rührendes, und kann diejenigen aufs kräftigste von ihrem Unrechte überzeugen, welche von dem rechten Wege abgewichen sind: weil sie eine heilige Ehrfurcht und Scheue vor der Majestät des Höchsten in's Herz bringt." — Doch strebten diese ersten Bekenner des Christenthums durch Wort und That zugleich dahin, daß ihre Ehrfurcht vor Gott nicht in knechtische Angst ausarten, und diese nicht das Vertrauen und die kindliche Liebe zu Gott schwächen möchte. Es wird von ihnen bezeuget: „Es war ihre Hauptsache: dem Willen Gottes folgen, seinen Gesetzen nachzukommen, und auf seine Verheißung zu trauen. Sie suchten die Gottesfurcht nicht in Zittern und Zagen vor Gott, sondern im Gehor-

sam, in Erkenntniß der Wahrheit und in den Werken eines unschuldigen Lebens." Ein alter, geübter Christ versicherte: „er fürchte sich nicht mehr vor Gott, sondern liebe ihn. Das halten wir" — sagte er, — „für unser bestes Werk, und zugleich für die Hauptsache in unserm Leben, wenn wir uns Gott ganz zum Eigenthum übergeben, und Ihn von Herzen verehren. Keiner wird bey uns für einen wahren Christen gehalten, ausser der da redet und lebet, wie es recht und gut ist. Wie unsere Gesinnungen sind, so sind auch unsere Reden; wie unsere Worte, so auch unsere Thaten; wie unsere Thaten, so ist auch unser Leben und Wandel. Wir beten den Herrn, unsern Gott, an, und dienen Ihm allein."

92.

Elise Embert (Ahmber), die Tochter eines Bürgers in Paris, verdient wegen ihrer tiefen Hochachtung für das edelste Gut, welches Menschen, welches Christen besitzen, für Religion und Tugend, eine Stelle, in der Reihe guter, vortrefflicher Menschen. Ihr ehrwürdiger, religiöser Charakter wird aus folgendem Umstande in einer der wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens sichtbar. Sie war mit einem jungen Manne verlobt, und sollte im September 1776. ihm angetraut werden. Am Abend vor der Hochzeit befand sich der Bräutigam in einer Gesellschaft mit seiner Braut; er war munter; sprach viel, und in der Selbst-Gefälligkeit, Alles um sich her lustig zu machen, kamen seine Scherze auch auf die Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone des Weltmannes ab, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erschrak, faßte sich aber sogleich, und sagte: „Von diesem Augenblicke an, da ich bemerke, daß Ihnen die Religion nicht ehrwürdig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt, kann seine Frau nicht redlich lieben." Und dabey blieb sie standhaft. Umsonst

wollte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld heucheln, sie verabscheuete ihn nur desto mehr; umsonst versuchten die Aeltern, die Sache beyzulegen: das Mädchen blieb bey ihrem Entschlusse, und die Obrigkeit und alle Rechtschaffenen, die es hörten, billigten ihre Grundsätze. Denn es ist eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feste religiöse Grundsätze, keine enge Verbindung zwischen mehreren Personen, am wenigsten das engste, heiligste Band in der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, weder diejenige Festigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, die man sich davon verspricht.

93.

Christian der Dritte, König von Dänemark, verband mit den vortrefflichsten Regenten-Eigenschaften die edelsten Christen-Tugenden. Ungeachtet er selbst alle Lasten der Regierung trug, sich nach Allem erkundigte, Augen und Gedanken allenthalben hatte, und seine Staaten wohl eben so sorgfältig überschaute, als ein rechtschaffener Haus-Vater sein Haus überschaut, so wußte er doch auch Zeit zu Religions-Uebungen zu finden. Er besuchte auf's fleißigste die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen, er las gewöhnlich selbst die Bibel, oder ließ sich daraus vorlesen; er kniete täglich im Verborgenen vor Gott, und betete für sich und sein Reich. Es war eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, mit seinen Kindern und Hofleuten von den Wahrheiten des Christenthums, von Gottes Wohlthaten gegen die Menschen, und von den Pflichten der Menschen gegen Gott zu reden. Einst beichtete er vor seinem Hof-Prediger Andreas Martini. Als der König niederkniete, fieng Martini, der erst vor kurzem in dieß Amt gekommen war, mit schüchterner Unterthänigkeit zu reden an: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!" — „Meister Andreas!" — fiel ihm der gottesfürchtige König in's

Wort, — „wie fangt ihr die Beicht an? Ich kniee hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir nicht reden, wie ein Unterthan mit dem Könige, sondern als ein Beichtiger, ein Diener Christi, mit seinen Kindern. Hier heisse ich nicht Großmächtigster, Allergnädigster, sondern schlechtweg Christian.“ Des Königes Ehrfurcht und Demuth vor Gott war weder Heucheley noch Schwachheit. Wo es auf die Vertheidigung des Reiches gegen die äusseren Feinde ankam, wo die Gesetze mit Nachdruck gehandhabt werden mußten; wo das Wohl des Staates Wachsamkeit und Wirksamkeit eines Gebieters forderten, da war er ein eben so kühner Held, ein eben so scharfblickender Richter, ein eben so eifernder Oberer, als er in der Kirche und in seinem einsamen Gemache ein sanftmüthiger Christ war.

Dankbarkeit gegen Gott.

94.

„Ueberall gibt es gute Menschen“ — sagte einst ein katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Berufe nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sich besser und glücklicher zu machen, — zu einer Dame unter andern Gesprächen — „das habe ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend“ — fuhr er zu erzählen fort — „als ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurückkehrte, hörten wir, am Eingange eines Waldes die Stimme eines Jammernden; wir giengen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfänglich wollte er uns nicht antworten, ob ich ihn gleich in seiner Landessprache anredete. Endlich sagte er mit einer kläglichen Stimme: „Ach! heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich

auf, und hoffte nach meiner Heimath zu kommen; aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel, ich bin müde, nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!" Uns jammerte seiner; ich bat ihn mitzugehen. — „Aber du kennst mich nicht!" — erwiederte der Wilde. „Ich brauche dich nicht zu kennen — sagte ich — „komm!" — und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß nur eine dünne leinene Wand zwischen uns befindlich war. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusche, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde, die Furcht ergriff mich. Ich horchte genau, und erkannte bald, wie unrecht ich ihm gethan, daß ich mich vor ihm gefürchtet hatte. Nie werde ich vergessen, was ich von ihm sah und hörte. Der Wilde lag auf seinen Knieen und betete. Sein Gebet war ungefähr Wort für Wort folgendes: „O Gott! ich danke Dir, daß Du auf meinem Wege die Sonne mir hast leuchten lassen, ich danke Dir dafür, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir keiner meiner Feinde begegnet ist. Ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen sich einst auf Reisen befinden: so laß ihnen auch Deine Sonne leuchten, nehme sie in Deinen Schutz gegen Schlangen und wilde Thiere, und gegen ihre Feinde! Und wenn sich einer von ihnen verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!" So war sein Gebet, und das meinige war: „Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in Deinem Paradiese!"

95.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgs-Gegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind) — und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann zum Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmer-Alp zu zeigen, bemerkten sie unvermuthet eine Thräne in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottesvergessen wäre ich" — sprach er — „wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeygehen könnte, ohne mich dankbar Seiner mir hier erwiesenen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher (Eisberge) — sehet ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eis-Wasser oft viele Klafter tief unter den Schnee-Bergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunterstürzt? Nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beynahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwey Gefährten und ich jagten hier auf diesen Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beyden Eiswänden fest hielt, so daß ich noch über dem Eiswasser

schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, Alles zu meiner — obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. — Hülfsbegierig liefen nun die Lieben fast so schnell als die Gemsen, eine Meile weit, zu der nächsten Senn-Hütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Felswände gestützt, über dem Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Kniee in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beynahe erstickt, und vor Kälte fast erstarret, und erwartete nichts anders als den Tod. Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermangelung eines Seiles, in einer benachbarten Hütte aus einer in Riemen geschnittenen Bett-Decke zusammengeknüpft hatten. Mit vieler Mühe band ich mir denselben endlich um den Leib. Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beynahe mit den Händen erreichen konnten; aber plötzlich zerriß der Strick, und ich, mit dem einen Theile des Strickes um den Leib, glitschte unaufhaltbar eben so tief als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bey diesem zweyten Falle meinen Arm entzwey gebrochen, und also um so viel kraftloser geworden war, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beyzutragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwey, und verlängerten so den Rettungs-Strick. Dann warfen sie mir denselben zum zweytenmal hinunter; und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arme lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen.

Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todes-Gefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeygehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine dankbare Thräne zum Opfer bringen?" — Gerührt dankten die jungen Schweizer ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit nie verläßt!

96.

Wie empfänglich der Soldat für religiöse Empfindungen, und wie rührend der Ausdruck allgemeiner Frömmigkeit von einer kriegerischen Schaar seye, davon erzählt Hr. v. Retzow, in seiner Charakteristik des siebenjährigen Krieges I. Thl. S. 252, ein schönes Beyspiel: In der Nacht nach der Schlacht bey Hochkirch marschirte die Preußische Armee bis Lissa vor, wo sich ein Theil der Oesterreichischen Armee hingezogen hatte. „Dieser Marsch" — sagt Hr. v. Retzow als Augenzeuge — „geschah mit einer Stille, wie sie nur das Bewußtseyn, diesen großen blutigen Tag überlebt zu haben, hervorbringen kann. Plötzlich aber unterbrach solche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: „Nun danket alle Gott!" anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich ein Jeder zum Dank gegen die Vorsicht für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben, und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bey jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feyerlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem

Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als bald das heftige Kanonen-Feuer bey Lissa gehört ward, wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beyzustehen." —

97.

Als die Stadt Frankenberg im Erzgebirge am 29sten März 1788. abbrannte, verlor ein Buchbinder, dem nur acht Jahre vorher in Gera, wo er sich niederlassen wollte, all' das Seinige durch die Flammen entrissen worden war, sein ganzes während dieser Zeit mühsam erworbenes Vermögen. Mit seinen kleinen Kindern saß er nun da, unter freyem Himmel, fast ganz nackt, und beweinte trostlos sein Schicksal. In diesem höchst elenden Zustande fanden ihn zwey seiner Zunftgenossen von Chemnitz. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm, und so führten sie die unglückliche Familie nach Chemnitz, wo sie der Buchbinder Anger zu sich ins Haus nahm, und ihre Noth erleichterte. Dieser christliche Mann sagte dabey: „Warum sollten wir es nicht thun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahret hat, und uns gibt, was wir brauchen, damit wir Andern geben?" — Und das ist eben die rechte und beste Dankbarkeit, wenn man es nicht bloß bey einem kalten: „Gottlob!" bewenden läßt, sondern auch Andern wieder wohlthut, so wie uns Gott — unverdienter Weise Gutes erzeigt.

98.

Timoleon von Korinth — einer der größten Feldherren und edelsten Männer unter den alten Griechen — der in wenigen Jahren Sicilien von der drückendsten Herrschaft, unter welcher die Einwohner dieser

Insel seufzten, befreyt, und dem Lande Ruhe, Sicherheit und Wohlstand wieder verschafft hatte, — pflegte oft zu sagen: er danke der Gottheit, welche Sicilien habe erretten, und seinen Namen bey diesem Werke mit nennen lassen wollen. — So groß auch die Achtung war, worin er zu Syrakus stand, so scheueten sich doch zwey Männer nicht, ihn öffentlich anzugreifen. Der eine klagte ihn in einer Volksversammlung wegen vieler Versehen bey seinen Feldzügen an. Timoleon aber antwortete nichts als: „Ich danke den Göttern, daß sie meine Bitte erfüllt, und durch mich die Syrakusaner in Freyheit gesetzt haben.“ — So müssen wir alles Gute, welches wir thun, Gott zuschreiben, und Ihm dafür danken, daß Er es uns hat vollbringen lassen. Denn Er ist es, der uns Fähigkeiten, Kräfte und Gelegenheit dazu gibt, und die Umstände so kommen läßt, daß es gelingt. Dieß dankbare Hinsehen auf Gott bey allem Guten, das wir haben und thun, macht unsere Freude darüber desto reiner und dauerhafter.

Hochschätzung des Wortes Gottes.

99.

Auf einem Dörfchen in Deutschland lebte noch vor wenigen Jahren eine arme betagte Wittwe, welche die heilige Schrift nicht lesen, und doch ohne das Wort Gottes nicht leben konnte, da sie schon so viel Unterricht und Vergnügen aus dem Vortrage desselben geschöpft hatte. Unglücklicherweise fand sich auch in dem Hause, worin sie wohnte, Niemand, der lesen konnte. In eines Nachbars Hütte aber war ein kleiner Knabe, eines Hirten Sohn, der zwar lesen konnte, jedoch weil er in seine Spielereyen verliebt war, sich nicht zum Lesen aufgelegt zeigte. Die gute Wittwe kommt auf den Ge-

danken, ihn durch Geschenke zu bewegen, daß er ihr diesen Dienst erweise; sie entschließt sich, täglich des Morgens eine Stunde früher aufzustehen, um mit Spinnen einen Kreuzer mehr zu verdienen, den sie dem kleinen Hirtenknaben gibt, um ihr jeden Abend ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, wozu er sich auch verstand. Und die Erreichung dieses, ihrem Herzen so angelegentlichen Wunsches machte sie so vergnügt in ihrer Hütte, daß sie sagen konnte: „das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste." — Ihr kleinen Knaben! lernet lesen, und leset die heilige Schrift auch deßwegen, damit ihr die Alten um euch her trösten könnet! Welche Freude für euch, wenn der Lahme, der nicht in die Kirche gehen, und der Blinde, der nicht lesen kann, um euretwillen sagen kann: „das Loos ist uns gefallen aufs lieblichste, uns ist ein schönes Erbtheil geworden." Eben so beweist diese Geschichte, daß das Verlangen nach dem Worte Gottes alle Hindernisse übersteigen kann, und sich auch da Nahrung zu verschaffen weiß, wo Andere darben müssen.

100.

Der berühmte Schwedische Reichskanzler Graf von Oxenstierna hatte sich in den letzten Jahren seines thatenvoll geführten Lebens von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. In seiner Einsamkeit erhielt er einen Besuch von dem Englischen Gesandten Whitlock, zu dem er beym Abschiednehmen folgende merkwürdige Worte sprach: „Ich habe Vieles in der Welt erfahren, und manche vergnügte Stunde in derselben gehabt. Aber die Kunst, recht froh und glücklich zu leben, habe ich nicht eher verstanden als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß er mir die Zeit gönnt, Ihn und mich selbst recht kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, das ich habe und suche, das mir mehr gilt als alles, was die Welt geben kann, ist die Erkenntniß der Liebe Gottes in meinem Herzen, und das Lesen dieses herrlichen Buches." (Bey diesen letzteren Worten legte er die Hand auf die Bibel.)

— „Sie, mein Herr," — fuhr Oxenstierna fort zu reden — „sind jetzt in der schönsten Blüthe Ihrer Jahre, stehen in großer Gunst bey Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, und verrichten dieselben mit völliger Gesundheit und der größten Munterkeit; aber Alles dieses verläßt Sie einmal. Alsdann werden Sie meine Worte besser verstehen und wahr finden. Alsdann werden Sie erkennen, daß mehr Weisheit, Trost, Wahrheit und Vergnügen bey einem stillen, Gott geheiligten Leben, und im Lesen seines Wortes zu finden seye, als an allen Höfen und bey allen Gunstbezeugungen der Fürsten." —

101 a.

Der berühmte Engländer John Locke, einer der scharfsinnigsten Philosophen seines Jahrhunderts, erkannte die Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion, hatte sie deßhalb von Herzen lieb, und übte sie in seinem Leben. Er schrieb ein Buch von der christlichen Religion, worin er beweist, daß nichts Vernünftigeres gefunden werden könne als das Christenthum, wie solches in der Schrift vorgestellt wird. Und in dem letzten Jahre vor seinem Tode antwortete er einem Freunde, der ihn fragte: welches der kürzeste Weg für einen jungen Menschen seye, der eine wahre Erkenntniß von der christlichen Religion zu erlangen wünsche? „Lassen Sie ihn die heilige Schrift, insonderheit aber das neue Testament fleißig lesen! Sie enthält die Worte des ewigen Lebens, hat Gott zu ihrem Urheber, und die Veredlung und Seligkeit der Menschen zu ihrem Zwecke." —

101 b.

Am 2ten August 1815 feyerte die Preußische Haupt-Bibel-Gesellschaft zu Berlin ihr Stiftungs-Fest. Es war gerade ein Jahr verflossen, seitdem der edle Britte, Pinkerton, diesen heiligen Verein zur Ausbreitung des Evangeliums dort gegründet hatte. Nachmittags 4 Uhr

fanden sich nicht nur die Präsidenten, Direktoren, Sekretaire und Mitglieder der Bibel-Gesellschaft, sondern auch eine große Anzahl der übrigen Bewohner der Hauptstadt in der Dreyfaltigkeits-Kirche ein, so daß diese geräumige Kirche die Menge von wenigstens 3000 Menschen kaum fassen konnte. Für die Mitglieder der Gesellschaft waren die Sitze unten in der Kirche, für die übrigen Theilnehmer und Zuhörer die Chöre bestimmt. Die Präsidenten, Direktoren und Sekretaire der Gesellschaft nahmen ihre Plätze in einem großen Halbkreise um den Altar. Vor dem letztern war der Tauf-Tisch errichtet, auf welchem ein schönes Crucifix und eine Bibel aufgestellt waren. Eigene auf das Fest sich beziehende Gesänge waren gedruckt und an den Kirch-Thüren vertheilt worden. Die berühmte Sing-Akademie eröffnete das Fest mit einem sanften Chorgesang nach der Melodie des Liedes: „Man lobt Dich in der Stille ꝛc.“ worauf dann die Gemeinde nach eben dieser Melodie einfiel, und den Preis-Gesang anstimmte. Nach Endigung desselben trat Hr. Probst Ribbeck vor den Altar und sprach ein von sanfter Wärme durchdrungenes, salbungsvolles Gebet, welches das Gemüth zu ernster, rührender Betrachtung vorbereitete. Die Gemeinde sang dann abermals ein Danklied nach der Melodie: „Nun danket alle Gott ꝛc.“ Hierauf erhob sich der Chor, und sang mit abwechselnden Solo-Stimmen nach Psalm 68, 12. Jes. 52, 7, Ps. 119, 130. Ps. 119, 109. und die Gemeinde schloß mit dem Aufrufe: „Halt fest an Gottes Wort!“ Nun bestieg Hr. Probst Hanstein die Kanzel, und hielt über die Worte: „den Armen wird das Evangelium gepredigt,“ eine tiefe Verehrung des göttlichen Wortes aussprechende, und das Bedürfniß der Ausbreitung und Vertheilung der Bibeln unter den Armen klar machende, herzliche Predigt. Unter derselben fielen ebenfalls der Chor und die Gemeinde mit Gesang ein, und nach derselben stimmte die Gemeine einen Vers an, nach der Melodie: „Eine

feste Burg ist unser Gott ꝛc." welcher hohes Vertrauen auf den ferneren Schutz Gottes ausdrückte. Nunmehr begannen die Verhandlungen der Gesellschaft. Hr. Staatsrath Rosenstiel eröffnete dieselben mit einer rührenden, ganz von christlich-religiösem Geiste durchdrungenen Anrede, worin er zeigte, daß wir noch immer des höheren Lichtes des göttlichen Wortes bedürfen, noch immer sagen müßten: „dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege," und mit dem Wunsche schloß: „der Morgenstern dieses höhern Lichtes möchte immer mehr aufgehen in den Herzen der Menschen!" Hierauf verlas der Sekretair der Gesellschaft, Hr. Kaufmann Elsner, mit sichtbarer Freudigkeit und Rührung den historischen Bericht über die Gründung, die Wirksamkeit, die Erfahrungen und die Hoffnungen der Gesellschaft. Es erregte ein allgemeines wehmüthiges Staunen, als man aus den Berichten einiger Mitglieder der Gesellschaft in fernen K. Preussischen Provinzen hörte, daß das Bibel-Bedürfniß an einigen Orten so groß ist, und daß es Gemeinden und Schulen gibt, in denen wenige, ja sogar auch gar keine Bibeln vorhanden sind, und wegen großer Armuth nicht angeschafft werden können. Es erfreute jeden christlichen Menschenfreund, zu vernehmen, daß die Gesellschaft immer mehr Theilnehmer findet, immer mehr Interesse erweckt, immer mehr Töchter-Gesellschaften stiftet, und bereits eine bedeutende Anzahl Bibeln und neue Testamente vertheilt, auch von der großen Bibelgesellschaft in England 3000 Rthlr. Unterstützung erhalten hat. Nach diesen Verhandlungen sang die Gemeinde ein Loblied, und dann bestieg Hr. Jänicke die Kanzel, um das Schlußgebet und ein Wort der Erbauung zu sprechen. In ungekünstelter schriftmäßiger Rede aus dem innersten bewegten Gemüthe legte der ehrwürdige Greis, welcher schon so viele Jahre unter sichtbarem Segen Gottes für die Ausbreitung des Christenthums und zur Ehre des Herrn in seiner Gemeine und in den entfernten Welt-

theilen ganz im Stillen gearbeitet hat, hier vor mehreren Tausenden ein öffentliches Zeugniß des Glaubens an die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums ab, und machte darauf aufmerksam, wie sehr alle Menschen als arme Sünder einer rettenden Gnade, eines Erlösers und einer Unterweisung zur Seligkeit bedürfen. Es war ein schönes Zeichen des wieder auflebenden christlichen Sinnes, daß diese Rede, mit religiösem Ernste von den gebildetsten Christen angehört, und nach dem Werthe ihres vollwichtigen Inhalts geschätzt wurde. Nun folgte der Schlußgesang der Gemeinde mit einem: „Gebt unserm Gott die Ehre!" Jetzt verfügten sich mehrere der Herren Präsidenten und Direktoren nach den Kirchthüren, um Beyträge für die Bibelgesellschaft zu sammeln.

Es war ein rührender, das Herz mit einer ganz eigenen heiligen Ehrfurcht erfüllender Anblick, hier Minister des Königes und die höchsten Staats-Beamten, einen Justiz-Minister v. Kircheisen, einen Staatsrath Rosenstiel, Nicolovius und mehrere andere, in demüthiger, christlicher Entäußerung ihrer weltlichen Würden, nur die höhere Würde des Christen darstellend, voll Freundlichkeit, Demuth und Liebe an den Kirchthüren stehen zu sehen mit der Büchse in der Hand, um zur Ehre Gottes und seines Wortes selbst von dem Geringsten und Niedrigsten Beyträge in Empfang zu nehmen. Um so größer, reiner und inniger war aber auch die Hochachtung, welche alle Anwesende gegen diese edeln Christus-Verehrer empfanden; so wie die Blicke Vieler auch auf die theuren Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses gerichtet waren, die ebenfalls als leuchtende Beyspiele für die Nation diesem Feste mit sichtbarer Theilnahme beywohnten. Hier fühlte man ganz die hohe Bedeutung der schönen Worte des Erlösers: „Wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden." Es läßt sich auch nicht anders erwarten, als daß diese erhabenen Beyspiele ächt-christlicher Religiosität von Sei-

ten des Königl. Hauses und der höchsten Staatsbeamten bald sehr wohlthätig auf so manche Unterbehörde und auf viele Individuen wirken werde, die dazu berufen sind, dem Volke, dessen Vorsteher und Regierer sie seyn sollen, auch mit Religiosität und Gottesfurcht voranzuleuchten.

Treue Anwendung erlangter Religions-Erkenntnisse.

102.

Es ist ein rührend schöner Gedanke, an den uns der Apostel Paulus mehrmals erinnert (Apostelgesch. 14. 17.), daß auch in den dunkeln Zeiten vor der Erscheinung Christi die ewig gute Gottheit sich Niemand unbezeugt gelassen hat. — So ehrten schon die Weiseren unter den alten Heiden die ganze schöne Natur als einen Ruf zur Kenntniß und Verherrlichung ihres Urhebers, und horchten demüthig und gehorsam auf Gottes Stimme in ihrer Brust. Mit einer Ehrfurcht vor der Wahrheit, die zumal in unsern Zeiten höchst selten ist, sprachen sie von göttlichen Dingen. Krates von Theben traf einst den Philosophen Stilpon auf der öffentlichen Straße an und fragte: „Ob die Götter wohl am Gebete und Gottesdienste der Menschen Freude hätten?" „Rede nicht, versetzte Stilpon, von so heiligen Dingen auf der Straße, sondern in der stillsten Einsamkeit!" Wenn die Priester ihren geheimen Gottesdienst anfiengen, so riefen sie: verschließt die Thüre den Unheiligen: verehret, ihr Jünglinge, mit stiller Seele dieß Heiligthum!" — „Nur ein Gott ist! — sagte der griechische Dichter Sophokles — „ja wahrlich nur Ein Gott ist! die kleine Erde, des Himmels Wunder-Bau, das himmelblaue Meer, den Wind und Sturm schuf Er al-

kein mit seiner Macht." — Die vielen Götter der Heiden waren in den Augen der Weiseren ohngefähr das, was unsere Engel sind, untergeordnete Geister des höchsten Wesens. — So betete einst der Philosoph und Astronom Simplicius: „Ich bitte Dich, Herr, Vater und Führer der Seele in uns! gib, daß wir nie der Würde unserer Natur vergessen, und siehe uns, die Du zu freythätigen Wesen gemacht hast, in unsern Bemühungen bey, uns von körperlichen Begierden und von unvernünftigen Leidenschaften zu reinigen, damit wir sie beherrschen, und als Werkzeuge zu den Absichten der Natur, zur Verbesserung unserer Seele und zur Vereinigung derselben mit dem Wesen aller Wesen, vermittelst des Lichtes der Wahrheit gebrauchen lernen! Endlich, zerstreue, o unser Retter! alle Finsterniß vor Augen den unserer Seele, damit wir klar erkennen, beyde Gott und den Menschen!" —

Wer seinen Verstand und freyen Willen, diese theuren Gottes-Gaben, gewissenhaft anwendet, gelangt auch durch Gottes Segen zu nützlichen Kenntnissen und guten Gesinnungen. Sey nur treu in Verwaltung des Pfundes, das die Vorsehung dir anvertrauet hat, so bleibt der Gewinn nicht aus! Konnte schon ein weiser Heide es so weit bringen, zu welcher Erhöhung des Verstandes, zu welcher Veredlung des Willens wird dir dann durch das Christenthum der Weg geöffnet und gewiesen! —

So wenig man in Abrede seyn kann, daß Sokrates in seiner Lehre von Gott und Gottes-Verehrung, von der Vorsehung, Unsterblichkeit und von den künftigen Belohnungen und Strafen, oft noch große Irrthümer, Zweifel, Mängel und Unbestimmtheit zeigt, so muß man doch den Mann bewundern, der durch eigenes Nachdenken und Streben in dem abergläubischen, finstern und lastervollen Zeitalter, worin er lebte, so verständig, fromm und rechtschaffen wurde. Merkwürdig sind von ihm folgende Aussprüche: „Der große Gott, welcher die ganze Welt gebauet hat, und dieses große Werk,

deſſen Theile alle in Hinſicht auf Güte und Schönheit vollkommen ſind, noch erhält; Er, der da ſchaffet, daß dieſelben, ſtatt zu veralten mit der Zeit, ſich in unſterblicher Kraft erhalten; Er, dem ſie noch jetzt ſo genau gehorſamen müſſen, daß dieſer Geſchwindigkeit ihres ununterbrochenen Gehorſams unſere Einbildungs-Kraft nicht nachfolgen kann: dieſer Gott, ſage ich, macht ſich zwar durch ſo viele Wunder, deren Urheber er iſt, ſichtbar genug, bleibt aber in ſich ſelbſt beſtändig unſichtbar; darum laßt uns nie uns weigern, auch dasjenige zu glauben, was wir noch nicht ſehen! Wo die Augen unſers Leibes nicht hinreichen, dahin laßt uns mit den Augen unſerer Seele ſehen!"

103.

Von Dänemark aus wurden im Jahre 1721. erſtmals einige Männer (Miſſionnäre) nach der Inſel Grönland geſandt, um die dortigen Heiden mit dem Chriſtenthume bekannt zu machen. Weil nun unter dieſem Volke keine äuſſerlichen gottesdienſtlichen Anſtalten angetroffen wurden, ſo gerieth man dadurch auf die Meinung, daß durchaus keine Spur eines Begriffes von einem göttlichen Weſen unter ihnen vorhanden ſeyn müſſe. Bey einer näheren Bekanntſchaft mit der Grönländiſchen Sprache konnte man aber doch aus Geſprächen, ſogar mit ganz wilden Grönländern, deutlich wahrnehmen, daß ihre Vorfahren an ein höheres Weſen geglaubt, und demſelben einige Verehrung bezeugt haben, welche aber die Nachkommen, je weiter ſie von verſtändigeren, aufgeklärten Völkern entfernt waren, nach und nach verſäumt hatten, bis ſie endlich allen deutlichen Begriff von einer Gottheit verloren. Daß aber auch bey dieſen noch eine dunkle Vorſtellung von Gott verborgen lag, lernte man daraus einſehen, daß ſie ſogleich, ohne Widerſpruch, der Lehre von Gott und deſſen Eigenſchaften Beyfall gegeben haben. „Einſt, — ſo erzählt Cranz in ſeiner „„Hiſtorie von Grönland"" — „wunderte ſich Jemand in einer

Gesellschaft von getauften Grönländern, wie sie doch ehedem so unverständig und ohne Nachdenken hätten dahin leben können. Hierauf erwiederte einer: „Es ist wahr, wir sind unwissende Heiden gewesen, und haben nichts von Gott und vom Heilande gewußt. — Wer hätte es uns auch sagen sollen, ehe ihr gekommen seyd? — Du mußt aber nicht glauben, daß kein Heide darüber nachdenkt. Ich habe oft daran gedacht: ein Kajak (kleines Jagdboot) mit dazu gehörigen Pfeilen entsteht nicht von selbst, sondern muß mit Mühe und Geschicklichkeit von Menschenhänden gemacht worden seyn, und wer damit nicht umzugehen versteht, der verderbt leicht etwas daran. Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher als der beste Kajak, und Niemand kann einen hervorbringen. Der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter als alle Thiere. Wer hat ihn hervorgebracht? Er kommt von seinen Eltern, und diese kommen wieder von ihren Eltern her? Aber wo kommen denn die ersten Menschen her? Sie sollen aus der Erde gewachsen seyn; — aber warum wachsen denn nun keine Menschen mehr aus der Erde? Und woher sind denn die Erde, das Meer, die Sonne, der Mond und die Sterne entstanden? Nothwendig muß Jemand seyn, der das Alles gemacht hat, der immer gewesen ist, und nicht aufhören kann. Derselbe muß unbegreiflich viel mächtiger, geschickter und weiser seyn als der klügste Mensch; er muß auch sehr gut seyn, weil Alles, was er gemacht hat, so gut, und so nützlich und nöthig ist. Ja, wenn ich den kennte, den wollt' ich recht lieb haben, und in Ehren halten. Aber wer hat Ihn gesehen und gesprochen? Niemand von uns Menschen. Es kann aber doch Menschen geben, die etwas von Ihm wissen, die möcht' ich gerne sprechen. Sobald ich von euch zum erstenmale von dem großen Wesen gehört habe, so hab' ich's gleich und gern geglaubt, weil mich so lange darnach verlangte." — Dieß Zeugniß bestätigten Andere mit mehr oder weniger Umständen; sie fügten z. B. hinzu: „ein Mensch

ist doch ganz anders als die Thiere gemacht. Diese dienen einander, und endlich alle den Menschen zur Speise, und haben keinen Verstand. Der Mensch aber hat eine verständige Seele, ist Niemand in der Welt unterworfen, und fürchtet sich doch vor dem Künftigen. Vor wem fürchtet er sich denn? Das muß ein großer Geist seyn, der uns zu gebieten hat. Wenn man doch den kennte, und Ihn zum Freunde hätte!"

104.

Thorkel Mane, ein Isländer, heidnischer Religion, lebte in jenen Zeiten, als man auf der Insel Island noch den Götzen opferte; daher er auch von Jugend auf in der Lehre vom Götzendienste unterrichtet worden war. Allein kaum fieng sein Verstand an, sich einigermaßen zu entwickeln, als sein Herz sich jedesmal bey dem Thörichten dieser Fabeln empörte, und als er zu reiferen Jahren kam, überzeugte er sich immer mehr, daß die Erzählungen von so mancherley Gottheiten unmöglich wahr seyn können. Er dachte weiter nach, betrachtete die Natur, sein Herz fühlte Gott, und ein Etwas in ihm sagte ihm, daß ein Wesen seyn müße, von welchem alle Geschöpfe ihren Ursprung hätten. Er folgte diesem Gefühle und dieser Ueberzeugung, und ehrte dieses höchste Wesen als seinen und aller Wesen Schöpfer und Erhalter in der Stille. Als er sein Ende herannahen sah, bat er die Seinigen, ihn in die freye Luft zu tragen. „Da will ich liegen, sagte Mane, dieweil ich sterbe, daß ich in meinen letzten Augenblicken die Sonne ansehen und Gott anbeten kann, der sie und den Himmel und die Erde erschaffen hat."

105.

Nicht das Wissen, sondern das Thun ist die Hauptsache in der Religion. Ein Mädchen, das in Berlin Stiefältern hatte, und in Potsdam bey einem Anverwandten erzogen wurde, hatte bey sehr vielem Verstande ein zwar nicht ganz verdorbenes, aber doch sehr

flatterhaftes und leichtsinniges Herz. Daher kam es, daß sie den Unterricht in der Religion, den sie in den Vorbereitungsstunden zur ersten Communion erhielt, zwar leicht faßte, und auch Alles schön und rührend wieder vorzutragen wußte, ihr Herz aber dabey ungerührt und ungebessert blieb. Sie hielt es für hinlänglich, die Lehrsätze der Religion bloß zu wissen, und dachte sich keinen andern Zweck des Unterrichtes in derselben als diesen. Sie ließ sich daher noch oft durch ihren Leichtsinn zu auffallenden Fehlern verleiten. Umsonst ermunterten ihre Pflege-Aeltern sie zu einem ordentlichen und rechtschaffenen Betragen. Ihr Leichtsinn schlug alle Ermahnungen in den Wind, und sie gieng von der ersten Communion eben so ungebessert weg, als sie hingegangen war. Hierauf schickten die Verwandten das Mädchen wieder nach Berlin zurück, wo sie nach einiger Zeit mit ihren Stiefältern wieder zur Beichte gieng. Und hier war es, wo ihr leichtsinniges Herz einen Eindruck erhielt, der auf ihr ganzes Leben den wohlthätigsten Einfluß hatte. Der Prediger, der seel. Oberconsistorialrath Spalding, fragte die anwesenden Beichtenden, ob nicht Jemand ein Gebet im Namen Aller sprechen wollte? Hierauf trat dieß Mädchen hervor, und betete den 9. und 10. Vers aus dem Liede: „Ich preise dich, o Herr, mein Heil," — welche so lauten:

„Ich fühle, Herr, voll Reu' und Schmerz
Die Last von meinen Sünden.
Laß mein vor Dir gebeugtes Herz
Den großen Trost empfinden,
Daß Du aus großer Vater-Huld,
Auch mir Vergebung meiner Schuld
Auf Bess'rung hast erworben!"

„Der Trost, den mir dein Tod verschafft,
Werd' ewig mir zum Segen!
Er stärke mich mit neuer Kraft
Auf allen meinen Wegen,
Das treu zu thun, was Dir gefällt,
Und alle Furcht und Lust der Welt
Standhaft zu überwinden!"

Dieses schöne und passende Gebet sprach das Mädchen laut, langsam und mit so viel Nachdruck, daß der Prediger selbst bis zu Thränen dadurch gerührt wurde. Aber das Herz des leichtsinnigen Mädchens nahm an demselben durchaus keinen Antheil, und es fiel ihr nicht ein, daß der Prediger durch ihr Gebet so gerührt seyn könne, bis er, als die Uebrigen fortgegangen waren, sie da bleiben hieß, und fragte, wer sie so schön beten gelehrt habe? Sie sagte, daß sie es bey dem Unterrichte zur ersten Communion gelernt habe; und nun ermahnte er sie auf's dringendste, mit dem Wissen auch das Thun zu verbinden, und ihren Lebens-Wandel nach den Vorschriften des Christenthums, die sie so gut gefaßt habe, einzurichten. Das Mädchen sah die herzliche, gutmeinende Miene des Predigers, sah die Thränen in seinen Augen, hörte die freundschaftliche, liebreiche Warnung desselben. Alles dieses kam ihr so unerwartet, und war ihr so feyerlich, daß sie sich im Innersten erschüttert fühlte. „Ja, selig ist, wer nach Jesu Lehre thut!" — sprach ihr Herz dem redlichen Prediger nach. Thränen zeugten, wie sehr sie ihre vorige Verkehrtheit und ihren Leichtsinn bereute. Sie faßte von Stund' an den Entschluß, sich zu ändern, und eine Christin nicht bloß nach dem Bekenntnisse, sondern auch in der That zu werden. Und dieser Entschluß, so schnell er gefaßt war, wurde eben so standhaft ausgeführt. Nach einiger Zeit schrieb sie an ihre vorigen Pflegeältern, und an den Geistlichen in Potsdam, der sie so oft und so herzlich zur Aenderung ihres Lebens ermahnt hatte; sie gestand ihnen den Leichtsinn, mit dem sie vorher alle ihre Lehren verachtet habe, und sagte, daß sie jetzt erst fühle, wie gut sie es mit ihr gemeint hätten, und wie die Religion Jesu, wenn sie nicht bloß Gedächtnißsache ist, sondern das Herz bessert, so ruhig und selig mache.

106.

Zu Eimbeck im Hannöver'schen las an einem Sonntage ein Hausvater in der Bibel, und da er an die

Worte des Heilandes kam: „wer ein solch Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" — siehe, da stand auch ein armer achtjähriger Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, und sein Brod vor fremden Thüren suchen mußte, gerade in derselben Minute vor seiner Thüre, und bat um ein Almosen. Der Mann hielt sogleich inne mit lesen — sah seine Frau an, und rief ihr zu: „Frau, hörst du!" — Damit wollte er sagen: laß uns nicht nur Gottes Wort lesen oder hören, sondern auch darnach thun! — Die Frau, welche ein eben so gutes Herz hatte, verstand ihn, und gab zur Antwort: „ja, lieber Mann, ich bin völlig Deiner Meinung; wir wollen thun, was geschrieben steht." — Alsbald riefen sie den Knaben ins Haus herein, nahmen ihn mit Freuden auf, hielten ihn wie ihr eigenes Kind, und führten ihn zu allem Guten an.

Standhafte Treue und Offenheit im Bekenntnisse der christlichen Religion.

Jeder wahre Christ sieht sich verbunden, für die Grund-Wahrheiten der christlichen Religion, wenn es seine Pflicht erfordert, sein Leben heldenmüthig aufzuopfern. Denn diejenigen, welche die christliche Religion großmüthig bekennen, werden die edelsten und größten Wohlthäter ihrer Brüder; sie bringen ihnen Hochachtung gegen die wahre Religion bey, und selbst der Lasterhafte muß, wider Willen, eine Lehre achten, die einem Menschen eine ausserordentliche Standhaftigkeit geben kann. Welche Religion hat den Menschen klüger, und die Sitten milder gemacht als die christliche; und welch' eine große Wohlthäterin der menschlichen Gesellschaft ist sie nicht dadurch geworden?

107.

Augustin Parma, aus dem Genuesischen, gieng als ein 15jähriger Jüngling zur See, wurde mit seinen Schiffsgefährten von einem Algierischen Seeräuber weggenommen, und von diesem an einen Türkischen Kaufmann zu Konstantine, einer großen Stadt im Königreiche Algier, verkauft. Dieser Kaufmann gab sich alle Mühe, den Knaben zur muhamedanischen Religion zu bewegen, und wollte ihn deßwegen nach Mekka führen, einer berühmten Stadt im glücklichen Arabien, wohin, als dem Geburtsorte Muhameds, die Muhamedaner wenigstens Einmal in ihrem Leben wallfahrten. Der Knabe aber kam unterwegs, zu Cairo in Aegypten, in Bekanntschaft mit einem Christen, der seine Sprache verstand. Diesem offenbarte er sein Unglück, und zugleich sein festes Vorhaben, auch bey Verluste seines Lebens der christlichen Religion treu zu bleiben. Durch diesen guten Freund wurde der Knabe bey dem Vorsteher des Mauth- und Zollwesens bekannt, dem seine Glaubens-Standhaftigkeit sehr wohl gefiel, der ihn deßwegen lieb gewann, und von dem Algierer Kaufmann loskaufen wollte. Ehe dieß aber vor sich gieng, wendete der Kaufmann alles Mögliche an, um den Knaben zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen. Anfänglich wurden ihm Geld, Kostbarkeiten und noch mancherley andere Geschenke angeboten, die er aber alle ausschlug; hierauf versuchte man ihn durch Drohungen dahin zu bringen, zuckte einen bloßen Säbel gegen ihn, und kündigte ihm den Tod an. Aber auch dieß war vergebens. Der Knabe streckte willig seinen Hals dar, und bezeugte, daß er lieber sterben, als seinen Glauben abschwören wolle. Da nun der türkische Kaufmann nichts mit ihm ausrichten konnte, wollte er doch wenigstens einigen Nutzen von ihm ziehen, und verkaufte ihn dem Obermauth-Beamten für fünfhundert Zechinen (oder Dukaten), der ihn sodann zu sich in sein Haus nahm, ihn wohl hielt, und in der arabischen Sprache unterrichten ließ.

108.

Abdallah und Sabat, zwey Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Christlichen Glauben. Beyde durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschloßen mit einander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beyde waren eifrige Muhamedaner, Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's, von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Muhamed hinauf reichte. Sie verrichteten ihre Andacht an Muhameds Grabe zu Mekka, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien, und kamen endlich nach Cabul (in Ost-Persien). Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann Schah, König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tartarey fort. Abdallah fand bey einem Christen aus Armenien eine arabische Bibel, las dieselbe, und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem vornehmen Muhamedaner, der zur christlichen Religion übergeht, die Todesstrafe. Abdallah suchte vorerst seine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens seye, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzusuchen. Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tatarey glücklich erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und deßwegen den heftigsten Abscheu gegen ihn gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, daß er ein Christ seye, und beschwur ihn bey ihrem alten Freundschaftsbunde: „Mein Leben" — sagte er — „ist in deiner Hand! O Bruder laß mich fliehen!" Aber Sabat fühlte kein Mitleiden, ließ ihn durch seine Diener flugs ergrei-

sen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schach, König von Bochara, aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündigte in der ganzen Stadt den Augenblick seiner Hinrichtung. Die Vornehmsten von Bochara begaben sich, von einer unzähligen Volks-Menge begleitet, zum Richtplatze. Sabat hielt sich in der Nähe von Abdallah. Man versprach ihm das Leben, wenn er Christus entsagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerdte stand neben ihm. „Nein" — rief er — „ich kann Christus nicht abschwören." Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb fest. Ein Arzt erbot sich auf die Frage des Königes, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit nassem Auge himmelan, wie der heilige Stephanus, der erste Märtyrer. Hierauf sah er den Sabat mit einem sanftmüthigen vergebenden Blicke an. Die rechte ward ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er sein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, schien ganz Bochara wundernd zu fragen: Ist's möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren, wenn man ihm die Freyheit anböte. Doch nun, als er Sabat seinen Freund todt da liegen sah, wurde er von Verzweiflung ergriffen. Er reiste von Stadt zu Stadt, und suchte Ruhe. Vergebens! Endlich kam er im Jahre 1805. nach Madras. Bald nach seiner Ankunft daselbst wählte die Englische Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum obersten Ausleger des muhamedanischen Gesetzes. Der Umfang seiner Kenntnisse und seine Geburt eigneten ihn vor Allen zu diesem Posten. Die Epoche seiner Bekehrung nahte sich. Während seines Aufenthaltes zu Nisagapatam fiel ihm ein Exemplar des arabischen neuen Testaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Koran lag vor seinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach seinem eigenen Ausdrucke) sich wie ein Licht-Strom über seine Seele. Bald darauf gieng er nach Madras zurück,

um sich dort taufen zu lassen. Er legte sein Glaubens-Bekenntniß ab, und wurde sodann in der englischen Kirche, unter dem Namen Nathanael, im 27sten Jahre seines Lebens vom ehrwürdigen Dr. Keer getauft. Er nahm nun einen Ruf nach Bengalen an, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift ins Persische besorgte, zu welcher Unternehmung sich bisher kein hinlänglich geschickter Mann gefunden hatte. Die persische Sprache ist von großer Wichtigkeit, weil sie allein in einem großen Theile Asiens, hauptsächlich bey den höhern Ständen, gebräuchlich ist, und von Damask bis Calcutta verstanden wird. — Als Sabats Eltern erfuhren, daß ihr Sohn, nach Abdallahs Beyspiele, Christ geworden seye, sandten sie einen ihrer andern Söhne nach Indien, um ihn, der nun in ihren Augen ein Ungläubiger war, zu ermorden. Jener schleicht im Gewande eines Bettlers sich in Sabats Haus zu Nisagapatam ein, tritt ihm mit einem Dolche unter'm Mantel näher, stürzt über seinen Bruder her, und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchel-Mörder bey'm Arme. Seine Diener springen ihm zu Hülfe. Er sieht ihn genauer an, und erkennt — ach! seinen Bruder. Ohne Sabats Fürbitte wäre der Hinterlistige als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit gefallen, aber er wurde von diesem mit Briefen und Geschenken frey nach Arabien zurückgesandt.

Was für große, herrliche Wirkungen vermag nicht die Bibel in den Händen eines redlichen und nachdenkenden Forschers hervorzubringen!

109.

Zur Zeit des Königes Canut von Dänemark, welcher, bey der erlangten großen Macht, in seinem Reiche das Christenthum und eine größere Kultur zu verbreiten suchte, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, nie vergessen zu werden, so lange noch Eifer für Religion unter die vornehmsten Tugenden gerechnet zu werden verdient. Dies war Ansver, ein Sohn As-

walds, der zu den angesehensten Männern des Landes gehörte. Obschon ihm bey seinem großen Reichthume, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebot standen, so wählte er doch freywillig den Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Aeltern suchten ihn von diesem Vorsatze abzubringen, da jener Beruf bey der damals noch herrschenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seiner Ueberzeugung, und begab sich in das Kloster zu Ratzeburg, dessen Mönche größtentheils kundige Religions-Lehrer waren, und sich, ohne Rücksicht auf irdische Vortheile, eifrigst bemühten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen. In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordens-Brüdern durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmlische Lehre Jesu zu gewinnen. Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, welche die Christen einige Zeit genossen hatten, als die wilden Slavischen Völker in das Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie bestürmten auch das Kloster, ergriffen Ansvern und seine Gehülfen, und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in den Willen Gottes zu ermuntern. Als keiner mehr übrig war, kniete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel, und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und seiner Christen-Hoffnung zu wanken.

110[a].

Der Französische Admiral Colligny war den größern Theil seines Lebens hindurch eifrigst bemüht, seinen

Glaubens-Genossen von der evangelisch-protestantischen Religion, die er als die wahre erkannt hatte, Sicherheit zu verschaffen. Er duldete für sie unzählige Gefahren und Mühseligkeiten, und opferte ihretwegen zuletzt sein Leben auf. Kurz vor der schauerlichen Bartholomäus-Nacht wurden fünf Kugeln aus einem Fenster auf ihn geschossen, eine davon traf einen Finger seiner rechten Hand, die beyden andern giengen durch den Arm. Als der Wundarzt die schmerzliche Operation mit ihm vornahm, rief der Admiral seinen wehmüthig theilnehmenden Freunden zu: „Warum weinet ihr, meine Freunde? Ich schätze mich selbst für glücklich, daß ich diese Wunden, meines Gottes wegen, an mir trage; diese Wunden sind ein Segen Gottes. Ich preise die Regierung meines Gottes, dem es gefallen hat, mich so zu ehren, und mich einigen Schmerz um der Religion und Wahrheit willen leiden zu lassen. Laßt uns Ihn bitten, daß Er mich geschickt mache, bis ans Ende standhaft zu seyn!" Als die Mordnacht hereinbrach, kam einer seiner Bedienten ins Zimmer, und sagte ihm: „Mein Herr! Gott ruft uns zu sich; man ist in das Haus eingebrochen, und es ist nicht möglich, Widerstand zu leisten." Der Admiral antwortete hierauf: „Ich habe mich schon lange auf meinen Tod gefaßt gemacht, sorgt ihr also nur für eure Sicherheit, so gut ihr könnet! Mein Leben würdet ihr vergebens zu retten suchen; ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes." Indem er dieß sprach, bemerkte man in seinem Gesichte so wenig Unruhe, als wenn gar nichts ausserordentliches vorgefallen wäre. Jetzt trat ein Soldat, Namens Böhmer, in das Zimmer des Admirals. Er fand ihn sitzend, und fragte ihn: ob er der Admiral wäre? „Ich bin es" — antwortete er mit einem gesetzten Muthe, — „aber du junger Mensch, solltest für meinen eisgrauen Kopf und für mein Alter Achtung haben!" Der rohe Mensch, der sich durch diese rührende Anrede nicht bewegen ließ, hieb ihn mit seinem Schwerdte. Cosseins, der Anführer der Mörder,

kam mit den übrigen hinzu, und tödtete ihn mit vielen Wunden. Einer von den Mördern gestand nachmals, daß er nie einen Menschen den Tod mit solcher Standhaftigkeit habe erdulden sehen.

110 b.

Ignatius, ein Schüler des heil. Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte mit Ketten beschwert über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. December 107. n. C. G. auf Befehl des Kaisers Trajan den Löwen vorgeworfen wurde. Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen ehrwürdigen Greisen zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: „thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!" Hierauf gab Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen." — In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinen schrieb, liest man folgende rührende Stelle: „Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrer-Tode. Es ist besser sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Jesu Christo dem Sohne Gottes, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht, wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freyer Jesu Christi."

111.

Der als Sachwalter der Brittischen Freyheit so berühmt gewordene Rechtsgelehrte, (Lord) Thomas Erskine, legte in einer, vor mehreren Jahren im Parla-

mente zu London gehaltenen Rede ein sehr schönes Bekenntniß von Christus und dem hohen Werthe des Christenthums ab. Unter andern sprach er folgende merkwürdige Worte: „Ich bekenne es frey, ich bin dem Christenthume eifrig ergeben, nicht durch Vorurtheil der Erziehung, ob mich gleich die besten Aeltern religiös erzogen, sondern durch Nachdenken und Einsicht, die ich in reiferen Jahren erlangt habe. Dieser christliche Glaube ist der große Trost meines Lebens; ohne ihn würde ich die lange Dauer meiner Gesundheit und meines Glückes vielleicht zu ausgedehnt, und ununterbrochen finden, als daß sie irgend einem Sterblichen zuträglich seyn könnte; ich würde vielmehr eben dieses Glück für Staub ansehen, den der Wind umhertreibt, würde es eher für eine Falle halten als für Segnung. Und eben so ist der religiöse und moralische Sinn des Volkes in Großbritannien der große Anker, welcher allein das Staats-Schiff halten kann, mitten in den Stürmen, welche die Welt bewegen.“

112.

Zu den Zeugnissen großer und geachteter Männer unsers Zeitalters über den hohen Werth des Evangeliums Jesu gehört auch folgendes: Der seel. Oberhofprediger Dr. Reinhard zu Dresden sagt in einer seiner vortrefflichen Schriften: „Zu wichtig ist das, was in unsern Zeiten auf Erden vorgeht; es betrifft zu sehr Alles, woran einem vernünftigen Menschen das meiste gelegen seyn muß, als daß man nicht seine besonderen Verhältnisse vergessen, und mit Hintansetzung jeder unedeln eigennützigen Rücksicht nachdenken und prüfen sollte. Auch ich habe dieß gethan, und höre nie auf, es zu thun. Ich habe bey meinen Untersuchungen ganz davon abgesehen, daß ich ein Lehrer des Christenthums bin; ich habe das, worauf man jetzt so mächtig dringt, ich habe die Vorschläge zur Besserung der Welt, die man von allen Seiten thut, ich habe die Grundsätze und Einrichtungen, die man an die Stelle des Christenthums setzen will, mit aller mir

möglichen Unparteylichkeit und Strenge geprüft. Aber ich würde wider meine innigste Ueberzeugung sprechen, wenn ich sagen wollte, daß ich etwas gefunden hätte, das unserer Natur angemessener, das wirksamer zu ihrer (unserer) Besserung und Beruhigung, das wohlthätiger für die bürgerliche Gesellschaft wäre, als das wahre lautere Christenthum."

113.

Der selige Professor Gellert, ein sehr warmer Verehrer der Religion Jesu, legte vor seinen Zuhörern folgendes rührende Geständniß öffentlich von sich ab. „Ich habe fünfzig Jahre gelebt." — sprach er — „und mannigfaltige Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter, unschuldiger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und mannigfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in den Leiden gefunden, als bey der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Lebens gewesen, und habe es erfahren, daß, ohne Ausnahme nichts als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes besiegen hilft; daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser, den bangen Geist bey dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich als vor Gott."

Achtung für äussere Religions-Gebräuche.

114.

Basilius v. Atadouroff, Sohn des verstorbenen Kaiserlich-Russischen Staats-Ministers v. Atadouroff, ein edler Jüngling, der im J. 1781. in einem Alter von 16 Jahren nach Göttingen gieng, um auf der dortigen Universität Wissenschaften und Weisheit zu lernen, wendete daselbst auch seine Zeit, unter der Führung des Rathes Schäffer, mit so treuem Eifer an, daß er unter den Tausenden, die seit Errichtung dieser vortrefflichen Bildungs-Anstalt dort studirt haben, am Tage der Aernte gewiß nicht wird erröthen dürfen. Neben dem Eifer zu nützlichen Wissenschaften bewies aber dieser edle Russe auch eine große Frömmigkeit und Gottesfurcht. Obgleich mehrere hundert Meilen ihn von seinem Vaterlande trennten, und große Schätze und hohe Geburt ihn über viele andere Menschen erhoben: so hielt er's doch auch in der Fremde, wo Niemand von den Seinigen auf sein religiöses Betragen Achtung geben konnte, für Pflicht, die Religion Jesu öffentlich zu bekennen: denn er benützte alljährig die Ostern- und Herbst-Ferien zu einer Reise nach Kiel oder Berlin, um an diesen Orten den Gottesdienstlichen Versammlungen seiner Glaubensbrüder beyzuwohnen, und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

115.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, pflegte täglich auszufahren, um öffentliche Arbeiten zu besehen, und seine Truppen zu mustern, oder auch verschiedener anderer Dinge halber. Geschah es nun, daß er einem Geistlichen auf der Straße begegnete, der die geweihte Hostie zu einem Kranken trug, so stieg er gewöhnlich

aus seinem Kabriolet oder seinem Schlitten, warf sich, nach den Gebräuchen der Griechischen Kirche, vor der geweihten Hostie nieder, und begab sich darauf mit dem Priester zu dem Kranken, aus welchem Stande derselbe auch seyn mochte. Die auf der Straße Anwesenden wurden dann von Bewunderung über die Gottesfurcht ihres Monarchen hingerissen; sie vergoßen Freuden-Thränen, und begleiteten ihren Kaiser bis zu dem Hause des Kranken. — Hatte der Priester sein heiliges Geschäfte verrichtet, so trat der Fürst nachher auch noch vor das Lager des Kranken, wünschte ihm Glück zu der erlangten Gemeinschaft mit seinem Versöhner, und versicherte ihn: wenn er den wahren Glauben habe, so würde er gewiß leiblich und geistlich wieder hergestellt werden. Das herablassende Betragen des Monarchen und die Frömmigkeit, die er bey dieser Gelegenheit bewies, brachten nicht selten ein frohes Wallen des Blutes bey dem Kranken hervor, und hatten sogar auch wohlthätigen Einfluß auf die Genesung desselben, besonders da der Kaiser nachmals täglich Jemanden zu dem Kranken schickte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. War der Kranke arm, so sandte er ihm Geld, und noch überdieß seinen Leibarzt, und ließ ihm unentgeldlich die nöthigen Arzneymittel reichen.

116.

Gellert war ein eifriger Freund des öffentlichen Gottesdienstes. Er war aufs lebhafteste davon überzeugt, daß, wenn er recht angewendet wird, er den Menschen sehr nützlich, und ein sehr gutes Mittel sey, sowohl die Erkenntniß Gottes zu vermehren, als auch die wahre Gottseligkeit zu befördern, und dem Menschen nicht bloß zu guten Gedanken Anlaß zu geben, sondern auch ihn zu allem Guten anzufeuern und zu stärken. Schon als Jüngling, und sein ganzes Leben hindurch besuchte er denselben sehr gewissenhaft und mit Andacht. Insbesondere war ihm der Sonntag heilig. „Wir gehen" —

sagte er — „mit dem Sonntag zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben ist zum Wachsthum in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches — und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von seinen gewöhnlichen Geschäften los machen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, es mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufes vorbereiten. Wer den Sontag wohl anwendet, wie kann der wohl die übrigen Tage übel zubringen? Wer ihn hingegen schlecht anwendet, wie kann der glauben, es sey seine Pflicht, die übrigen Tage gut anzuwenden? — „Vergiß" — sagte er — „an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Weihe dich ganz der Religion und dem Himmel! Empfinde die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder! Bete, danke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten; und bemerke die Hindernisse deiner Tugend! Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von Ihm, und sey dankbar für die, welche du empfängst. Wir vergessen unsere Schwachheit und Unwürdigkeit unter dem Getümmel der Geschäfte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine Zeit festsetzen, unser Unvermögen, und die Macht und Güte Gottes, unsere Unwürdigkeit und die Macht und Hoheit Gottes zu erkennen. Diesem Geschäfte soll der Sonntag gewidmet seyn. Er ist der Tag des Gebets und der Ruhe, worin die Seele allein ihr wahres Glück findet."

117.

Am 17ten Trinitatis-Sonntag 1786. wohnte Kaiser Joseph I. dem ordentlichen Gottesdienste in der Pfarr-Kirche der Leopoldsvorstadt von Brüssel bey. Der Ober-Pfarrer und dessen Amts-Gehülfen empfiengen den Mo-

narchen in ihrem priesterlichen Ornate an der Kirch-Thüre, und begleiteten denselben durch die, zu Anhörung der Predigt eben versammelte Volksmenge. Eiligst wurde ein Oratorium (ein Betschemel) für denselben herbeygeholt: allein der Kaiser bediente sich desselben nicht, sondern nahm mitten unter der Gemeinde im nächsten besten Stuhle Platz. Niemand durfte von seinem schon eingenommenen Platze weichen, noch weniger aus demselben verdrängt werden. Man sah hier die Wahrheit in der Ausübung, daß im Hause des Herrn, Monarchen und Unterthanen gleich sind. Hier hörte der Landes-Vater unter seinen Kindern mit erbaulicher Aufmerksamkeit auf die Lehre des Predigers, und bezeugte bey dem darauffolgenden Hochamte die reinste Christen-Demuth, mit wahrer Andacht vereint. Das anwesende Volk war bis zu Thränen gerührt, und erinnerte sich stillschweigend an die Pflicht, am Tage des Herrn vorderfamst dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen, die aber leider! von so Vielen vornehmen und geringeren Standes hintangesetzt wird.

Heiligh altung des Eides.

118.

Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel ward zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter vortheilhaften Anerbietungen eingeladen, dem Prager Frieden beyzutreten. Er hatte aber sich zuvor durch einen Eid in ein Bündniß mit Schweden eingelassen, und dieß sein gegebenes Wort war ihm zu heilig, daß er nicht lieber seine Besitzungen Preis geben, als seiner alten Verbindung entgegen handeln sollte. — Ein solches unverbrüchliches, standhaftes Festhalten dessen, wozu man sich unter Anrufung des göttlichen Namens, mit Berufung auf seine

heilige Allwissenheit verbindlich gemacht hat, wenn es auch mit Gefahr Leibes und Lebens, mit dem Verluste unsers Vermögens und unserer Ehre verbunden seyn sollte, ist eine allgemeine, alle Menschen verbindende Pflicht.

119.

Die Römer kamen im ersten Punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginenser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen; und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte. In der Folge gewannen jedoch die Römer wieder Vortheile, und der Carthaginensische General Asdrubal wurde vom Metellus überwunden, wobey 20,000 Mann auf dem Platze blieben, so daß die Carthaginenser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden auf erträgliche Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er abreiste, mußte er sich durch einen feyerlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, ohnfehlbar zurückkehren wolle. Regulus kommt in Rom an, und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senates beyzuwohnen. Als nun bey'm Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginenser vor, und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges. Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn

zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Pontifex Maximus (Ober-Priester) that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern zu Carthago auf mich warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welche mir bis ins Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen, für das übrige lasse ich die Götter sorgen." — Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den Carthaginensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reiste nach dem Orte seiner Sklaverey zurück. Als die Carthaginenser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich derselben sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreutz. So starb der gewissenhafte Regulus. — Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufzuopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele.

120.

Ludwig IX. König von Frankreich, war bey seinem ersten Kreutzzuge gegen die Sarazenen in Aegypten sehr glücklich. Er schlug sie, und eroberte die Stadt Damiette. Allein sein Glück war nicht von Dauer. er verlor im J. 1250. mehrere Schlachten, und ward selbst gefangen. Nun verlangte der Sultan die Zurückgabe von Damiette, und eine Million Goldstücke sowohl zu seiner, als der andern Gefangenen Loskaufung. Ludwig gab mit edlem Stolze zur Antwort: „Ein König von Frankreich kauft sich nicht mit Gelde los; die Stadt Damiette will ich für meine Person zurückgeben, und die Million Goldstücke für die Befreyung meiner Leute bezahlen." Der Sultan, der über die Großmuth des franzö-

sischen Monarchen erstaunte, indem er ihm eine so große Summe ohne Schwierigkeit bewilligte, erließ ihm aus Erkenntlichkeit 200 000 Goldstücke. Als aber dieser Sultan einige Tage nachher von den Mameluken ermordet wurde, so erfuhr Ludwig neue Schwierigkeiten. Die Emirs (Fürsten) verlangten, daß der König den Vertrag mit einem Eide bestätigen sollte, worüber sich aber dieser, theils der Religions-Verschiedenheit wegen, theils weil er bey einem ihm so geringfügigen Umstande erwarten konnte, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glauben sollte, Bedenken machte. Die Emirs, über diese Weigerung aufgebracht, drangen mit dem Säbel in der Hand in sein Zelt, und schrieen in einem drohenden Tone: „Du bist unser Gefangener, und gehst mit uns um, als ob wir deine Sklaven wären, wähle entweder den Tod, oder den Schwur, den wir verlangen!" — „Ihr seyd Herren über meinen Körper, — antwortete der König, — „aber meine Seele ist in Gottes Hand, ihr habt keine Gewalt über sie." — Die trotzigen Sarazenen sahen sich genöthiget, nachzugeben. — Nur derjenige kann so, wie Ludwig, sprechen, der von dem Gefühle seiner Pflicht, von Ehrfurcht gegen Gott und von dem Glauben an eine Vergeltung beseelt ist.

Selbst-Erkenntniß und richtige Selbstschätzung.

121.

Schon in unserer Kindheit müssen wir anfangen, uns selbst kennen zu lernen. Wer zu einer richtigen Erkenntniß seiner selbst gelangen will, der muß fleißig untersuchen, wie er gegen Gott und seinen Nebenmenschen gesinnet ist; — ob sein Leben gut oder böse, ob es den Forderungen der Religion gemäß ist oder nicht, — ob er

immer dasjenige gethan habe, was er zu thun schuldig ist? — oder, mit einem Worte: er muß sich selbst prüfen. — Daher gaben auch schon viele weise Männer unter den Heiden ihren Schülern die nachdrückliche Erinnerung: täglich eine aufrichtige Prüfung ihrer selbst anzustellen, und übten sich auch täglich selbst in dieser Tugend. — Pythagoras, ein Griechischer Philosoph, der um das Jahr der Welt 3400 lebte, sagte: „Laß den Schlaf nicht in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast! Frage dich: worin war ich heute nachläßig? Was habe ich verrichtet? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? — Auf diese Weise fange von der ersten That des Tages an, und gehe bis zur letzten fort, und freue dich über das Gute!" — Der ältere Cato, dessen Sitten so strenge nach den Vorschriften der Tugend, Gerechtigkeit und Mäßigkeit eingerichtet waren, hatte ebenfalls die löbliche Gewohnheit, sich jeden Abend das, was er gesagt, gehört oder gethan hatte, in's Gedächtniß zurückzurufen. — Sextius, ein Schüler des Pythagoras, schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: von welchen Fehlern hast du dich befreyt? welchem Laster hast du widerstanden? worin bist du besser geworden?

122.

Sokrates wurde von den Griechen seiner Zeit, die so viel Vortreffliches, Neues und Brauchbares von ihm lernten, für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehren-Namens nicht würdig. „Warum," — so befragte er sich selbst, — „warum mag man mir wohl diesen Namen ertheilt haben? Mir, der ich doch, wie andere Menschen, dem Irrthume und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?" — Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Andern an: „Andere Menschen," — sagte er — „glauben

fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß."

123.

Scipio Africanus der ältere ward von den Tribunen des Römischen Volkes vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von den, aus Asien mitgebrachten, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade der Jahres-Tag der großen Schlacht bey Zama. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir hier," — rief er, — „und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen, und Carthago gedemüthigt worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde!" Mit diesen Worten stand vor den Augen aller Mitbürger das Verdienst des Mannes in seiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum und die Liktoren selbst, (die sämtlichen anwesenden Gerichts-Personen) strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen schönern glorreichern Triumph hatte nie ein Römer gefeyert. — Welch' eine treffliche Wirkung that hier nicht das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung! Wie wurde das Volk durch das edle Selbstbewußtseyn des Helden von Zama ergriffen! Ein solcher Edler darf sich nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloßer Anblick wird eine Schutzrede. Aber um diese Wirkung hervorzubringen, muß das Gefühl der Unschuld in den Seelen der Mitbürger eben so lebhaft seyn, als in der Seele des Verläumdeten.

124.

Gellert (s. S. 95.), dessen moralische Schriften noch jetzt mit vielem Nutzen gelesen werden, war in seinem ganzen Leben ein eifriger Freund der christlichen Religion. Er hatte erkannt, und in seinem Innern selbst erfahren, daß sie die größte Kraft besitze, das Herz des Menschen gut, und seinen Weg unsträflich zu machen. Innigst überzeugt, daß ohne wahre Selbst-Kenntniß keine moralische Besserung und Veredlung möglich seye, befließ er sich einer großen Sorgfalt und Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und innern Neigungen. Er war aufmerksam auf Alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen, und gegen die Empfindlichkeit, welche bey einem siechen Leben so gewöhnlich ist, immer auf seiner Hut zu seyn, damit unter seinen körperlichen Uebeln Niemand als er leiden möchte. Er hielt ein Tagebuch, worin er seine guten Empfindungen, Gedanken, Reden und Handlungen, wie seine Fehler, mit gleicher Aufrichtigkeit und als vor Gottes Augen bemerkte. Durch diese Aufmerksamkeit auf sich selbst wurde er denn auch in der Erkenntniß seiner selbst gefördert, und in dem Eifer besser zu werden, täglich mehr gestärkt. Seine seit 1752. über sich selbst gehaltenen Tagebücher enthalten, ausser kurzen Anzeigen von seinen Geschäften, Leiden und ähnlichen Vorfällen, vornehmlich viele Anmerkungen über seinen Seelen-Zustand, welche theils in Klagen über seine Trägheit zum Gebete, über die Versuchungen sinnlicher Neigungen und in ernstlichen Bezeugungen seines Mißfallens an seiner eigenen Schwachheit und Unvollkommenheit; theils in Ermunterung seiner selbst zu einem getrosten Muth, zum Vertrauen auf Gott und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewandt habe, u. s. w. bestehen.

125.

Bernard de Fontenelle, Secretär der französischen Akademie, der 1757. in einem Alter von 100 Jahren starb, wurde von seinen Zeitgenossen seines liebenswürdigen Charakters und seiner vielseitigen Kenntnisse wegen sehr geschätzt. Bey der Herausgabe seiner ersten Schrift: „Dialogues des morts“ („Gespräche im Reiche der Todten),“ worin er mit Mäßigung und Klugheit verschiedene Irrthümer angriff, welche bisher noch geherrscht hatten, erfuhr er aber einige unangenehme Begegnisse, indem alle diejenigen, deren Meinungen oder Vorurtheile, und besonders, deren Eigenliebe er dadurch beleidigt hatte, Bücher voll Galle und grober Schimpfwörter gegen ihn schrieben. Fontenelle ließ sich indessen darüber nicht aufbringen. „Ich habe niemals eine Schrift von meinen Feinden gelesen“ — sagte er mit dem größten Gleichmuthe, — „ich habe weder das Recht, sie zu verachten, weil ich nicht weiß, ob ihre Verfasser Talent besitzen oder nicht, noch das Recht, sie zu hassen, weil sie mir nicht das geringste Uebel zugefügt, weil sie mir nicht einen Augenblick Unwillen den Tag über, noch eine Viertelstunde Schlaflosigkeit in der Nacht verursacht haben. Was würde aus uns werden, wenn schlechte Menschen das Wahre falsch, das Gute böse, das Schöne häßlich machen könnten? Das Wahre, das Gute und das Schöne bilden in meinen Augen eine Gruppe von drey großen Gestalten, um welche die Bosheit eine Staub-Wolke erheben kann, die sie den Blicken der Rechtschaffenen einen Augenblick entzieht; aber in dem Augenblicke darauf verschwindet die Wolke, und sie zeigen sich ehrwürdiger als jemals. Wenn ich unrecht habe, so wird mir meine Vertheidigung nicht recht geben. Ich habe mir ein Kopf-Kissen bereitet, auf dem es schwer ist, meine Ruhe zu stören; die Tugend und das Talent haben die Verläumdung immer überlebt. Erinnert euch an Phocion; er ward vergöttert; und ohne

eine Stelle des Plutarchs wüßten wir nicht, daß ein gewisser Glaucipp gegen diesen tugendhaften Mann eine heftige Schrift verfertigt hat.“ — Fontenelle wird jederzeit unter den verehrungswürdigen Männern, die ihr Jahrhundert aufgeklärt haben, genannt werden; die Namen seiner Feinde sind mit ihren Werken verschwunden.

126.

Alphonsus, König von Arragonien, hörte, daß man ihn darum lobe, weil er der Sohn, der Enkel und Bruder eines Königes sey. „Alles, was du an mir hochschätzest“ — versetzte er dem Schmeichler — „achte ich für nichts! Das ist Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige; die wahre Hoheit ist kein Erbgut. Sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.“

127.

Der Schwedische Graf Tessin sagte, als er im Jahre 1752. das Amt eines Kanzley-Präsidenten niederlegte: „Bey dem Antritte dieses Amtes habe ich Leib und Seele vor Gott verpfändet, recht zu handeln. Bey Niederlegung desselben betheure ich, mit eben dem Eide, vor dem Angesichte Gottes, und so wahr mir derselbe helfe an Leib und Seele, daß ich niemals mit Vorbedacht zum Bösen gerathen, oder das Gute vernachläßiget habe. Was kann von größerer Wichtigkeit seyn in diesem zeitlichen Leben, als das hohe Zeugniß desjenigen, welcher der Fürst des Volkes ist! Ew. Königl. Majestät wissen, da ich nun, unter Dero Augen, eine lange Zeit gedienet habe, am besten, ob mich Furcht oder Gewinn bey den Berathschlagungen zweifelhaft gemacht; ob ich die Wahrheit in Lügen verwandelt; ob ich jemals etwas heimlich angerathen habe, das ich mich hätte erkühnen dürfen, öffentlich zu gestehen; ob heimliche Nachstellungen oder Unterdrückung Anderer meine Fußstapfen begleiteten, wenn ich mich Ew. Majestät hoher Per-

genähert habe; ob ich Jemandes Wort übel ausgelegt, ob ich Gerüchten nachgegangen, dieselben vergiftet, und meiner Obrigkeit vorgebracht; ob ich Euer Majestät hohes, gnädiges Vertrauen auf einige Art und Weise gemißbraucht — ob ich jemals für mich etwas besonders verlangt, oder ob ich meine und der Meinigen Beförderung auf eine unerlaubte Weise gesucht habe? — — Großmächtigster König! ich weiß nicht, daß ich Ursache haben sollte, ein einziges an dieser Stelle gesprochenes Wort zu bereuen, sondern ich gedenke für dieselben insgesammt, am Tage des Gerichts, eine freymüthige Rechenschaft abzulegen. — Meine Belohnung auf Erden sey indessen die milde Beurtheilung, mit welcher ein gerechter und gnädiger König die Handlungen seines Unterthans betrachtet: — und wenn ich werde in meine unvermeidliche Verwandlung gegangen seyn, so sammle und erfrische das gute Andenken meiner übrigen Mit-Brüder meinen zerstreuten Staub!" — —

Wahre Ehr-Liebe.

128.

Der Schottländische Lord Talbot war schon in seinem 25sten Jahre Ritter des Hosenband-Ordens, General-Lieutenant und Oberst eines Kavallerie-Regiments, auch Mitglied des Geheimen Rathes, und besaß zugleich ein eigenthümliches Vermögen von 30,000 Pf. Sterling (ungefähr 330,000 rhein. Gulden) jährlicher Einkünfte. Er schätzte, wie billig, die Größe und den Werth seines Glückes. Seine Sittsamkeit und sein Bestreben, Jedermann nützlich zu seyn, entfernten auch von ihm den Neid, und erwarben ihm Liebe und Verehrung. Einst, als er Abends allein in seinem Kabinete diesen seinen

äußern glücklichen Zustand überdachte, sagte er zu sich selbst: „Ja, Talbot, du bist glücklich, du bist geliebt, geehrt; aber womit hast du es verdient? Bist du auch dieses Glückes würdig? Was hast du dazu beygetragen? Kannst du darauf stolz seyn? Du warst schon Oberster, als du noch in der Wiege lagst; die Standhaftigkeit deines Regiments in der Schlacht wider die Rebellen, und der tapfere Einbruch ihres Anführers, der deine Stelle vertrat, machten dich zum General-Lieutenant und Ritter des Ordens; dein großes Vermögen haben dir deine Vor-Aeltern hinterlassen, die es vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, erworben haben: denn es ist schwer, so viel zu sammeln, und durchaus ein ehrlicher Mann zu seyn. Was sind nun deine Verdienste? — O ich will wissen, ob ich selbst einen Werth habe; ob ich durch mich selbst ein gewisses Glück machen kann." — Talbot hatte große Besitzungen in Amerika. Unter dem Vorwande, dahin zu reisen, hielt er bey dem Könige um Urlaub an, und erhielt ihn. Er vertraute die Verwaltung seiner Güter und sein ganzes Hauswesen einem Manne von geprüfter Redlichkeit an, nahm tausend Thaler Geld zu sich, setzte sich zu Pferde, ohne Jemand mitzunehmen, gieng zu Schiffe, und setzte seine Reise nach Wien fort. Die Kaiserin Maria Theresia war eben damals in einen sehr gefährlichen Krieg verwickelt. Talbot wußte, daß der Oestreichische Feldmarschall Browne (Braun) ein Schottländer war; er ließ sich bey ihm anmelden. „Gnädiger Herr" sagte er zu ihm, ich bin ein Schottländer, und komme, mein Blut für die Rechte der erhabenen Fürstin zu vergießen, und unter einem so großen General, wie Ew. Excellenz sind, den Dienst zu lernen." — „Gut, mein Sohn," — antwortete der Feldmarschall — „hat er etwas Vermögen?" — „Das habe ich nicht; ich habe aber Herz, und will mich würdig machen, welches zu besitzen." — Gut gedacht! Ich nehme ihn unter mein Regiment: Er soll als Korporal angestellt werden. — „Ich möchte lieber erst ge-

horchen als befehlen lernen." — Der Feldmarschall sah ihn an, und sagte: „Es leben meine Landsleute!" wendete sich wieder zu ihm mit den Worten: „Auch dieses; handle Er so, wie Er spricht, ich will für sein Glück sorgen. Wie heißt Er?" — „Levingthon." — Nun war also Lord Talbot gemeiner Soldat unter dem Braunischen Regimente. Er hielt in seinem Dienste mehr, als er versprach. Seine Aufführung war untadelhaft; seine Herzhaftigkeit wurde von Vorsicht und Verstand geleitet; er war von Jedermann geliebt; that sich bey allen Vorfällen so tapfer hervor, daß er von einer Stufe der militärischen Würden zur andern stieg. Nach vier Jahren bekam er schon ein Regiment, und zeichnete sich mit demselben so aus, daß er bald darauf zum General-Lieutenant erklärt wurde. Nun war seine Ehrbegierde befriedigt. Er war nunmehr wieder das, was er gewesen war, und hatte es seinen Verdiensten zu verdanken. Jetzt glaubte er sich nicht länger verbergen zu dürfen. Er ließ große Summen aus seinem Vaterlande kommen, schaffte sich eine zahlreiche Dienerschaft und die glänzendste Equipage an, und so fuhr er nach Wien zum Feldmarschall Browne. Wie sehr erstaunte dieser, als ihm Talbot sagte, wer er wäre, und was ihn zu einem so sonderbaren Entschlusse bewogen hätte. — „Unnachahmlicher Mann!" — rief der Feldmarschall aus, und fiel ihm um den Hals, — „wer kann Sie genug bewundern, kommen sie gleich selbst mit zur Kaiserin; wie sehr wird sie über eine so edle, so seltene Art zu denken gerührt werden!" — Sie kamen nach Hofe; die Kaiserin bewunderte des Mannes edle Begierde nach eigenen Verdiensten, erklärte ihn sogleich zum Feldmarschall, und gab ihm das große Theresien-Kreutz. Diese Geschichte breitete sich gar bald am ganzen Hofe aus, und Talbot wurde an demselben, in der Stadt und bey der Armee bewundert. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reiste nach England zurück, und da der Ruhm von seinen ausserordentlichen Begebenheiten vor

ihm dahin gelangt war, so wurde er auch vom Könige, den Prinzen und allen Hohen und Niedern, mit eben so großer Bewunderung und fröhlichem Zurufe aufgenommen.

129.

Cato von Uttica, der durch seinen Patriotismus bekannte edle Römer, legte sich mit allem Fleiße auf die Beredtsamkeit, um eine Rüstung mehr zur Vertheidigung der Gerechtigkeit zu haben. Bloß zu reden, um dadurch Ruhm zu erhalten, hielt er zu niedrig für sich. „Man tadelt dein Stillschweigen" sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm. — „Laß es seyn," — gab Cato zur Antwort, — „wenn man nur an meiner Aufführung nichts zu tadeln findet." Als er einst von einem in üblem Rufe stehenden Manne an seiner Ehre angegriffen wurde, antwortete er diesem: „der Streit zwischen dir und mir ist zu ungleich; denn nur eine üble Gewohnheits-Sache ist es, schändliche Dinge zu sagen und zu thun; ich aber mag dergleichen weder sagen noch thun."

130.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts schimpfliches haben, und läßt sich die falsche Schaam oft zum Bösen verleiten. — Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneca. Dieser besuchte noch in seinem Alter die Lehr-Stunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm nun Jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen herunterseze, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dieß das einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beyzuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man etwas noch nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll." —

131.

Der berühmte Holländische Admiral Ruyter, von armen Aeltern geboren, war in seiner Jugend ein Boots-Junge; durch die gute Anwendung seiner natürlichen Talente und die große Geschicklichkeit im See-Wesen, die er sich erworben hatte, stieg er aber von einer Stufe der Ehre bis zur andern, und endlich bis zur Admirals-Stelle, mit welcher der Rang eines Herzogs verbunden war. Unter seinen vortrefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften glänzte die Tugend der Tapferkeit in ihrem hellsten Lichte; er focht im Streite mit Löwenmuthe, und selbst seine Feinde konnten auf ihn nie auch nur einen Schatten von Zaghaftigkeit werfen. Aber auch er erfuhr das Schicksal so mancher von äusserem Glücke begünstigten Männer, daß er eine große Anzahl von Neidern hatte. Einem derselben, einem Schiffs-Kapitain, der die Fecht-Kunst nur deßwegen gelernt zu haben schien, um kunstmäßig morden zu können, fiel endlich der Kunstgriff der Raufbolden ein; er beschuldigte Ruytern einer Beleidigung, und forderte ihn zum Zweykampfe heraus. Dieß geschah im J. 1643. da er schon Commandeur eines Schiffes war. Ruyter erschien auf diese Ausforderung nicht. Es ist ein, leider! noch immer herrschendes Vorurtheil, daß die Rettung der militärischen Ehre das Duell verlange, — und hiebey bedenkt man nicht, wie frevelhaft man gegen den Schöpfer und Erhalter unsers Lebens handelt, wenn man seinem von einem Fehler übereilten Mit-Bruder den Stahl in die Brust stößt, ein schuldloses Weib zur Wittwe, und ihre unglücklichen Kinder zu Waisen macht, und so als Menschen-Mörder in die Hände des ewigen Richters fällt. — So meinten auch Ruyters Freunde, daß er Mangel an Herzhaftigkeit beweise, wenn er nicht erscheinen würde. Dieser große Mann antwortete ihnen aber mit edler Festigkeit: „Ich bin gewohnt, auf Befehl meines Vaterlandes zu fechten; und dann erfülle ich

meine Schuldigkeit aus allen meinen Kräften; komme ich dabey um, so falle ich in meinem Berufe, und weiß, daß es wohl um meine Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in eigener Rache meinen Tod finde, da mir dieselbe bey Verlust meiner Seligkeit verboten ist?" — Er unterwarf hierauf die Sache seinen Vorgesetzten, und diese erhielten ihn natürlicher Weise bey seinem Ansehen und in seinen Würden. Vorher hatte sich Ruyter vorgenommen, den See-Dienst aufzugeben; nun aber ließ er sich bewegen, ferner Leib und Leben für's Vaterland zu wagen, und trat seinen nächsten Zug als Befehlshaber einer großen Flotte an.

132.

Den Griechischen Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm ab, — „Du bist eine feige Memme," sprach dieser. — „Ja! das bin ich" — erwiederte Xenophanes — „sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte." — Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf seyn will, überläßt dieß den Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher: — so dachte Xenophanes, und er hatte Recht. — Alles, wobey gar nichts zu denken übrig bleibt, ist zu tief unter der Würde der Weisen; auch bey seinen sogenannten Zeitvertreiben muß einige Verstandes-Uebung statt finden. Unstreitig wollte jener Würfelspieler aber auch um Geld, und zwar hoch spielen, und auch dieß fand Xenophanes für sein Herz entehrend. Entweder — so dachte der Edle — kann er mir viel abgewinnen, oder ich ihm. Gewinnt er mir viel ab, welche Schande wäre es für mich, mein Vermögen einer Unternehmung Preis gegeben zu haben, wobey mein Verstand gar nichts thun konnte, sondern ein bloßer Zufall alles that! Hätte ich's nicht auf eine würdigere Weise aufopfern können, wenn ich es einmal aufzuopfern nicht ungeneigt war? Hätte ich wenigstens

nicht warten können, bis es das Schicksal ohne mein Verschulden genommen hätte? Gewinne ich ihm aber viel ab, wie müßte ich darüber erröthen, daß ich ohne alle gemeinnützige Arbeit, ja sogar ohne alle Verstandes-Anwendung, durch ein offenbares Glücks-Spiel nicht nur Vermögen erworben, sondern auch fremdes Vermögen zu dem meinigen gemacht hätte! — Kann mit wenigen Worten etwas Bündigeres gegen alle sogenannten Hazard-Spiele gesagt werden, als — daß sie unter die Dinge gehören, deren sich jeder Mensch von Kopf und Herz zu schämen hat? Wie sehr verdient doch dieses Urtheil des Xenophanes über dergleichen Spiele einer oft erneuerten Beherzigung! Was aber Xenophanes von den Glücks-Spielen urtheilt, das gilt auch von allen andern Dingen, deren Unternehmung zwar Muth und Herzhaftigkeit zu erkennen gibt, die aber an sich entweder Possen oder gar Bubenstücke sind. Wer sich zu diesen verleiten läßt, der verräth nicht sowohl Muth, als vielmehr Muthwillen, nicht sowohl Herzhaftigkeit, als vielmehr Rohheit. Wie Viele straften sich schon selbst für muthwillige Handlungen dieser Art, wie noch mehrere wurden schon für solche Aeusserungen eines verwilderten Herzens von Andern gestraft! Zu spät sahen dann Viele ein, daß sie Dinge unternommen, deren sie sich zu schämen hatten. — Junge Leute, die ihr in die Welt, und zwar in die Welt eures Alters tretet, hütet euch! Euer Kraft-Gefühl, euer Unternehmungs-Geist sind äusserst gefährlich für euch. — „Es zeugt von Muth, wenn ich's thue;" dieser Gedanke wird bey jeder Gelegenheit in euch aufsteigen, und alle andern Betrachtungen zu verdrängen suchen. — „Du hast keinen Muth, wenn du nicht mitmachst;" diesen Zuruf werdet ihr überdieß häufig hören, und dadurch in die größte Gefahr gerathen, Thorheiten, oder gar Zügellosigkeiten zu begehen. Gewöhnet euch daran, bey Allem, was ihr unternehmen wollet oder sollet, erst zu fragen: welchen Nutzen stifte ich dadurch? — Könnet ihr alsdann auch nicht den geringsten wah-

ren Nutzen davon angeben, sehet ihr vielmehr, daß ihr Unheil, es seye von welcher Art es wolle, damit anrichten würdet, so stehet von eurem eigenen Vorsatze ab, und lasset euch auch von Andern nicht dazu verleiten! Und, sollte eine ganze Welt von Leuten eures Alters über euch dann auch spotten, und euch feige Memmen nennen, — antwortet ihnen mit Xenophanes: — „ja, das sind wir auch, sobald es Thorheiten oder Bosheiten betrifft!" — O wie werdet ihr euch im männlichen Alter einst dafür segnen, daß ihr als Jünglinge nichts thatet und mitthatet, worüber ihr euch in späteren Jahren eures Lebens gewiß schämen würdet!

Charakter-Festigkeit und edle Beharrlichkeit.

133.

Im Genusse der gesellschaftlichen Freuden Herr über sich, und den Vorschriften der Weisheit getreu zu bleiben, fällt gefühlvollen Herzen schwerer, als geduldiges Ausharren und Ergebung in den trübsten Stunden des Lebens. Zu Halle in Sachsen feyerten viele der angesehensten Familien den Geburtstag ihres Königes durch ein fröhliches Mittags-Mahl. Der festliche Tag sollte mit einem Balle beschlossen werden. Verschiedene der anwesenden Personen wollten ihrer häuslichen Einrichtungen wegen sich von der Gesellschaft trennen; aber wenigen gelang es: denn gegenseitiges Zureden und Bitten hielt den fröhlichen Zirkel fest beysammen. Eine Familie hätte man vor andern gerne da behalten: allein hier zeichnete sich die Haus-Mutter durch eine sehr edle Beharrlichkeit aus. Es wurde Alles versucht, um sie mit ihrem Gatten und ihrer Tochter, oder wenigstens die letztere, bey der

Gesellschaft zu behalten. Vergebens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter ist, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte u. s. w. Man wollte nichts hören. Sogar zu kleinen Sticheleyen und lauten Vorwürfen nahmen einige ihre Zuflucht. Allein die edle Mutter, die ihre guten Gründe hatte, warum sie weder selbst an dem Balle Theil nehmen, noch zugeben wollte, daß ihre Tochter zum Tanze bleibe, kehrte sich daran nicht, sondern folgte ihrer Ueberzeugung von dem, was sie für Pflicht erkannte. Sie fuhr mit Mann und Tochter davon, und genoß nun im Kreise ihrer geliebten Familie zu Hause eine Glückseligkeit, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht gefühlt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde. Denn als eine Kennerin des menschlichen Herzens sah sie die Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter, bey ihrem Hange zum Tanzen, zurücklassen konnte; und diese, welche die edle Absicht ihrer Mutter wußte, dankte ihr im Herzen dafür, daß dieselbe frühzeitig sie kämpfen und siegen lehrte: und wird ihr in der Folge noch mehr gedankt haben, als sie die Gefahren näher kennen lernte, die ihr Geschlecht auf dem Wege zur Tugend und Weisheit zu bestehen hat, bey welchem, wie in jeden großen gemischten Gesellschaften, so leicht Personen sich einzufinden pflegen, deren Gesellschaft für ein junges unerfahrnes Mädchen nachtheilig werden kann.

134.

Eifer und Standhaftigkeit in Beförderung des Guten, die sich durch die größten Hindernisse nicht schwächen lassen, die aller Gefahren und Beschwerden nicht achten, und sie zuletzt rühmlich überwinden, sind Kennzeichen einer wahren Seelen-Größe, nach welcher der Christ unablässig trachten muß. Hans Egede, der im Jahre 1758. als Superintendent über die Grönländische Mission

starb, hatte den Entschluß gefaßt, den Grönländern richtige Begriffe von dem Wesen der Gottheit beyzubringen, und sie zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen. Er blieb auch diesem Vorsatze mit einer fast beyspiellosen Beharrlichkeit treu. Zwar traten manche Umstände ein, die ihn hätten furchtsam und von seinem Vorhaben abwendig machen können: allein er achtete derselben nicht, sondern verblieb auf dem, was er einmal bey sich beschlossen hatte. Nicht Spott und Lästerungen konnten ihn davon abwendig machen; — nicht langwierige, vergebliche Bemühungen, nicht die Fehlschlagung seiner Bitten und Vorstellungen bey dem Könige und dem Missions-Collegium, nicht das Gerüchte, daß ein Norwegisches Schiff an der Grönländischen Küste im Eise verunglückt seye, und die Leute sich mit dem Boote ans Land geflüchtet hätten, und von den Wilden todt geschlagen und verzehrt worden seyen. Ueber zehn Jahre lang kämpfte er, bey standhaftem Eifer, mit vielen Widerwärtigkeiten und Hindernissen, bis er seine Absicht zu seiner größten Freude erreichte. Er that alles Mögliche, um die Sprache der Grönländer zu lernen, und hielt sich im Winter 1722. mit seinen beyden jüngern Söhnen in ihren Hütten auf. Der Aufenthalt in denselben war ihm, als einem Fremden, äusserst beschwerlich und unangenehm. Aber weder das Ungeziefer und der üble Geruch von den vielen Thran-Lampen, die dergleichen Winter-Wohnungen sowohl hell als warm machen müssen, und Tag und Nacht fort brennen; noch die unwissenden wilden Menschen selbst, die hier in großer Anzahl beysammen wohnen, und eine sehr unsaubere Wirthschaft führen, konnten Egedens Eifer schwächen, in seiner Arbeit und Bemühung, den Grönländern bessere Begriffe und Gesinnungen beyzubringen, und sie zum christlichen Glauben zu führen, unverdrossen fortzufahren. Und als im J. 1734. die Kinder-Blattern eine sehr starke Verheerung in Grönland anrichteten, so nahm er nicht nur von den unglücklichen Einwohnern

so viele auf, als seine Zimmer fassen konnten, sondern gieng selbst, so wie seine Frau, bey ihnen herum, und pflegte, ermunterte und tröstete sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite, und oft mußte er in der Nacht aufstehen, und selbst die Leichen herausschleppen, um nur nicht vom Gestanke umzukommen; dessen ungeachtet vermochte er es nicht über sich, irgend einem seine Hülfe zu versagen. So viel Menschen-Liebe rührte die Herzen dieser Heiden, und sie fiengen an, aus den Handlungen dieses braven Missionnärs den hohen Werth der christlichen Religion einzusehen, die er bisher ohne Erfolg verkündigt hatte.

135.

Demosthenes brachte die Beredtsamkeit der Griechen zur größten Vollkommenheit. In seiner Person waren alle Redner-Talente vereiniget, die andern Rednern nur einzeln von der Natur zugetheilt worden waren. Und selbst diejenigen Fähigkeiten, welche ihm von der Natur versagt waren, wußte er sich durch unverdrossenen Fleiß zu verschaffen. — An diesem großen Manne, Jünglinge! habt ihr einen redenden Beweis, wie viel anhaltendes und unermüdetes Bestreben nach Vollkommenheit ausrichten kann. Er hatte mit vielen Hindernissen der Natur und der äußern Glücks-Umstände zu kämpfen, ehe er es in der Beredtsamkeit auch nur zu einer Fertigkeit bringen konnte. Ermuntert durch den Ruhm des Redners Callistratus, konnte er dem Triebe nicht widerstehen, sich ganz der Rede-Kunst zu widmen. Von nun an entsagte er allen übrigen Beschäftigungen, ja selbst den unschuldigsten Zeitvertreiben, und so lange Callistratus in Athen war, kam er nie von dessen Seite, und machte sich seine Vorschriften und sein Beyspiel auf die bestmöglichste Weise zu Nutze. Es ist zum Erstaunen, wie viele Mühe er anwendete, seine Aussprache zu verbessern, um es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Sein Beyspiel beweist, daß keine Schwie-

rigkeit so groß ist, daß sie nicht durch unverdrossenen Fleiß überwunden werden könnte. Er stotterte so heftig, daß er verschiedene Buchstaben, unter andern das R, gar nicht aussprechen konnte, überwand aber diesen Natur-Fehler dadurch, daß er kleine Kiesel-Steine in den Mund nahm, und mehrere Zeilen mit lauter Stimme hersagte, ohne einzuhalten; auch redete er laut, während er steile und holperige Wege gieng, so daß er zuletzt bey keinem Buchstaben mehr anstieß, und sein Athem die längsten Perioden aushalten konnte. Zuweilen gieng er an das Gestade des Meeres, wo sich die Wellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusche einer Volks-Versammlung zu überschreyen. — Wie beschämend, o Jünglinge, wie ermunternd, wie hinreissend muß für euch der Jugend-Eifer dieses großen Mannes seyn! Durch Entschlossenheit, Standhaftigkeit läßt sich Alles ausrichten. Entschlossene und muthige Köpfe betrachten Unmöglichkeiten nur als Schwierigkeiten, der Träge und Furchtsame hingegen hält jede Schwierigkeit für eine Unmöglichkeit.

136.

Der Kalif Mutewekul schöpfte Verdacht wider seinen Arzt Honain. Da dieser ein Christ war, so befürchtete ersterer, der Griechische Kaiser möchte ihn unter dem scheinbaren Vorwande der Religion gedungen haben, Angriffe auf das Leben seines Herrn zu machen. Der Kalif, um sich von der Treue oder Untreue seines Arztes zu überzeugen, entschloß sich, dessen Tugend auf eine sehr schwere Probe zu setzen. „Honain!" — sagte er eines Tages zu ihm — „ich habe einen Feind, den ich gerne insgeheim möchte umbringen lassen; du mußt mir also ein so feines Gift verfertigen, daß man dessen Spur bey dem, für welchen es bestimmt ist, gar nicht merkt." — „Großer Beherrscher der Muselmänner!" — antwortete Honain mit einer edlen Zuversicht, — „ich

habe nur die Verfertigung heilsamer Arzney-Mittel gelernt: hätte ich mir je denken können, daß du ein Mittel von entgegengesetzter Art von mir verlangen würdest? Willst du indessen, daß ich deinen Befehlen gehorsam seyn soll, so muß es mir erlaubt seyn, deinen Hof zu verlassen, und erst in einem andern Lande Kenntnisse einzusammeln, die mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben sind." Mutewekul antwortete ihm: er verlange, daß seine Befehle auf der Stelle vollzogen würden. Er wendete noch weitere Bitten, Drohungen und Versprechungen an, ohne aber den Honain dahin bringen zu können, daß er seinem Begehren Genüge geleistet hätte. Aufgebracht durch seinen Widerstand ließ er ihn ins Gefängniß werfen, und setzte einen Spion neben ihn, der ihm von allen, auch von den geringsten Handlungen Honains den getreuesten Bericht abstatten sollte. Honain, fest überzeugt, daß die Schande nur im Verbrechen, aber nicht in der Strafe bestehe, ertrug dieß unverdiente Leiden mit aller Standhaftigkeit. Studiren machte ihm die Unannehmlichkeiten seiner Gefangenschaft nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm; er wandte die lange Zeit, während welcher er eingesperrt war, dazu an, daß er Griechische Bücher ins Arabische übersetzte, und Kommentare über die Werke des Hippokrates schrieb. Nachdem solchergestalt ein ganzes Jahr verflossen war, ließ ihn der Kalif vor sich fordern. Man hatte auf eine Tafel Gold, Diamante und kostbare Zeuge hingelegt. Daneben sah man auf der nämlichen Tafel Geißeln und alle zur Folter nöthigen Instrumente. „Du hast lange genug Zeit zur Ueberlegung gehabt," — sagte Mutewekul zum Arzte, — „ich glaube nicht, daß du ein so großer Feind von dir selbst seyn kannst, daß du meinem Begehren noch länger widerstehen solltest; übrigens erwähle dir entweder diese Reichthümer, die hier vor deinen Augen liegen, oder deine Strafe, zu welcher du hier die schrecklichsten Zurüstungen siehest." — „Ich habe dir schon vorgestellt," — erwiederte Honain ganz un-

erschrocken — „daß ich nur diejenigen Arzneymittel kenne, die zur Verlängerung des menschlichen Lebens dienen, und von denjenigen nichts weiß, die es verkürzen können; gebiete nur über mein Schicksal, ich bin bereit, mich ganz zu unterwerfen.“ — Jetzt legte der Kalif die angenommene Strenge, die sich auf seinem Gesichte verbreitet hatte, ab. — „Beruhige dich,“ — sagte er zu Honain, — „man hatte mir Argwohn wegen deiner Treue eingeflößt, diese Prüfungszeit war nöthig, um ihn zu vertreiben, ich schenke dir mein ganzes Zutrauen wieder, verlange aber, daß du mir die Gründe sagest, welche dich haben bewegen können, mir ungehorsam zu seyn.“ — „Erhabener Beherrscher!“ — antwortete Honain, — „ich habe mich ungerne dem Befehle des größten Fürsten der Erde widersetzt; aber meine Religions-Grundsätze haben mich dazu verpflichtet. Die christliche Religion, welche befiehlt, daß man selbst seinen Feinden Gutes thun soll, verbietet eben so ernstlich, denjenigen im Geringsten Böses zuzufügen, die uns nicht beleidigt haben; und die Arzney-Kunst, diese göttliche Wissenschaft, die nur zur Erhaltung der Menschen erfunden worden ist, soll nicht zu ihrem Verderben dienen. Die Aerzte bey den Christen müssen sich durch einen feyerlichen Eid verpflichten, niemals schädliche Mittel brauchen zu wollen.“ — „Das sind ganz vortreffliche Gesetze“ — sagte der Kalif — „und ich kann einer Religion, die auf solchen Gesetzen beruht, meine ganze Bewunderung, und einem Stande, wie der Stand christlicher Aerzte ist, meinen vollen Beyfall nicht versagen. Dich, Honain, lasse ich nicht von meiner Seite.“

Seelen-Stärke in Gefahren und im Unglücke.

137.

Treuer Gebrauch seiner Kräfte, kindliches Vertrauen auf Gott und unerschütterliche Standhaftigkeit in allen Lagen des Lebens, vorzüglich in schweren Leiden und Widerwärtigkeiten, sind hervorstechende Züge in dem Charakter aller wahrhaft edlen Menschen. Diese Tugenden glänzten in dem Leben des Dänischen Schiffskapitains Jens-Munk, welchem im J. 1619. sein König Christian IV. auftrug, nicht nur Grönland zu untersuchen, sondern auch, wo möglich, im Norden von Amerika einen Weg nach Asien ausfindig zu machen, und ihm zwey Schiffe hiezu ausrüsten ließ. Im Monate May trat Munk seine Reise an. Er kam nach der Hudsonsbay im nördlichsten Amerika, wo er sich von einer Küste zur andern durch das Treibeis mühsam und unter den größten Gefahren durcharbeitete, aber auch in immer größere Gefahr gerieth; denn je weiter er kam, und jemehr das Eis sich häufte, desto mehr nahmen auch Kälte und Sturm zu. Die größte Noth gieng im September an: Frost, Nebel und Schnee-Gestöber nahmen über Hand, und man konnte schon die See nicht mehr halten. Die kleine Gesellschaft landete in einer Bucht von Grönland, wo die Natur gleichsam erstorben zu seyn schien. Sie sahen hier nichts als Eis-Gebürge, Wälder und wilde Thiere, aber von Menschen trafen sie nicht die geringste Spur an. Wer würde hier nicht den Muth verloren haben? Munk blieb seiner Denkungs-Art treu. „Laßt uns, — sagte er zu seinen kleinmüthigen Gefährten, — „Alles thun, was wir können, alsdann wird auch Gott uns beystehen. Frisch an's Werk! wir müssen uns hier so gut, als möglich, behel-

:n, bis uns eine mildere Witterung wieder in die See
i gehen verstattet." — Ihre erste Sorge war nun, die
ichiffe soweit als möglich ans Land zu ziehen, und sie
it einem Bollwerke gegen Eisstöße zu sichern. Nächst-
:m baueten sie unweit des Ufers zwey kleine Hütten.
ie ersten Wintermonate vergiengen, ohne daß die Rei-
nden größere Beschwerlichkeiten erfuhren, als die sie
oraus hatten vermuthen können. Die Leute giengen
if die Jagd, schoßen Bären, Hasen, Rebhühner und
ideres Wild; aber bald nach dem Neujahre 1620. ver-
hlimmerte sich ihr Zustand; Bier, Wein und Brann-
wein fror in den Fässern, und wenn sie davon genießen
ollten, so mußten sie es in Stücke schlagen, und bey'm
euer aufthauen lassen, aber da hatte doch das meiste
ine stärkende und nährende Kraft verloren. Der Man-
:l an Erfrischungen verursachte gefährliche Krankheiten
nd häufige Todesfälle. Arzneyen waren zwar da; weil
ber der Arzt und der Prediger unter den ersten gewesen
aren, welche starben, und sich ausser diesen beyden
iner auf ihren Gebrauch und ihre Anwendung verstand,
griffen die Krankheiten im Frühlinge noch mehr um
ch, so daß im Junius nur noch Munk und zwey Ma-
osen am Leben waren. Schon ergriff jenes bösartige
ieber auch diese drey. Munken befiel es auf dem Schiffe,
e Matrosen in einer der Hütten: und alle schmachteten
if einem kümmerlichen Krankenlager, ohne Hülfe und
rost. Bisher hatte Munk, der stets einen ungeschwäch-
n Muth bewiesen, noch allen seinen Leuten beygestan-
n. Keiner war krank gewesen, dessen er nicht so viel
s möglich gepflegt hätte; und wenn nicht alle Um-
inde so äusserst nachtheilig, die Krankheit so unauf-
ltsam wüthend gewesen wäre, und allen rastlosen Sor-
n und Bemühungen des redlichen, von seinen Matro-
n wie ein Vater geliebten Mannes vereitelt hätten,
würde der größte Theil der Mannschaft gerettet wor-
n seyn. Jetzt aber, matt und kraftlos dahin gestreckt,
ng er selbst an, an Leben und Rettung zu zweifeln,

jedoch nicht zu verzagen. Er machte sein Tagebuch fertig, legte es von sich, und schrieb einen Zettel, worin er denjenigen, der zuerst hier landen würde, ersuchte, seinen Körper zu begraben, und sein Tagebuch an den König von Dänemark zu besorgen. Nachdem alles dieß in Ordnung war, legte er sich in einen Winkel des Schiffes, dachte noch einmal über sein Leben zurück, empfahl seinen Geist in Gottes Hand, und erwartete ruhig seinen Tod. Inzwischen verbreiteten die im Schiffe verwesenden Leichname, welche herauszubringen Munk und seine beyden Gefährten zu schwach gewesen waren, einen solchen unausstehlichen Gestank, daß Munk, so krank er auch war, dennoch den Ueberrest seiner Kräfte aufbot, um auf das Verdeck zu kriechen, und wenigstens in der Todesstunde frische Luft zu schöpfen. Die Vorsehung aber, auf welche er auch jetzt in seinem Sterben noch voll Vertrauen hinblickte, wollte ihn erhalten. Die beyden Matrosen hatten sich etwas wieder erhohlt, und da sie ihren Herrn erblickten, krochen sie zu ihm hin, und halfen ihm an's Land. Alle drey ermunterten einander zur Standhaftigkeit und zum Lobe Gottes. Sie suchten und fanden im Schnee noch einige Wurzeln, deren Saft, verbunden mit Bewegung und einer reinern Luft, ihnen in kurzer Zeit ihre Kräfte wieder verschaffte, daß sie bald wieder jagen und fischen konnten, wie vorher. Nun machte es auch die Jahres-Zeit möglich, wieder in die See zu stechen. Aber, lieber Himmel! nur drey Mann in einem großen Schiffe von Grönland nach Dänemark! — Schon der Gedanke erfordert Geistes-Stärke. Jedoch Munk und seine Leute wagten es, ihn auszuführen. Nach einer höchst mühseligen Arbeit, brachten sie ihr kleinstes Schiff in die See, und im Julius traten sie ihre Rückreise an. Mehr als zwey Monate wurde das Schiff auf der See herumgetrieben; bald stand es fest im Eise, bald ward es durch Sturm verschlagen. Munk mußte mit seinen beyden Gefährten fast unaufhörlich wachen, und am Ruder, bey den Segeln und bey der Pumpe arbeiten. End-

lich zeigte sich der Lohn ihrer ausdauernden Standhaftigkeit und ihres Vertrauens. Sie erblickten die geliebten vaterländischen Ufer, landeten in Norwegen, und kamen endlich glücklich nach Kopenhagen.

138.

Die wahre Größe und Würde der Seele schaffen Leiden. Diesem vortrefflichen Bildungsmittel in der Hand der weisen und liebenden Vorsehung hatte auch ohne Zweifel Thomas Wenthworth, Graf von Strafford und Minister König Karls I. von England, ein Staats-Mann, der an Rechtschaffenheit und Talenten nur wenige seines gleichen finden dürfte, seine Standhaftigkeit, Heiterkeit, und Gelassenheit vor Gericht und im Tode zu danken. Nach dem Ausbruche der Unruhen in Schottland, wo unter dem Vorwande von Religions-Vereinigung jeder, der Neuerungen durchzusetzen Lust hatte, ein offenes Feld antraf, ließ ihn das sogenannte langwierige und blutdürstige Parlament als Hochverräther festsetzen. — Vier Monate war schon an seiner Anklage gearbeitet worden, und dennoch fehlte ihr noch Wahrheit und Beweis. Er war aber nicht allein frey von dem Verbrechen des Hochverrathes, dessen er beschuldigt war, sondern er hatte auch allezeit ein würdiges Verfahren beobachtet. Und auf seine Rechtschaffenheit und Tugend gründete er seinen gesetzten Sinn. Man konnte ihn keines Rathes, keiner Handlung wider die Gesetze des Staates überführen: einige gebieterische Ausdrücke, die ihm unglücklicher Weise entfallen waren, machten vielleicht sein ganzes Verbrechen aus. Er suchte jedoch das Mitleiden nicht anders, als auf eine anständige und gerechte Weise, zu erregen; und indem er auf seine mutterlosen Kinder wies, denen auch er entrissen werden sollte, und deren Unglück er beweinte, behielt er eine so edle Miene, welche selbst die über seine Wangen herabfallenden Thränen verschönerte. Er dankte Gott im Angesichte seiner Richter, daß Er ihn vor der Eitelkeit der zeitlichen Dinge be-

wahrt hätte, und bezeugte, daß er sich ihrem Urtheile mit aller Ruhe unterwerfe. Es war ihm zwar schmerzhaft, daß der König, sein Freund, durch die Unruhen des Volks genöthigt, sein Todes-Urtheil bestätigt hatte; aber erhaben über sein Schicksal gieng er am 12. May 1641. mit einer unerschrockenen Seele, und mit dem größten Anstande zu dem Blutgerüste hin. Ob er gleich durch die Hände der Ungerechtigkeit umkam, und der Trost ihm fehlte, daß er von dem Mitleiden der Zuschauer wäre begleitet worden, so fand seine große Seele doch in sich selbst Mittel genug, den Triumph seiner Feinde und sein Unglück zu ertragen; und seine letzte Rede, worin er seiner selbst vergaß, und nur den Zustand des Staates beklagte, war voll Edelmuth und Unerschrockenheit. Welches Herz pflegt nicht bey der Herannäherung des letzten fürchterlichen Augenblicks zu zittern! Wie leicht bemächtiget sich nicht der menschlichen Natur, bey der gewaltsamen Hinrichtung, die Empfindung des Schreckens? — „Ich danke Gott," — sprach aber dieser große Mann, als er sich auskleidete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, — „daß ich mich nicht vor dem Tode scheue, und daß mich kein Schrecken ergriffen hat, sondern daß ich jetzt mein Haupt eben so willig niederlege, als ich sonst gethan habe, wenn ich zur Ruhe gieng.

139.

Am 25. October 1778. wurde ein Theil des ehmal. Würtemb. Oberamtes Hornberg durch eine ausserordentlich starke Ueberschwemmung heimgesucht. An diesem fürchterlichen Tage, dessen Grausen das donnernde Gebrüll der Waldströme, und das dumpfe Getöse der Erdfälle vergrößerte, zeichnete sich Hans Jacob Langenbacher, ein Schreiner eines Dörfchens, das von einem dieser Flüsse, die Guttach genannt, den Namen trägt, jetzt aber von ebendemselben verheert wurde, durch Menschenliebe und Heldenmuth vorzüglich aus.

— Dieser ungefähr 60jährige Mann rettete 34 Einwohnern seines Ortes das Leben dadurch, daß er sie durch angelegte Leitern und umwundene Seile über das reissende Wasser hinüber, und in das höher gelegene Schulhaus brachte. Erst als seine Mitbrüder gerettet waren, dachte er daran, auch etwas von seinem geringen Vermögen aus seinem eigenen, schon im Wasser stehenden und von seinem Weibe verlassenen Hause dem Verderben zu entreißen. Er watete durch das Wasser in sein Haus, packte einen Arm voll von seinen Sachen auf, als er sie aber heraustragen wollte, kamen die Wellen ihm so stark entgegen, daß er auf das Dach flüchten mußte. Er stieg über die Dächer von einem Hause zum andern; in dem letzten aber überfiel ihn die Nacht, und jetzt war für ihn keine Rettung mehr übrig. Hier zündete er ein Licht an, ergriff ein Gebetbuch, stellte sich damit unter ein Fenster; und in dieser Stellung, mit dem brennenden Licht in der einen, und dem Gebetbuche in der andern Hand, ohne durch Gebärden einige Aengstlichkeit zu verrathen, sahen ihn die von ihm Geretteten — mit Thränen, wie er seinen Tod erwartete, und endlich sammt dem zertrümmerten Hause von den Wellen dahingerissen ward. —

140.

Stanislaus I. Leszynski wurde im J. 1704. durch Verwendung des Königes von Schweden Karls XII. zum Könige von Polen erwählt. Als aber Karl XII. in der Schlacht bey Pultawa geschlagen wurde, drang der vorherige Regent von Polen, König August II. wieder in Polen ein, und behauptete von neuem den polnischen Thron bis an seinen Tod 1733. Stanislaus verlor nicht nur seine Krone, sondern auch seine eigenthümlich besessenen Güter. Er lebte mehrere Jahre im Zweybrückischen, und wandte sich dann nach Frankreich, wo K. Ludwig XV. seine Prinzessin Tochter Maria kennen lernte, und im J. 1725. heirathete. Nach Augusts II. Tode 1733. wurde Stanislaus, auf Betrieb seines Schwie-

gervaters, aufs neue zum Könige von Polen erwählt; aber Oestreich und Rußland vereitelten diese Wahl, erhoben den Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, auf den Thron; Stanislaus wurde aus Warschau vertrieben, und mußte 1734 mit Lebens-Gefahr, als ein Bauer verkleidet, die Flucht nehmen. Man hatte sich in Petersburg erlaubt, 10,000 Rubel auf seinen Kopf zu setzen. Um diese Zeit schrieb Stanislaus, der ein zärtlicher Vater und ein Mann von der edelsten religiösen Gesinnung war, an seine tugendhafte Tochter, die Königin Maria von Frankreich: „Unser Unglück ist nur in den Augen des Vorurtheils groß, welches kein größeres kennt als den Verlust einer Krone. Soll ich die Hand ausstrecken, um sie wieder zu ergreifen? — Nein! Es ist besser, sich dem Willen der Vorsehung zu unterwerfen, und das Vergängliche und Nichtige der Dinge hier auf Erden kennen zu lernen.“ —

141.

Maria Veronika von Blomberg, eine Frau vom edelsten Charakter, die vor einigen Jahren in Kurland starb, gab ein vortreffliches Beyspiel von Seelenstärke in Ertragung auch der härtesten Leiden, welche die Menschen betreffen können. Ihr siebzehnjähriges eheliches Leben war ein Leben in Armuth und Bekümmerniß. Als sie ihrem Gatten Herz und Hand gab, hoffte sie viel von ihm für das Glück ihrer kommenden Tage; aber diese Hoffnung schwand bald dahin, und gieng in geduldige Ertragung über! Nach zweymaliger glücklicher Entbindung ward sie dreymal nacheinander, unter vielen Thränen, Mutter, fühlte dreymal dasselbe schmerzliche Leiden auf's neue, fühlte es immer stärker. Den beyden ersten, glücklich gebildeten Söhnen, folgten nun zwey blind geborne Töchter und ein blind geborner Sohn nach. — Bey der Zerrüttung, die ein so herber Kummer im geschwächten Körper anrichtete, war es kein Wunder, wenn sie sich im dreymaligen Wochenbette

einer schmerzhaften Operation an der Brust unterziehen mußte. Zweymal brach sie bey einem unglücklichen Falle das Bein. Ihr kleines Haus war ein Opfer der Flamme. Sie suchte aus dem Feuer zu retten, was sie konnte, und verbrannte sich beyde Hände, die nur erst nach einem halben Jahre geheilt werden konnten. Mit dem Eintritte in's achtzehnte Ehejahr sah sie, als sie eben am Fenster stand, ihren Mann, der am Char-Freytage in einem kleinen Boote über die Abo, die nahe vor ihrer Wohnung vorbeyfließt, zur Kirche fuhr, vor ihren Augen, sammt einem Ruderer ertrinken. Sie war gerade hochschwanger. — Wenige Wochen nachher ward sie zum sechstenmal Mutter, und drückte abermals einen blindgebornen Sohn an ihr mattes Mutterherz, und benetzte mit ihren heißen Thränen sein geschlossenes Auge! Die eine der blindgebornen Töchter wurde 7 Jahr alt; der eine der blindgebornen Söhne erreichte ein Alter von 23 Jahren! Zwey Jahre vor seinem Ende ward er melancholisch: erhielt aber wenige Tage vor seinem Absterben den vollkommenen Gebrauch seines Verstandes wieder. Die fühlende Mutter sieht und erlebt das alles, und endlich auch seinen Tod! Als Wittwe verlor sie ihr kleines Vermögen durch einen Gannt. — Sie litt öfters von Gichtanfällen, und als sie etwa fünfzig Jahre alt war, zeigte sich eine gefährliche Drüse an der Zunge; Menschenfreunde nahmen sich ihrer an, und erfahrne Aerzte boten ihre Kunst auf, dennoch ward diese Drüse bald krebsartig. Die Zunge war gräßlich gestaltet, und um ihr Platz zu schaffen, ließ sich die schwer — schwer Leidende, ein Jahr vor ihrem Tode alle Zähne ausziehen. Aber auch dieß ohne Erfolg! Sie konnte zuletzt die Zunge gar nicht mehr bewegen, und keine Nahrungsmittel zu sich nehmen, litt unbeschreibliche Schmerzen, starb allmählig den schrecklichsten Hungertod, und endete im Frühjahre 1792. bey ihrem Schwager, dem Herrn von Mirbach auf Entenhof, ihr lehrreiches, jammervolles Leben. — Nur einer ihrer ohne Gebrechen zur Welt

gekommenen Sohne lebt noch, und hat sich mit Ehren bereits bis zum Hauptmann hinaufgedient. — Und bey all' diesen schweren Leiden war auf ihrem Gesichte kein Zug von Mißmuth und Gram zu finden; sie ertrug auch die schwersten Leiden mit ächt christlicher Standhaftigkeit. Heiterkeit war so sehr die herrschende Stimmung ihres Geistes, daß sie selbst während ihrer letzten Jammertage, in schmerzfreyen Augenblicken ihre Freunde mit recht heitern Aeusserungen überraschen, und die Umstehenden, deren Augen voll Thränen waren, aufmuntern konnte. Ihre Theilnahme an fremden Leiden war so groß, ihr Mitgefühl bey Anderer Noth war so stark, daß sie, so bald sie nur irgend von Leidenden hörte, sogleich alles, was sie vermochte, für ihre Rettung aufbot. So war sie z. B. vor ihrer letzten Krankheit einmal in einem fremden Hause, und hörte, daß dem Hofherrn gemeldet ward, wie eben eine Gesinds-Frau im Bauernhofe sich in schweren Kindes-Nöthen befände. Schnell hüllt sie sich in einen Mantel, setzt sich auf den elenden Schlitten des Bauern, und eilt so, ungeachtet der damaligen rauhen stürmischen Witterung und der bereits einbrechenden Dunkelheit der Nacht, nach der eine halbe Meile entlegenen Hütte hin! — Je näher die edle Dulderin ihren letzten Stunden kam, desto schrecklicher waren auch ihre Kämpfe; und dennoch lag der Ausdruck der Liebe auf ihrem Gesichte, und nur aus ihrem Auge sprach tiefempfundene, fromme Sehnsucht. Schon einige Tage vor ihrem Entschlummern ließ sie sich ihren Sarg ins Zimmer bringen, und ihn neben das Bette hinstellen. Sie hatte keine Sprache mehr, aber ihr sprechender Blick ruhete auf dem Sarge; zuletzt richtete sie sich noch einmal, als im freudigen Sieges-Gefühle, in die Höhe, bog sich gegen den offenen Sarg hin, schaute hinein, lächelte, sah frommen Blickes aufwärts, und sank dem Göttlichen Todes-Ueberwinder in die Arme!

142.

Auch die schwersten Leiden werden durch Geduld leicht zu tragen. Welch' eine große Thorheit ist es daher, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seyen unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder wohl gar ihrem Leiden durch den Tod ein Ende machen wollen! — Ein armer Tagelöhner gieng im Winter 1762. früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hyde-Parks umher, und sammelte altes abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen unruhigen Miene auf und nieder läuft. Der Tagelöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweykampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun seine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich ins Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Aug, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und schauderte, den zweyten Versuch abzuwarten. — Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweyte Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebetene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter niederzustoßen; dieser weicht nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu!" — ruft er — „ich fürchte den Tod eben so wenig als du, aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmerniß, habe ein Weib, deren Glieder von der Gicht gelähmet

sind, und fünf nackte, hülflose Kinder, die nach Brod schreyen, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinen Leiden ein Ende zu machen, und nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das Er mir aufgelegt hat!" Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach geduldig wie er zu werden, und die Last, die ihm auferlegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

143.

Unter den Deportirten des französischen Volkes, welche durch die Robespierrische Tyranney in die Acht erklärt wurden, befand sich auch Isnard (Isnahr), ein junger kraftvoller Mann aus der ehemaligen Provence (Prowahns). Er war entflohen, und mußte fünfzehn Monate in einem unterirdischen Loche zubringen, wo er von einem Tage zum andern in der Erwartung blieb, herausgezogen, und auf's Blutgerüste geführt zu werden. Einmal war er nahe daran, entdeckt zu werden. Es kamen Commissäre, die das Haus, unter dem er sich aufhielt, durchsuchten. In allen Ecken und Winkeln der Gegend, wo er sich befand, wurde nachgesehen, und eine Viertelstunde hindurch standen sie fast unmittelbar auf seinem Kopfe. — Doch war diese sehr unglückliche Lage für ihn wohlthätig. Er machte sich darin Ueberzeugungen zu eigen, die ihm sonst fehlten; er lernte nachdenken über sich und seine Bestimmung, und das lang entbehrte häusliche Glück wurde nun für ihn doppelt schätzbar. — Seine Erklärungen hierüber sind in der That lehrreich. „Ich habe es erfahren," — schreibt er — „daß es eine tröstende Vorsehung für die verfolgte Tugend gibt. Durch ihre Hülfe bin ich stark im Unglücke gewesen; meine Seele ist durch Leiden gereiniget worden,

und an jedem Tage sah ich mit vergrößerter Heiterkeit dem, was mir bevorstand, entgegen. Durch Nachdenken hatte ich es so weit gebracht, daß ich gleichgültig gegen alles geworden war, was mich nur persönlich betraf, und keine andere als fremde Leiden kannte. Auch kann ich mit Wahrheit sagen, daß — ohne die zerreissenden Gefühle, die mich quälten, so oft ich an die Gefahren meiner treuen Hüter dachte, oder sich die Bilder meiner Kinder und ihrer Mutter meinem Andenken darstellten — die Tage, die ich vogelfrey zugebracht habe, die schönsten meines Lebens gewesen seyn würden, weil ich, von der traurigen Bühne der Welt entfernt, mich ungestört meinen Lieblings-Betrachtungen überlassen konnte. Ich habe gefühlt, wie das Glück aus dem Unglücke selbst hervorgehen kann. Der weise Regierer unserer Schicksale wollte, daß dieses seinen Nutzen und sogar seine eigenen Reitze haben sollte. Ja, danken würde ich dem Urheber meiner Leiden, wenn ich vergessen könnte, was meine Familie und meine Freunde gelitten haben. Das nämliche Dekret, das mich gesetzlos machte, hatte mich auch gleichsam losgemacht von den Beschwerden des Lebens, mich einem neuen, bessern Daseyn zugeführt, und mich mir selbst wieder gegeben. Wäre ich nie unglücklich geworden, ich hätte, wie so viele Andere vom Strome hingerissen, fortgelebt, ohne mich selbst zu kennen, und wäre gestorben, ohne zu wissen, daß ich gelebt habe. Mein Unglück hat mich gezwungen, eine Pause in der Lebensweise zu machen, in mich selbst zu blicken und mich zu erkennen. Ich habe gesehen, woher ich kam, wohin ich wollte, den Weg, den ich zurückgelegt hatte, und den, der noch vor mir lag; die falschen Nebenwege, durch die ich gekommen war, und die einzigen rechten, die ich jetzt wählen mußte, um zum wahren Ziele zu gelangen. Ich finde keinen Ausdruck, der hinlänglich beschriebe, welch' einen mannigfaltigen Genuß ich in meiner Lage fand, in der Stille um mich her, in der gänzlichen in mich Gekehrtheit, in dem un-

gestörten Besitze meiner eigenen Gedanken, in dem immer verfolgten Studium meines Wesens, in den Früchten der Weisheit und des Unterrichts, den ich in mir reifen fühlte, in der Abgezogenheit von der Erde, in der Entfernung, aus welcher ich der Menschen frevelhafte Thorheit betrachtete und beurtheilte, in der immer zunehmenden Achtung der Tugend, in dem Hinaufschwingen meines Geistes zu großen und erhabenen Gegenständen — vornehmlich zu dem Urheber der Natur, in der freyen reinen Verehrung, die ich Ihm unaufhörlich darbrachte. Jede Nacht gieng ich ungefähr drey Stunden in einem Garten spatzieren. Das Schauspiel des gestirnten Himmels, das einzige, das sich mir darbot, wurde fast immer der Gegenstand meiner Betrachtungen. Und welcher Betrachtungen! Wie nutzreich und entzückend! Wie erhaben fand ich dieß Buch, das immer über unsern Häuptern aufgeschlagen bleibt, von der Hand des Unerschaffenen beschrieben mit Buchstaben, deren jeder ein Gestirn ist! Wohl dem, der darin zu lesen versteht, was ich darin geschrieben fand: Daseyn Gottes; Unsterblichkeit der Seele; Nothwendigkeit der Tugend. — Oft wenn ich bis 2 Uhr des Morgens, liegend oder sitzend auf dem Rasen, mich in meinen bewundernden Betrachtungen vertieft, und von der Unsterblichkeit der Seele mich überzeugt hatte, rief ich bey der Rückkehr in meinen unterirdischen Zufluchts-Ort aus: Erwürgen sie mich heute, so werden morgen alle diese Sonnen unter meinen Füßen seyn! Und diese Hoffnung versüßte mein Leiden. Am Ende war ich glücklich mitten im Unglücke, und das war doch eine nützliche Wirklichkeit. Auch so oft ich jetzt, nachdem ich wieder unter Menschen gekommen bin, ein wenig zuviel von dem Ungemache empfinde, das aus den Reibungen der Gesellschaft entsteht, sage ich zu mir selbst: Ach, von dem allem fühltest du nichts in deinem Gewölbe!"

144.

Georg Matthias Bose, Professor der Physik in Wittenberg, war im siebenjährigen Preussischen Kriege als

Geissel obgedachter Stadt nach Magdeburg geführt worden, und saß über ein Jahr lang in der Citadelle daselbst gefangen. Indessen war bey der erschrecklichen Belagerung und Einäscherung jener Stadt durch die Reichsarmee am 23. Oktober 1760. das Haus, die vortreffliche Bibliothek, der kostbare Vorrath mathemat. und physikal. Instrumente, und das ganze Mobiliar-Vermögen des gefangenen Professors ein Raub der Flammen geworden. Als ihm sein Sohn die Nachricht von diesem schrecklichen Brande nach Magdeburg meldete, nahm er sie mit der standhaften Gelassenheit eines wahren Weisen auf, und äusserte in seinem Antwort-Schreiben solche großmüthige Gesinnungen, die seinem Charakter wahre Ehre machten. Unter andern sagte er in demselben: „Ich bin mit dem von Gott mir zugeschickten harten Kreutze nicht nur zufrieden, nein! ich lobe Ihn dafür; — ermuntere dich, und bitte Gott für dich. So lange als der noch lebet, wolltest du zagen? So lange als der dein Vater ist, was brauchst du mich? Rufe Gott an, der gibt Gehör; der das Kreutz schickt, hilft es tragen. Meine Seele ist noch eben so frey, als sie in der vorigen Zeit war, da ich noch alle Ehre und Würden meines Amtes genoß" u. s. w.

145 a.

Der selige Ober-Hofprediger Jablonsky zu Berlin, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, und ein Mann von einem entschieden edeln Charakter, erfuhr noch in seinem hohen Alter ein sehr empfindliches Leiden, indem er bey seinem Monarchen von einem Bösewichte des Hoch-Verrathes beschuldiget wurde. Der König, welchem Jablonsky's Redlichkeit bekannt war, achtete anfangs gar nicht auf diese Verläumdung. Allein der Bösewicht wußte es durch seine schlauen Künste endlich dahin zu bringen, daß derselbe seinen niederträchtigen Reden Gehör gab, und hierauf im Zorne sogleich ein Schreiben an Jablonsky ergehen ließ, in welchem er diesen wackern Mann

für einen Heuchler und Bösewicht erklärte, und ihm zugleich befahl, alle seine Ehren-Aemter nieder zu legen. Der edle Greis war eben in Gesellschaft einiger vertrauten Freunde, als man ihm das Schreiben brachte. Er erbrach dasselbe, und las es mit solcher Gelassenheit, daß seine Freunde es gar nicht einmal an ihm merken konnten, daß er eine so unangenehme Nachricht erhalten hatte. Denn sie fragten ihn, was der König geschrieben hätte; ob er etwa nach Potsdam kommen, und vor dem Könige predigen solle? — „Nein!" — antwortete er ihnen mit einer Miene voll Gelassenheit — „ich habe die Gnade meines Monarchen verloren; er nennt mich einen Heuchler und Betrüger, und befiehlt mir, alle meine Ehren-Aemter nieder zu legen." Seine Freunde wurden über diese Nachricht äusserst bestürzt, und — keiner redete ein Wort — — — Jablonsky brach zuerst das traurige Stillschweigen, und sprach seinen um ihn bekümmerten Freunden Trost zu. Den folgenden Tag legte er, auf Befehl seines Fürsten, seine Aemter nieder, und erwartete in stiller Ruhe und Gelassenheit die Zeit, die seine Unschuld rechtfertigen würde. Sie kam. Denn nach wenigen Monaten wurden die Betrügereyen, die der Bösewicht sowohl gegen ihn als gegen andere redliche Männer verübt hatte, entdeckt. Der gerechte Monarch setzte den unschuldig gestürzten Jablonsky in seinen Rang und seine Aemter wieder ein, und erzeigte ihm neue Gnade; der Bösewicht aber empfieng den Lohn, den er für seine Betrügereyen verdient hatte.

145 b.

Nie ist wohl einem Fürsten ein gültigerer Beynamen gegeben worden, als Johann Friedrich von Sachsen, der den Ehrennamen des Großmüthigen erhielt; so standhaft wirkte, fochte und duldete er für die Gewissens-Freyheit seiner Nation, so wie seiner eigenen Person. Alles war er bereit für das einmal anerkannte Wahre

zu leiden, und auch dem härtesten Schicksale die Ueberzeugungen seines Gewissens nicht aufzuopfern. Und was litt er nicht Alles! Und wie groß litt er es! War auch gleich der Erfolg der Unternehmung, welcher er sich zum Besten seines Volkes unterzog, sehr unglücklich; verlor er gleich bey Mühlberg die Schlacht: so blieb ihm doch der Ruhm, als ein gewissenhafter Regent für die Rechte seines Volkes mit Gut und Blut gekämpft zu haben. — Er trat dem schmalkaldischen Bündnisse bey, und sah sich also genöthigt, zum Schutze seiner Glaubens-Genossen gegen Kaiser Karl den V. die Waffen zu ergreifen. Es kam zum Treffen bey Mühlberg. Alles war schon verloren. Er flieht mit wenigen seiner Getreuen in den nächsten Wald, wird aufgesucht, ergriffen. Alles stürmt auf ihn los. Johann Friedrich kämpft wie ein Löwe, man schreyt ihm zu: sich zu ergeben; — er antwortete wacker mit seinem Schwerdte. — Endlich wird er in den linken Arm gehauen, bekommt einen leichten Stich in den Hals. Umringt von Ungarn, Spaniern und Italienern, sprengt Tilo von Trotta auf ihn zu, drängt die Soldaten zurück, und bittet den Churfürsten, seines Lebens zu schonen, und sich zu ergeben. Johann Friedrich fragt: wer er sey? „Ein Deutscher!" — fällt die Antwort. — „So bin ich Trottens Gefangener," — spricht Johann Friedrich, zieht einen von den zwey goldenen Ringen, die er immer zu tragen pflegte, vom Finger, und steckt ihn Tilo von Trotta mit den Worten an: „So führe mich denn hin!" — Sein Ueberwinder, Kaiser Karl V., nahm ihn nun mit in das Lager, welches er vor Wittenberg aufschlug, um die Hauptfestung des gefangenen Churfürsten zu belagern. Eben spielte hier der Churfürst mit einem gleichfalls gefangenen Herzoge von Braunschweig in seinem Zelte Schach. Da tritt der Todes-Bote mit dem Urtheile in der Hand herein, und verkündigt: „daß er, Hans Friedrich, wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, ihm zur Strafe und Andern zum Beyspiel, zum Tode verurtheilt sey;

und daß man ihn auf einer im Feldlager aufgerichteten Wahlstatt durch des Nachrichters Schwerdt vom Leben zum Tode bringen werde." — „Ich vermeine, Kaiserl. Majestät werde sich doch dabey nicht übereilen und etwas gnädiger mit mir verfahren; im Falle es aber nicht anders seyn kann, so bitte, man wolle mir den Tag meines Todes zuvor ankündigen, damit ich mit meiner Gemahlin und Söhnen noch die Nothdurft reden kann. Und nun laßt uns fortspielen, Herr Herzog!" — So beantwortete der Churfürst gelassen die Todespost, ohne eine Miene zu verändern, und zieht sein Schach so gelassen fort, als seye ihm sein Kopf so gleichgültig, als ein Bauer oder Springer im Schachspiele. — Als ihm der Kaiser hierauf einen sehr harten Vergleich vorlegte, kraft dessen er der Churwürde entsagen, einen Theil seiner Länder verlieren, und des Kaisers Gefangener bleiben sollte: unterschrieb er zwar denselben, um die Stadt zu schonen, nahm aber einen darin enthaltenen Punkt, der seinem Gewissen zuwider war, schlechterdings nicht an. Dieser war: „die bisherigen Religions-Streitigkeiten der Entscheidung des Pabstes und des Conciliums zu Trident zu überlassen." — Er beschied nun seinen Halbbruder, seinen ältesten Prinzen und einige Räthe zu sich in das Lager, sagte ihnen, daß er die vorgelegten Bedingungen eingegangen sey, grub selbst mit einem Messer die beyden Churschwerdter aus seinem Siegelringe, und versicherte, der Kaiser werde Wort halten, und der Stadt keinen Schaden thun. Zugleich gab er ihnen an seinen Kanzler ein offenes Schreiben, in welchem er die Uebergabe wünschte, und seine Soldaten ihres Eides entließ. — Es ward ihm erlaubt, von seiner in Trauer versunkenen Familie in Wittenberg Abschied zu nehmen. Der Churfürst tröstete seine Gemahlin, empfahl sie dem Schutze des Herrn, um deßwillen er Alles leide, umarmte und segnete seine Prinzen, und schied so als Johann Friedrich der Aeltere von seinem väterlichen Erbtheil, das er einst als Churfürst Johann Friedrich regiert hatte.

Karl zog in Augsburg ein. An diesem Orte, wohin der Kaiser die Stände des deutschen Reichs beschieden hatte, um den Herzog Moritz, das Haupt der Albertinischen Linie, mit der Sächsischen Churwürde und dem größten Theile der Ernestinischen Lande, die Johann Friedrich bisher regiert hatte, feyerlich zu belehnen; an diesen Ort ward der großmüthige Gefangene, von 400 spanischen Soldaten begleitet, in einem offenen Wagen, gleichsam wie im Triumphe, gebracht. — Man hatte ihm ein Zimmer angewiesen, aus welchem er die ganze Feyerlichkeit mit ansehen konnte. So sehr dieß auch darauf angelegt schien, den unglücklichen Churfürsten nochmals recht tief zu kränken: so dachte doch Johann Friedrich viel zu erhaben, als daß er sich kleinmüthig hätte zeigen sollen. Er las eben in der Bibel, als das Geräusche der Pferde und das Getümmel des feyerlichen Zuges seine Aufmerksamkeit rege machte. Ganz kalt sprach er von der Schaden-Freude seiner Feinde, sah seinen Vetter Moritz mit allem Pompe unter seinem Fenster vorbeyziehen, sah alle Feyerlichkeiten, welche diesem zu Ehren auf einer großen Schaubühne gehalten wurden, ohne auch nur eine Miene zu verändern, und las dann ruhig fort in seiner Bibel.

Nach geendigtem Reichstage schickte Karl an ihn mit dem Antrage: das Interim anzuerkennen. Allein der Gefangene, der mitten in der Gefangenschaft mit hoher, freyer Seele handelte, unterschrieb und empfahl das Interim schlechterdings nicht. — Karl ließ ihm nun sogar Hoffnung zu seiner Befreyung machen, — aber vergebens. — Karl drohete — er blieb seinen Grundsätzen getreu, und ließ in einer eigenen Schrift seine Weigerung rechtfertigen, worin er dem Kaiser mit edler Unbefangenheit sagt: „Sein Gewissen erlaube ihm nicht nachzugeben, und seine Ueberzeugung zu ändern.“ — Das verschlimmerte nun seine Gefangenschaft. Fast alle Bücher, aus welchen er sich bisher erbauet hatte, wurden ihm genommen. Eine auf Pergament gedruckte und

illuminirte Bibel schmerzte ihn ganz besonders; doch sagte er standhaft: „Nehmen sie mir gleich alle meine Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt habe, nicht aus dem Herzen reissen.“ Bey allen diesen Drangsalen äußerte er dennoch, so lange er gefangen war, nie Ungeduld über seine Lage, und war sogar unwillig, wenn man ihn deßhalb bedauerte. Von seinen Feinden sprach er immer gut, und man hörte nie, daß er Rache an ihnen zu nehmen wünschte. Zwar hatte er einigemal Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entwischen, und sein ältester Prinz selbst wollte ihn befreyen. Aber Johann Friedrich blieb freywillig, und benützte keineswegs den guten Willen seines Sohnes.

Sobald er des Morgens aufgestanden war, betete er knieend zu Gott um Geduld in seinem Leiden; den Tag über las er fleißig in der Bibel und in einigen andern die Religion betreffenden Schriften; auch studirte er oft in der deutschen und französischen Geschichte. Die Stunden, welche er nicht dem Gebete oder den Geschäften widmete, verkürzte ihm der alte ehrliche Mahler Kranach durch Bildereyen und sonst noch auf andere Art. Gegen seine Diener betrug er sich ganz als Freund, nicht als Herr. Ueber der Tafel war er munter und guter Laune, und ließ sich gern etwas erzählen. Gegen die Armen in Insbruck bewies er sich außerordentlich wohlthätig. Täglich mußten ihm seine Edel-Knaben einige Thaler kleines Geld, in Papier gewickelt, zur Hand legen, welche er dann unter die Armen vertheilte, die schaarenweis das Haus belagerten, und des Augenblicks harreten, wo ihr fürstlicher Wohlthäter sich am Fenster blicken ließ.

Genieße edler, großmüthiger Fürst, für deine thätige Liebe gegen dein Volk, für deine Frömmigkeit und ungeheuchelte Rechtschaffenheit, für deinen standhaften Alles aufopfernden Gehorsam gegen die Stimme deiner Vernunft und deines Gewissens, für deinen ausharrenden Muth bey den fürchterlichen Schlägen des Schick-

sals, jetzt den verdienten Lohn in einer höhern Welt, den dir die Erde nicht gab — nicht geben konnte!

Geduld und Gelassenheit im Schmerze.

146.

Eine wenig bemittelte Frau in der Schweiz, die zuvor eine blühende und unzerstörbar scheinende Gesundheit genossen hatte, wurde in den besten Jahren ihres Alters von einer Glieder-Krankheit befallen, die endlich, nach vielen vergeblichen Heilungs-Versuchen, sie auf immer ins Bette warf, worin sie fünf Jahre lang unter ununterbrochenen Schmerzen ihrer Erlösung entgegenschmachtete. Ihre sonst der Arbeit gewohnten Hände wurden so entsetzlich entstellt, daß die Finger ganz ausgespitzt, verwundet und unbeweglich waren; so auch die Füße. Den rechten Arm konnte sie anfänglich noch zur Noth biegen, aber mit den unbrauchbaren Fingern sich dennoch in nichts Hülfe schaffen, und mit dem linken Arme konnte sie bald gar nichts mehr vornehmen. Sie genoß zwar noch manches Gute, was viele andere Arme entbehren müssen; weil aber die Ihrigen alle, theils um des Handwerks, theils um der Feld-Arbeit willen, ausser dem Hause ihr Brod erwerben mußten, so lag sie nicht selten halbe Tage lang ganz allein in ihrer düstern Kammer, ohne einen Menschen zur Pflege bey sich zu haben; auch gestattete es ihre häusliche Lage nicht, daß sie im Winter in ein gewärmtes Zimmer hätte gelegt werden können. Und doch versicherte ihr Beichtvater, daß er sie, so oft er bey ihr gewesen, recht gelassen und geduldig gefunden habe. — Wenn ihr auch gleich ihre großen Schmerzen manche Thräne auspreßten, so fühlte

sie doch, mit Dank gegen Gott, das Gute, das sie genoß, recht lebhaft; und nicht selten sah man selbst Thränen der Freude hierüber aus ihren Augen fließen.

147.

Liebe zu Gott und zum Erlöser der Menschen, Hinblick in die, durch Ihn erworbene Herrlichkeit, wirkten bey Johann Lorenz von Mosheim, einem der größten und zugleich sanftesten Lehrer der evangelischen Kirche, der im Jahre 1755. als Kanzler der Universität Göttingen starb, die musterhafteste und bewundernswürdigste Geduld unter den langwierigsten und peinlichsten Schmerzen. Sein äusserst geschäftvolles Leben und seine ununterbrochene, bis ins späte Alter fortgesetzte Arbeitsamkeit zerstörten seine Gesundheit, und er hatte in den letzten Jahren seines Lebens hauptsächlich viel von Verstopfungen im Unterleibe zu leiden. Der letzte Winter seines Lebens war besonders sehr schmerzhaft. Jede Stellung und Lage des Körpers that ihm wehe. Selbst am Stocke konnte er nicht mehr gehen, und wenn er sich niederlegen wollte, mußte er, gegen die Natur, auf dem Bauche ruhen. Unter vielen schrecklichen Foltern erlebte er das Frühjahr. Der Tod wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber Gott gebot, Mosheim sollte auch noch den ganzen Sommer hindurch auf dem Schmerzen-Lager gefesselt seyn. Im Junius erreichten sogar seine Leiden einen so hohen Grad, daß endlich seine Vernunft selbst wankte; doch dauerte dieser Zustand nicht lange; Mosheim ermannte sich bald wieder, tröstete sich mit den Leiden und der Liebe seines Erlösers, und unterwarf sich dem Gotte, der ihn zu solchen schweren Prüfungen bestimmt hatte, ohne Murren. Stets war sein Herz voll Dank gegen Gott, der ihn bey seinen Leiden gutgesinnte Verwandte, geschickte Aerzte und theilnehmende Freunde, die nicht müde würden, ihn zu pflegen, hatte finden lassen.

148.

Carl Bonnet, Professor in Genf, dem die Philosophie und Physik so manche wichtige Entdeckungen und Erweiterungen verdankt, gab einen Beweis von Seelenstärke und ruhiger Ertragung der Leiden, den nur das Christenthum, das er durch Wort und That bekannte, schenkt. Kaum war das erste Jahr der glücklichsten Ehe mit seiner an Geist und Herz vortrefflichen Gattin verflossen, als letztere von einer Krankheit befallen ward, die ihre körperliche Constitution so sehr zerrüttete, daß mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen von anscheinender Besserung ganze Jahre voll kraftloser Mattigkeit und Beängstigung folgten. Unaussprechlich litt sein Herz bey'm Anblicke ihres schmerzenvollen Zustandes, den er nicht zu lindern vermochte. Der Muth aber und die Fassung, die Bonnet selbst bewies, war der Geduld seiner Gattin ganz gleich. Ohne zu verzagen, sahen sie ihre Hoffnungen wieder aufleben und vernichtet werden, sie wußten der erträglicheren Zwischenräume, welche die Natur ihnen gestattete, zu genießen; ihre gegenseitige Zärtlichkeit wurde durch ihre Leiden noch inniger; eine sanfte, frohe Heiterkeit verschönerte alle Augenblicke der Erholung; ihre Freunde fanden in Bonnets Hause so viele gesellschaftlichen Freuden, die in der Lage gar nicht gedenkbar schienen, und ungeachtet so vieler und großer Entbehrungen schloß ihre Verbindung, die 37 Jahre dauerte, doch einen so wahren Genuß in sich, daß man ihn irgendwo anders vielleicht vergebens gesucht haben würde.

149.

Doktor Kaspar Koch litt unaussprechlich viel an Stein-Schmerzen, Podagra und Kopf-Schmerzen, ertrug aber all' diese empfindlichen Leiden mit einer Geduld, die so groß war, daß sein Geist immer heiter blieb. — „Sit itur ad astra," („so geht es himmelan!") — sagte er noch am Tage vor seinem Tode — „können die Kauf-

leute bey aller Mühe und Gefahr doch fröhlich seyn, wenn sie ihren Rückweg nach Hause antreten, so will auch ich fröhlich seyn; ich bin ja jetzt auf dem rechten Wege zum ewigen Vaterlande."

150.

Die Gattin des Beamten Egelhaf zu Adelmannsfelden in Schwaben, welche im Sept. 1795. in einem Alter von 39 Jahren starb, zeigte durch ihr Beyspiel, wie viel ein fester Glaube an Gottes Alles wohlmachende Vorsehung zur geduldigen Ertragung auch der empfindlichsten Schmerzen vermag. Sie mußte die letzten eilf Jahre ihres Lebens, demnach gerade den schönsten Theil desselben, wo man zur Wirksamkeit und zum Genusse am fähigsten ist, unter den fürchterlichsten Glieder-Schmerzen zubringen; bey Tag und Nacht verfolgte sie diese Geißel, und trotz aller angewandten Mittel wurden sie mit jedem Jahre angreifender und empfindlicher. Selbst der Trost aller Unglücklichen, der Schlaf, war ihr in der letzten Zeit nicht mehr gegönnt. Schreckliche Zuckungen riefen sie bey jedem beginnenden Schlummer wieder zum Erwachen zurück. Hände und Füße waren eingekrümmt und zusammengeschrumpft, und bey beyden fand keine Bewegung statt, ohne daß sie Höllen-Schmerzen dabey empfunden hätte. Es schien ein Gift über ihr ganzes Nerven-Gebäude ergossen zu seyn, das unaufhörlich zehrte, bis es den ganzen Körper zerstört hatte. Dessen ungeachtet hörte man sie wenig über körperliche Schmerzen sich beschweren; nur darüber klagte sie, daß sie ihre Tage so unthätig hinbringen müßte, und den Ihrigen zur Last wäre. Ihre gewöhnliche Stimmung war Heiterkeit, Hoffnung und Zuversicht, bewirkt durch erleuchtete religiöse Begriffe, und gestärkt durch ihren, durch Liebe thätigen, Glauben an Gott. Bey ihrer traurigen Lage mußte sie auf alle ökonomischen Geschäfte Verzicht thun; dafür war ihre einzige Beschäftigung das Lesen guter Bücher, und man konnte den Grad

von Bildung nicht genug bewundern, den sie dadurch erreicht hatte. Sie fühlte Alles tief, was sie las, und strebte sogleich von Allem die rechte Anwendung zu machen. Dadurch wurden ihre Leiden erträglicher, sie ward für ihre Hausgenossen, Kinder und Freunde eine weise Lehrerin, und jedem, der sie sah, gab ihr Anblick die Erinnerung, daß die Vorsehung oft körperliche Vorzüge entbehren läßt, um uns dafür ein desto höheres Maaß von geistigen mitzutheilen. Den letzten Sommer hindurch waren ihre Leiden am heftigsten, und die Sprache hat kein Wort, um die Schmerzen derselben treffend genug zu bezeichnen. Um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem Tode. Wenig heitere Augenblicke abgerechnet, die sie sich selbst, mitten im größten Schmerze, wenn Freunde und Freundinnen, die sie liebte, um ihr Bette versammelt waren, abzutrotzen wußte, war's bey ihr ein stetes Seufzen nach Befreyung; aber nicht mit Ungestümm, nicht mit Unwillen, sondern immer mit ruhiger Ergebung in den Willen der Vorsehung. — Nun hat sie ausgekämpft, und die Sieges-Krone ist ihr geworden! Oder sollte eine Kraft zerstört werden, nachdem sie durch so große Anstrengungen geübt, und durch so lange Spannung gestärkt worden ist?

Geistes-Gegenwart; heldenmüthige Entschlossenheit; Unerschrockenheit.

151.

Wenn uns erzählt würde, daß ein Mann von gehöriger Geistes- und Körper-Stärke bey'm Anblicke eines unglücklichen Menschen, der sich erhängt hat, nicht die Geistes-Gegenwart verlor, sondern diesen Erhängten auf der Stelle, ohne erst Andere zu Hülfe zu rufen, vom

Stricke loszumachen, und wieder ins Leben zurückzurufen sucht, welches der Gerettete so eben zu verlassen im Begriffe war: so würden wir uns dieser That gewiß freuen; aber rühren, innig bewegen muß es uns, wenn wir eine solche That, die unter gewissen Umständen unter die heldenmüthigsten gezählt werden kann, von einem Knaben von zwölf Jahren ausüben sehen. Wilhelm Bolt war dieser heldenmüthige Knabe, und seine Handlung verdient desto mehr unsere Bewunderung, da bekanntlich die thörichte Meinung, besonders unter Landleuten, so tief eingewurzelt ist, als seye die Berührung eines Selbstmörders eine uns selbst entehrende Handlung. — Zu Wendorf im Hannöver'schen hatte die Frau eines Landmannes, Namens Joachim Heinrich Kirn, im Herbste 1795. das Unglück, diesen von ihr herzlich geliebten Mann durch einen schleunigen Tod zu verlieren. Sie zog sich diesen Verlust so sehr zu Herzen, daß ihre Betrübniß hierüber und der Kummer ihres Herzens nicht selten in eine tiefe Schwermuth übergieng. Wilhelm Bolt diente seit einiger Zeit in ihrem Hause, und hatte, ohne übrigens weiter vorzüglich bemerkt zu werden, das Lob eines treuen, fleißigen Dienstboten. In der Erndte 1797. traf es sich, daß alle Leute ausser dem Hause mit der Feld Arbeit beschäftiget waren. Die Trauernde war mit Wilhelm allein zurückgeblieben, und zwar eben zu einer Zeit, da der Gram über den Tod ihres braven Mannes alle andern Empfindungen verdrängt hatte, und bis zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß sie zu dem unglücklichen Mittel der Selbst-Entleibung ihre Zuflucht nahm, und sich erhieng. Wilhelm, der getrennt von ihr, in diesem Augenblicke eben die ihm obliegende Arbeit verrichtete, kam bald darauf an den Ort, wo die Frau den höchst traurigen Anblick einer Selbstmörderin darbot. Weit entfernt, davon zu laufen, oder durch Zögerung den kleinen Ueberrest des Lebens ganz verschwinden zu lassen, greift er vielmehr unverzüglich nach einem Messer, nahet sich muthvoll der im letzten Todeskampfe

dahängenden Frau, und schneidet sogleich den Strick ab, an welchem sie sich erhängt hatte. Durch diese Entschlossenheit rettete der gute Knabe einer, übrigens sehr rechtschaffenen und in ihrem Kreise geschätzten Frau das Leben, und erhielt den, ihrer Mutter noch so sehr bedürfenden Kindern eine treue Versorgerin und Erzieherin.

152.

James Browne (Tschäms Braun), der Sohn eines reichen Pächters aus einer Provinz in England, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualien-Handel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der 12jährige Knabe aber bewies eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich vor der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silber-Münzen bey Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfer-Geld. Einst, an einem schönen Frühlings-Morgen, gieng er aus; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, in der sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Handvoll über einen kleinen Graben, und sagte zu dem Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammen zu lesen.“ Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen, jungen Menschen, der allein und kraftlos war, stieg ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein, während er mit dem Zusammenlesen beschäftigt ist, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Gallopp, und entschwindet dessen Augen. — So wußte dieser junge Engländer durch eine sehr zu rechter Zeit an-

gebrachte Geistes-Gegenwart sein Leben und seine übrige Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

153.

Der Dänische Schiffs-Kapitain Isbrand Bontekue war auf einer von Wilden bewohnten Insel zu tief ins Land hinein gekommen, und dadurch von seinen Leuten getrennt worden. Er fand am Ufer einen Haufen Indianer, welche heftig mit einander stritten, und wie es schien, sich berathschlagten, ob sie ihn greifen, oder gehen lassen sollten. Er nahm mit Entschlossenheit zwey aus dem Haufen bey den Armen, und führte sie, wie wenn er ihr Herr wäre, nach dem Boote zu, daß sie mit ihm fahren sollten. Sie hatten ein fürchterliches Aussehen; doch ließen sie sich bewegen, und stiegen mit in das Boot; der eine saß hinten, der andere vornen, jeglicher mit einem Ruder, und stachen ab; jeder von ihnen hatte ein Kiß an der Seite, welches ein Gewehr ist wie ein gekrümmter Dolch. Als sie eine Weile gefahren hatten, kam der Hinterste zu ihm (denn Bontekue saß mitten im Schiffchen), und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er Geld haben wolle. Bontekue griff in die Tasche, langte einen Thaler heraus, und gab ihm denselben. Der Wilde steht stille, betrachtet das Geldstück, weiß nicht was er thun soll, nimmt es endlich, und bindet es in ein rothes Tüchlein, das er um seinen Leib gewunden hatte. Der im Vordertheile des Schiffchens stehende Indianer, als er sah, daß sein Geselle etwas bekommen hatte, kam hierauf ebenfalls zu Bontekue, und bedeutete ihm, daß auch er etwas haben wollte. Bontekue gab ihm ebenfalls ein Stück Geld. Auch dieser Wilde stand, und sah das Geld an, wie wenn er im Zweifel wäre, ob er es nehmen, oder den Europäer angreifen sollte. Dieß letztere wäre ihnen sehr leicht geworden; denn jeder von ihnen war bewaffnet, und Bontekue hatte gar kein Gewehr. Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiengen sie

an zu rufen, und heftiger untereinander zu reden. Es schien allen ihren Zeichen nach, daß sie ihn umbringen wollten. Bontekue hatte äusserst bange, und bat Gott, daß er ihm Verstand geben möchte, in dieser Verlegenheit zu thun, was das Beste wäre. Plötzlich kommt es ihm vor, als wenn ihm einer sagte, daß er singen sollte; dieß that er auch wirklich, und fieng an, zu singen, daß es durch Berg und Thäler erschallte. Ueber diesem Gesange erhuben nun die beyden Indianer ein lautes Gelächter, daß man ihnen dabey in die Kehle sehen konnte; übrigens thaten sie ihm nichts zu Leide. Unterdessen war Bontekue mit seinem Boote glücklicherweise so weit gekommen, daß er seinen Leuten zurufen konnte, daß sie zu ihm eilen sollten, die ihm auch sogleich entgegenkamen.

154.

Gustav Adolph, dieser nachher so berühmte König von Schweden, gieng eines Abends mit seinen Erzieherinnen auf einer Wiese spazieren; er war nicht älter als fünf Jahre. Da er bey Nikoping dichte Gebüsche bemerkte, lief er in vollem Sprunge hinein. Eine der Frauen rief ihm, um ihn zurück zu bringen, freundlich zu, daß diese Gebüsche voll von Ottern und großen giftigen Schlangen wären, die ihn gewiß stechen und um's Leben bringen würden. „Nun wohl," — erwiederte der junge Prinz, — „so gib mir einen Stock, ich will sie todt schlagen, und sie sollen weiter keinem Menschen etwas zu leide thun." Das waren keine leeren Worte; vielmehr ergreift das unerschrockene Kind wirklich einen starken Stecken, geht voll Dreistigkeit in den Wald, und sieht sich auf allen Seiten nach dem fürchterlichen Ungeziefer um, vor welchem man ihm eine thörichte Furcht einzuflößen gesucht hatte; allein er fand kein Ungeheuer. Und diese Anstrengung, — sagt sein Geschichtschreiber, — endigte sich für diesen Tag mit einem langen und beschwerlichen Spaziergange.

155.

Im dreißigjährigen Kriege hatten sich 700 Schottländer, die von Robert Monro commandirt wurden, zu Pillau eingeschifft, um längs den Küsten der Ostsee hinzusegeln, und zur Armee des Königes Gustav Adolphs von Schweden zu stoßen. Zum Unglücke litten sie bey Rügenwalde, einer ansehnlichen Stadt an der Wipper, worin gerade Kaiserliche Besatzung lag, Schiffbruch, und verloren bey dieser Gelegenheit alle ihre Bagage (Bagasch) und Kriegs-Vorräthe. Es blieb ihnen zu ihrer Vertheidigung weiter nichts übrig, als einige Flinten, Picken und Degen; und zur Vergrößerung ihres Unglücks trug der Umstand nicht wenig bey, daß das ganze Land mit feindlichen Truppen angefüllt, und der König über 16 Meilen entfernt war. Doch Monro erfuhr zu seinem Troste, daß sich der Pommer'sche Statthalter mit einigen Soldaten noch zu Rügenwalde aufhalte, und sich nur nothgedrungen den Befehlen des Kaisers unterworfen habe. Er schickte deßhalb eine vertraute Person an ihn ab, und ließ ihm sagen, daß, wenn er ihm in der Nacht ein gewißes Thor öffnen, und ihn mit 50 Flinten versehen würde, er die Stadt von ihren Gästen bald zu befreyen gedenke. Die Sache wurde, nach der getroffenen Verabredung, glücklich ausgeführt. Wenige Tage nachher erhielten die Schottländer eine Verstärkuug von 400 deutschen Soldaten, die zwar zur Armee des Königs bestimmt waren, aber wegen widrigen Windes in den Hafen bey Rügenwalde hatten einlaufen müssen; und endlich kam der Oberste Hepurn, der in Preussen unter dem Kanzler Oxenstierna diente, mit seinem Regimente an, so daß Monro in kurzer Zeit eine kleine Armee von etlichen tausend Mann zusammen brachte. Als der Lord Rea dem Könige von dieser Begebenheit Nachricht gab, bewunderte dieser Prinz die Hand Gottes bey einem so wunderbaren Vorfalle, und sagte zum Lord, daß er nunmehr an einem glückli-

hen Erfolge seiner Unternehmung nicht zweifle, da die göttliche Vorsehung auf eine so sichtbare Art sich für ihn erkläre. Man konnte aber auch die Gegenwart des Geistes und den Muth des Schottländischen Offiziers nicht genug bewundern, der mitten im äussersten Mangel, und da er sich fast in die Nothwendigkeit versetzt sahe, das Mitleiden des Feindes anzuflehen, den Entschluß faßte, ihn aus der Stadt zu vertreiben, und sich derselben zu bemächtigen, um auf diese Art seinem Herrn nicht nur 700 tapfere Soldaten zu erhalten, sondern ihn auch ohne viele Mühe und Kosten in den Besitz einer Stadt zu setzen.

156.

Christian Bohren, Wirth zu Grindelwald, einem der höchsten Orte in der Schweitz, wollte mit einem seiner Jungen im July 1787. seine Schafheerde auf den benachbarten Mettenberg zur Weide führen. Als sie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis 8 Fuß breit und 19 Fuß lang, und stürzt mit ihm in eine tiefe Höhle. Der Unglückliche bricht den einen Arm, und verrenkt die andere Hand. Indem er sich von seiner ersten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß diese Höhle über 60 Fuß tief ist, daß sie lauter gähe und schroffe Wände hat, und daß er also hier wahrscheinlich lebendig begraben worden seye. Der schaudernde Gedanke schreckt ihn auf; er untersucht die Beschaffenheit des furchtbaren Ortes genau, und findet an einer der steilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche sich das Wasser einer Quelle ergoß. Ohne zu wissen, ob diese Oeffnung ihn nicht in neue Gefahren führen könne, beschließt er gleichwohl, sich lieber dieser Höhle anzuvertrauen, und einen Ausgang zu suchen, als langsam in seinem Kerker zu verschmachten. Er kriecht hinein in die Höhle, und arbeitete in dem Bache unter einem wolkenhohen Eisgebirge sich durch eine Strecke von 130 Fuß durch. Da

ward es helle: er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich nun gerettet: denn er war jetzt an der Quelle des Weißbaches, der nach seinem Laufe unter jenem Eis-Gebirge erst in Grindelwald sichtbar wird.

157.

Johann Gerhard, einer der berühmtesten Gottes-Gelehrten des 17ten Jahrhunderts, rettete die Stadt Jena, als sie durch feindliche Truppen die Greuel des fürchterlichen 30jährigen Krieges erfahren sollte, dadurch, daß er sein eigenes Leben in Gefahr setzte. Das Kaiserliche Heer rückte gegen Jena an, in der Absicht, es zu plündern und zu verwüsten. Herzhaft gieng der würdige Mann demselben entgegen, fiel auf der Brücke dem kommandirenden General zu Füßen, und bat um Schonung. Als dieser, unempfindlich, auf seine Bitten nicht hören wollte, steht Gerhard wieder auf, tritt ihm zur Seite, und ruft ihm mit Freymüthigkeit und Entschlossenheit zu: „Wollt Ihr mich nicht hören; so höret mich doch Gott, unser Herr!" — Und der General, dem diese Rede das Herz durchdrang, verfuhr gelinde mit der Stadt und Universität.

158.

Lauerwaldt und Müller, zwey arme aber wackere Knaben zu Grüningen, einem Dorfe in Thüringen, verdienen um so mehr unter den Edeln, denen ein Andenken in dieser Schrift aufbehalten worden ist, einen Platz, je mehr sie für ihr Alter thaten, wo Erfahrung noch keinen sonderlichen Einfluß auf die Handlungs-Weise der Menschen hat, und wo Leichtsinn und Flüchtigkeit oft so manches Gute hindern; und je wichtiger der Dienst war, den sie durch ihre Unerschrockenheit und Vorsichtigkeit einer ganzen Dorfschaft leisteten. Es war am 11. Decbr. 1790., als Grüningen in die äusserste Gefahr gerieth, ein Raub verzehrender Flammen zu wer-

den. In einer kleinen Hütte, in welcher einige verarmte Familien wohnten, gieng ein unvorsichtiger Junge mit einem brennenden Lichte unter das Strohdach, um etwas zu suchen. Hier lag etwas Flachs oder Heede, welches sich am Lichte entzündete, und mit dem Strohdache in Flammen gerieth. Der Boden war voll von Flachs und andern brennbaren Sachen, und der eben wüthende Sturmwind so heftig, daß das ganze Dorf in kurzer Zeit hätte in Asche verwandelt werden können, wenn das Feuer zum völligen Ausbruche gekommen wäre. Allein in diesem gefährlichen Augenblicke — so lenkte es die Vorsehung — giengen die eben genannten zwey Knaben vorbey, und sahen den schwarzen Rauch und die auflodernde Flamme auf dem Hüttendache. Augenblicklich lief Lauerwaldt, der das Fenster zuerst erblickte, in's Dorf, und schrie: „Feuer!" — Müller sprang in's Haus hinein, und auf den Boden, nahm ein Messer, schnitt die Weiden, womit die Stroh-Schindeln eines solchen Daches angebunden sind, entzwey, und trat mit dem Fuße die schon brennenden Stroh-Schindeln nebst dem Werkezu m Dache hinunter. Durch diese entschlossene That befreyte er das Dorf von der augenscheinlichen Gefahr eines großen Brand-Unglückes, welches erfolgt seyn würde, wenn er, anstatt die Flamme sogleich vom Hause wegzuschaffen, sich erst nach Wasser umgesehen hätte, um sie zu löschen. Die edeldenkende Orts-Herrschaft ließ um diese beyden Knaben als Wohlthäter des Dorfes zu belohnen, und zum Muster für die Jugend aufzustellen, beyde von Kopf bis zu Fuß neu kleiden. So erschienen sie am ersten Weihnachtstage in der Kirche, wurden nachher auf dem Schlosse herrlich bewirthet, und erhielten in der Folge, ausser dem Beyfalle und dem Segen der ganzen Gemeinde, noch andere Belohnungen wegen ihres guten Verhaltens.

159.

Am Ende des Jahres 1759. suchte der Anführer einer Abtheilung französischer Truppen die Stadt Herborn

im Herzogthum Nassau, worin sich eine schwache Besatzung von den Allirten befand, zu überrumpeln. Er kam vor Tages-Anbruch mit seinem Corps in der Nähe derselben an, ohne daß die Besatzung das geringste bemerkt hätte. Man öffnete das Thor; ein Jäger und ein Husar kamen heraus, und machten die Runde. — Der französische Befehlshaber, der mit einigen seiner Truppen ganz nahe war, legt sich mit denselben im Gebüsche zur Erde, und ließ diese Runde vorbeygehen, die sogleich abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Der Anführer der Franzosen forderte von den Gefangenen, sie sollten ihm das Thor öffnen, oder er würde sie zusammenhauen lassen. Der Husar wankte, und ließ sich überreden. Der Jäger aber gab auf diese Drohungen die entschlossene Antwort: „Ich will lieber sterben, als meine Kameraden und mein Vaterland verrathen.“ Unverzüglich ward er niedergehauen. — So handelte ein Deutscher mit Vorbedacht und Ueberlegung! Schade, daß der Name des edeln Mannes nicht bekannt geworden ist!

160.

Ein großer wüthender Hund hatte sich, nachdem er in dem benachbarten Kirchspiele Pont de Lé sehr viel Unglück angerichtet hatte, nach dem Dorfe St. Manville (Mowill) begeben. Auch hier biß er mehrere Personen, unter andern einen Matrosen, der sich nur dadurch von ihm losmachen konnte, daß er ihn in die Bude eines Schusters drängte. Der Lärm, und vielleicht auch die Stöße und Schläge der Handwerksleute machten, daß der Hund von neuem auf die Straße kam, wo er ein Kind anfiel, das er sogleich niederriß, und geraume Zeit hindurch durch den Koth schleppte. Die Furcht, daß der Schuß das Kind treffen könnte, hielt die Einwohner ab, nach dem Hunde zu schießen. Endlich ließ er das Kind fahren, aber nur um ein neues Unglück anzurichten. Unweit des Pfarrhauses von St.

Aubin (Sankt Ohbain) begegnete ihm ein junges Weib, auf welches er wüthend losgieng. Diese Unglückliche war nicht sobald durch das Geschrey von dem Elende unterrichtet, welches der Hund bereits verbreitet hatte, als sie den hochherzigen Entschluß faßte, sich für das allgemeine Beste aufzuopferu; sie packte nun das wüthende Thier mit voller Kraft, und ließ es nicht eher los, als bis sie es erwürgt hatte. Sie sagte dabey mehreremale, daß sie sich glücklich schätze, so viele ihrer Mit-Menschen, welche, wie sie selbst, ein Opfer der Tollwuth dieses Thieres geworden seyn würden, durch ihre eigene Aufopferung dem Verderben entrissen zu haben. Was alle Augenzeugen dieser schauervollen Scene mit Schrecken ergriff, war der Anblick der Wunden, welche die junge Heldin im Kampfe mit dem Hunde davon getragen hatte, Wunden, durch welche vorzüglich ihre Kehle verletzt war, so daß sie weder sprechen noch Athem schöpfen konnte. Man bemühte sich zwar, sie noch zu retten, aber leider vergeblich! — sie starb, und ihr heldenmüthiger Tod entlockte allen Umstehenden heiße Thränen. Ihr Gleichmuth war so groß, daß sie, selbst im Todeskampfe, ihre unglücklichen Kinder noch dem öffentlichen Wohlwollen empfahl, indem sie ganz unbemittelt war.

161.

Frau Dufresnoi (Düfrenoa), eine französische Dame von vorzüglichen Eigenschaften, hatte sich zu Marseille mit ihrem Gemahle auf einer Tartane (ein kleines unbedecktes Schiff) eingeschifft, um nach Genua zu segeln. Kaum hatten sie den Hafen aus dem Gesichte verloren, als sie einen Seeräuber erblickten, der Jagd auf sie machte. Da es nicht mehr möglich war, ihm zu entfliehen, so rüstete man sich auf der Tartane zum Gefechte. Herr Dufresnoi bat seine Gemahlin inständig, sie möchte sich doch, um mehrerer Sicherheit willen, in den untern Theil des Schiffes begeben. Aber verge-

bens! Sie wollte ihren Gemahl durchaus nicht verlassen! Indessen kam der Seeräuber, ein Algierer, mit seinem Schiffe schon so nahe, daß er die Tartane mit Hacken an sich ziehen konnte. Muthvoll empfiengen jetzt die Franzosen die Algierer. Vor allen aber zeichnete sich Frau Dufresnoi durch ihre Herzhaftigkeit aus. Ihrem Gemahle zerschmetterte ein Schuß von einer feindlichen Pistole den einen Schenkel. Sogleich bedeckte sie ihn mit ihrem Körper; und als ein Algierer sich ihm näherte, um ihm vollends den Rest zu geben, ergriff sie den Säbel, und streckte mit einem Hiebe denselben zu Boden. Die Franzosen wurden durch ihr Beyspiel noch mehr angefeuert, sich zu vertheidigen, und die Seeräuber, glücklich in ihr Schiff zurückgetrieben, mußten mit einem Verluste von 80 Todten wieder abziehen.

161b.

In den Anfällen jenes Krieges, der von Schwaben her über die Schweiz sich zusammenzog, war keine Alpen-Höhe, besonders gegen Bündten zu, wo der Krieg zuerst ausbrach, so steil und unwegsam, die nicht feindliche Kriegsmacht überstiegen hätte. Auf einer solchen Höhe, nahe an den Grenzen Tyrols, liegt das Dorf Schlins. Daselbst wurde aus einem Hause eine Leiche zu Grabe getragen, und die Hausmutter war allein zu Haus, um den zahlreichen Leiche-Begleitern, die in der Kirche waren, die nöthige ländliche Mahlzeit zu bereiten. Mit einmal stürzte eine Anzahl Krieger in ihr Haus und an den Ort, wo sie die Mahlzeit zurecht machte. Diese fragten sie mit Ungestüm, für wen das Essen bereitet würde? Nicht erschrocken über den in so gefährlicher Zeit nicht unerwarteten Aufzug, und über die Frage, antwortete sie mit Kühnheit und geschwinder List: „Für den Eidsgenossischen Zuzug ist diese Speise bestimmt, störet mich nur nicht, denn ich muß eilen, er wird bald da seyn.“ — Die Feinde stutzten bey dieser Antwort, sahen einander an, und betreten schlichen sie alle weg.

Als sie kaum fort waren, eilte diese, die von keinem Zuzuge wußte, aber wohl die Gefahr naher Feinde bemerkte, nach der Kirche, und ermahnte die Leichen-Begleiter und das ganze Dorf zur Gegenwehr. Diese zögerten nicht, nahmen Gewehre, wo sie solche fanden, und aus der Kirche die Fahnen, ihre willige Schaar zu führen, suchten den Feind auf, kämpften tapfer, und schlugen oder verjagten ihn gegen steile Fels-Wände, wo er herabstürzte, oder in tiefen Berg-Klüften und auf unbekannten Wegen sich verlor, und so erhielten sie einen nahmhaften Sieg über ihn. — —„Töchter meines Vaterlandes!" — setzt der Verfasser der „„edeln Züge aus der Schweizer-Geschichte"" der Erzählung dieser interessanten Begebenheit hinzu — „ob eine von euch in Gefahren groß und unerschrocken seyn müsse, das weiß die Vorsehung, die Alles leitet. Aber strebet wenigstens alle nach der Tugend, die, wenn sie auch nie in Noth des Vaterlandes geprüft würde, doch immer eure Pflicht und eure Glückseligkeit ist. Scheuet nicht den edeln Kampf der Arbeit, der ausdauernden Mühe und Unverdrossenheit! Nehmet die schwersten Geschäfte gern euern Müttern ab, die von eurer Kindheit an, in gesunden und kranken Tagen, so viele Sorge für euch getragen. Fliehet Weichlichkeit und Wollust und Müssiggang bey öftern Spielen und bey'm Tanze, die gewiß Feinde eurer Glückseligkeit sind; so werdet ihr immer mehr dem gesegneten, würdigen Stande nahen, wo unbeschrieben von feilen Händen oder von müßigen Forschern, Thaten geschehen, die erst an jenem Tage, wo alle Thaten abgewogen werden vor dem untrüglichen Richter, einst glänzen mit unauslöschlichem Glanze. Hier sah sie die Welt nicht, hörte kein menschliches Ohr sie, nur der Seele gaben sie Wonne, die sie that."

Beherrschung des Zornes und der sinnlichen Lüste.

162.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelen-Ruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er, nach den Berichten derer, die von seinem Leben schreiben, von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich zu eigen gemacht hat, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbst-Ueberwindung gewesen ist, so muß dieß die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde gebeten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig würde. Bey dem ersten Winke, den er darüber erhielt, bey dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen seiner Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte, sagte er lächelnd: „Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraus sehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härtesten Proben. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat; aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe bey, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenkliche Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinaus-

gieng, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ey," — sagte Sokrates lächelnd — „nach einem solchen Sturme mußte es wohl regnen."

163.

Ein merkwürdiges Beyspiel von Gelindigkeit und Herrschaft über sich selbst gab König Friedrich II. von Preußen. Dieser große Monarch hatte selbst die so merkwürdige Geschichte des siebenjährigen Krieges verfaßt; das ganz vollendete, aber noch nicht in's Reine geschriebene Manuscript dieses Werkes lag auf seinem Tische, über welchem ein Kronleuchter hieng. Durch die Unvorsichtigkeit eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und verbrannte sie zu Asche. Der erschrockene Page warf sich dem Könige zu Füßen, und bat um Gnade. Friedrich, statt seinen Unwillen über diesen Vorfall zu äussern, sagte bloß: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal."

164.

Ein junger Mensch war von Natur so jähzornig, daß ihn schon eine Kleinigkeit bis zur Vergessenheit seiner selbst hinreißen konnte, und ließ sich dabey noch von der höchst unglücklichen Leidenschaft der Wollust beherrschen. Er öffnete aber, glücklicherweise, der Stimme Gottes zur Rükkehr auf die Bahn der Tugend sein Herz wieder, und erzählt in der Geschichte seines Lebens, wie ihm das Werk seiner Selbst-Besserung durch Gottes Gnade gelungen seye: „Ich habe sie sorgfältig geflohen, die Gesellschaften, wo eine oder die andere Leidenschaft hätte können erregt werden; und konnte ich sie ja nicht vermeiden, so gieng ich, sobald ich merkte, daß das Blut in meinen Adern zu wallen anfieng, hinaus, blieb ein Weilchen von der Gesellschaft abgesondert, that einen kurzen Seufzer zu Gott, und überwand. Und so machte ich es auch mit den Reitzungen zur Wollust. Ich bemühete mich, im Anfange dem Affekte zu widerstehen,

richtete deßwegen, sobald ich für mich Gefahr merkte, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, suchte der Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben, oder sie mit etwas Anderem zu beschäftigen, suchte mir die äusserst schädlichen Folgen des Lasters für Seele und Leib recht lebhaft vorzustellen, — und siegte auf diese Art mehr als einmal. Insonderheit habe ich, unter allen Mitteln zur Zähmung meiner Leidenschaften, Gebet und Arbeitsamkeit am wirksamsten gefunden. Dieses mein Gebet bestand aber nicht in vielen Worten, sondern in einem stillen, aus ganzer Fülle des Herzens gethanen Seufzer, der doch immer die Kraft mit sich führte, daß er meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und mir Zeit gewährte, mich eines bessern zu besinnen. Ich lernte auch einige Sprüche der Bibel, die mir meine unbändigen Affekten verabscheuungswürdig darstellten, auswendig, und gewöhnte mich, sie, sobald mein Blut aufbrausen wollte, meiner Seele vorzusagen, und zum Gegenmittel gegen jene Aufwallung zu machen. Auch dieß, daß ich mir zeitig einen Freund erwählte, der mich, weil ich ihm mein ganzes Zutrauen und meine Hochachtung geschenkt hatte, durch sein Beyspiel sowohl als durch seine guten Lehren und durch seinen Umgang bildete, trug unendlich viel dazu bey, daß ich, ganz unvermerkt, aus einem leidenschaftlichen Menschen ein vernünftiger Mann wurde. Dieser rieth mir auch, daß ich über mich und mein Verhalten ein Tagebuch führen sollte. Ich that's, und zeichnete jeden Tag, an dem ich irgend einen Fehltritt gethan habe, mit einem rothen Striche, und merkte zuletzt, daß dieser weniger wurden. Und so half mir Gott, der meine Umstände so leitete, daß die Macht der Neigung zur Sünde immer schwächer werden mußte, das vollbringen, was mir sonst unmöglich zu seyn dünkte.

165.

Der Römer Camillus zog, zum sechstenmal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet, gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im Kommando, ein junger Mann, dem es noch an der, einem Befehlshaber so nöthigen Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Camillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig wären, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Collegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Camillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres an einem Tage, da Camillus gerade krank war und das Bette hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die übeln Folgen seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fieng an zu weichen, und er ward mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Camillus zu Hülfe. Der alte kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines Mit-Befehlshabers, und weil er den Ausgang derselben vorhersah, sogleich aus dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Ordnung bey dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geiste und Muthe beseelt, sobald sie den Camillus unter sich sahen; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Camillus, der so große Ursache gehabt hatte,

mit seinem Kollegen unzufrieden zu seyn, ließ ihn nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher. So wußte dieser große Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten als alle gewonnenen Schlachten!

166.

Der griechische Philosoph Dion gieng einmal durch eine Gasse; ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus, und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis an sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube: ob er denn nichts antworten wolle? — „Nichts" — sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der Griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat als der Ueberwinder."

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwey Soldaten, die auffen vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrerbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf, und sagte zu ihnen: „wenn ihr so von mir reden wollet, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre."

„Ich ermahne dich," — schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, — „daß du täglich darauf denkest, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge bezähmen. Dieses scheinet mir öfters schwerer zu seyn als nicht zürnen; denn niemals zornig werden, ist mehr eine

Wirkung eines schläfrigen Temperaments als einer Mäßigung. Aber seine Sprache im Zorne mäßigen oder gar schweigen, zeiget wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmäßigen Geist an.“

Mäßigung im Glücke und großmüthige Beherrschung des Ehrgeitzes.

167.

Nie erhebt sich der große Mann im Glücke: nie verachtet er Andere; nie ist er hart und ungerecht gegen sie. Im größten Glücke fühlt er das höchste, erhabenste Vergnügen darin, sich destomehr zu Andern herabzulassen, je höher er über sie erhaben ist. Wenn der Feldherr an der Spitze eines tapfern Heeres nach einem wichtigen Siege nicht nur den Stolz des Herzens bezwingt, und seine Freude mäßiget, sondern auch Großmuth und Gerechtigkeit gegen die Ueberwundenen beweis't: wie groß und erhaben erscheint dann nicht seine Gesinnung!

Der große Römische Feldherr und Consul Paulus Aemilius überwand im J. 168. v. Chr. G. den Perseus, König von Macedonien, und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches; weßwegen ihm denn auch ein dreytägiger Triumph vom Senate zugestanden wurde. Unter den Gefangenen, welche man in das römische Lager brachte, befand sich auch der obgedachte König Perseus selbst, der in Trauer-Kleidern gehüllt einherwankte. Als der edle Aemilius ihn erblickte, gieng er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbat sich alle Ehrfurchts-Bezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thränen gerührt von dessen unglücklichem Zustande legte er dem Perseus, voll Sanft-

muth und Mitleiden, wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom, verschiedene Fragen vor, die dieser nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortete. Hierauf sprach er dem gefangenen Könige Muth zur Ertragung seines unglücklichen Schicksals ein, indem er sagte: es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängnisse nach dem Rathschlusse der Götter entstanden seyn; und wendete sich endlich mit folgenden Worten an die ganze Versammlung: „Ihr sehet hier ein großes Beyspiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge; Euch besonders, ihr jungen Kriegs-Männer, betrifft diese Rede! Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch seyn mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer wirklichen Tapferkeit ist diese, daß wir bey einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bey einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.

168.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmtesten See-Helden des 16ten Jahrhunderts, Genua von der französischen Oberherrschaft befreyt hatte, so stand es in seiner Macht, sich selbst zum Beherrscher des Genuesischen Staates aufzuwerfen. Der Ruhm seiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegenwärtigen Versuches, die Ergebenheit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Beystand des Kaisers Karl V. Alles traf hier zusammen, ihm eine landesherrliche Gewalt zu versprechen, und lud ihn ein, dieselbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem tugendhaften Vergnügen auf, sein Vaterland frey zu sehen: der höchste Gegenstand, nach welchem der

Ehrgeitz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Palastes hatte zusammenkommen lassen, so versicherte er dasselbe, daß die Glückseligkeit, es einmal wieder in dem Besitze der Freyheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Bemühungen seye; vergnügter mit dem Namen eines freyen Bürgers, als über den Titel eines Oberherrn, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als welche Männer seines gleichen besässen; er überlasse daher ihnen allen das Recht, die Regierungs-Form, die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusetzen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungs-Form für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Beyspiel des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Partheyen, die den Staat so lange zerrissen und zu Grunde gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maßregeln, einem neuen Ausbruche bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungs-Verfassung, die in Genua unter sehr wenigen Abänderungen bis ins Jahr 1805. gedauert hat, wurde damals mit allgemeinem Beyfalle eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet und von seinen Landsleuten verehrt, erlebte ein hohes Alter; und da er fest bey seinem Gelübde der Mäßigung beharrte, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privat-Bürger mit Recht gebührt, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathschlagungen der Republik, die ihr Daseyn seiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieses Ansehen und diese Vorzüge übte er, ohne es nur zu wollen, eine Herrschaft aus, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der Furcht vor seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er mit

einer vorzüglich ehrwürdigen Benennung: „der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freyheit.“

168.

Einer der vortrefflichsten Züge in dem Charakter Kaiser Karls des Großen war der, daß er sein von aller Welt anerkanntes Uebergewicht, vor welchem sich die Großen in Europa und Afrika beugten, niemals in Stolz und Ueberhebung seiner selbst übergehen ließ. Wo er erschien, bezeugte man ihm die größte Hochachtung; aber gefürchtet wurde er nie. Gegen jeden, auch gegen Geringe, zeigte er sich freundlich; jeder konnte ihn anreden, und ohne Zwang mit ihm sprechen. Ein Deutscher, den er wegen eines begangenen schweren Vergehens zum Tode verdammt hatte, fiel in der Raserey über den Kaiser her, und rieß ihm seinen ehrwürdigen Bart aus, und nun erst schenkte Karl ihm Leben und Freyheit. Er war ein großer Kriegs-Mann, aber kein Freund des Krieges.

169.

Oft erinnert man sich im vornehmen Stande an das, was man vorher war, nur darum, um es Andern vergessen zu machen. Die berühmte Frau von Maintenon hingegen, die am französischen Hofe in großem Ansehen stand, rief sich zwar auch ihren vorigen Stand oft ins Andenken zurück, aber nur, um desto mehr Gutes zu thun. Bey dem Anblicke eines Unglücklichen wurde ihr Innerstes gerührt. Um ihr Mitleid zu erwecken, hatte sie nicht erst nöthig, die Oerter aufzusuchen, wo die Dürftigkeit zu Hause ist; sie durfte nur an ihre früheren Jahre zurück denken. „Meine Lage,“ — sagte sie oft — „hat viele unangenehme Seiten; aber sie verschafft mir doch auch das Vergnügen, wohl zu thun.“ Das Gerücht von ihrer Wohlthätigkeit verbreitete sich bis in die Provinzen. Von allen Seiten lief man ihr, als der Beschützerin der Unglücklichen, zu. Vornehme und

Geringe hatten bey ihr gleichen Zutritt. Bald sahe man den Prinzen mit seinem ganzen Prunke; bald den Armen nur mit seinen Lumpen bedeckt, in ihrem Zimmer. Einst erschien auch ein alter Mann in ihrem Vorzimmer, der sich durch den Haufen durchdrängte, und sie mit ehrfurchtsvoller Dreistigkeit folgender Gestalt anredete: „Madame, es sind nun vierzig Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe: Sie werden mich wohl nicht mehr kennen: aber ganz vergessen haben Sie mich gewiß nicht. Erinnern Sie sich wohl noch, daß Sie einst zu Rochelle alle Donnerstage vor der Thüre des Jesuiter-Klosters sich einstellten, wo die jungen Mönche Suppe unter die Armen vertheilten? Auch ich wurde mit zu dieser Vertheilung gebraucht, und zog Sie immer den übrigen Bittenden vor. — Ohne Furcht erinnere ich Sie an diese Begebenheit, die Sie, ohne zu erröthen, anhören. — Der Edelmuth, der aus Ihren Gesichts-Zügen hervorleuchtete, rührte mich; Sie erschienen mir für einen so niedrigen Stand nicht geschaffen; ich bemerkte Ihre Verlegenheit, wenn Sie die Allmosen in Empfang nahmen, es gieng mir nahe.“ — „Sie sind also,“ — fiel Frau von Maintenon ein, — „der Mann, der, um mir die Schande, mit den übrigen Elenden verwechselt zu werden, zu ersparen, mir die Suppe ins Haus bringen, und mir dabey sein Bedauern bezeugen ließ, daß er mich nicht thätiger unterstützen könne? Sie retteten mir zweyfach das Leben, indem sie mir Nahrungs-Mittel verschafften, und zugleich den Kummer ersparten, öffentlich betteln zu müssen!“ Frau von Maintenon fragte hierauf den Fremden, was sie für ihn thun könne, und ersuchte ihn, gleichsam um nun auch ihrerseits ihm die Erniedrigung zu ersparen, sein Anliegen in Anderer Gegenwart vorbringen zu müssen, in ihr Kabinet zu kommen. Hier erzählte ihr nun der Greis, daß er einige Jahre hernach das Kloster verlassen habe; daß er jetzt Schulmeister in einem Dorfe seye; daß er alle seine Wünsche auf die Erlangung einer Pfarrstelle einschränke, die er, nach

dem, was er durch den Ruf von ihr gehört habe, von ihrem Schutze oder vielleicht von ihrer Erkenntlichkeit gewiß zu erhalten hoffe. Frau von Maintenon dankte ihm für sein Zutrauen, sagte ihm aber, sie mische sich nicht gern in die Vergebung der Pfründen; auch wisse sie ja nicht, ob er zu einer Seelsorger-Stelle die nöthigen Eigenschaften besitze; aber das wisse sie, daß er ein menschenfreundlicher Mann seye: sie bitte ihn daher für jetzt, mit hundert Louisd'or (eilfhundert Gulden), die sie ihm alle Jahre geben wolle, zufrieden zu seyn. „Gern," — setzte sie hinzu, — „wollte ich mehr thun, aber ich muß auch meine Verwandten unterstützen; denn Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner in meiner Jugend angenommen hat." In diesem Augenblicke trat der König zu ihr ins Zimmer. „Sehen Sie da, Sire," — sagte sie zu ihm, — „meinen Pflegevater; nun werden Sie sich nicht mehr wundern, daß ich Ihnen bisweilen mit Bitten für Nothleidende beschwerlich falle."

169 b.

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn sich Alles nach unsern Wünschen füget, dann müssen wir uns nur um so mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glücke und Unglücke sich nicht gleich bleibt, verräth einen beschränkten Geist. Philipp, König von Macedonien, schlug die Athenienser und Thebaner in der berühmten Schlacht bey Chäronea aufs Haupt, und er konnte stolz auf diesen Sieg seyn. Aber er betrug sich mit so großer Bescheidenheit, daß man kaum denken konnte, daß er der Sieger sey. Den Athenienſern, seinen ärgſten Feinden, schickte er ihre Gefangenen unentgeldlich zurück, und die Erschlagenen ließ er zur Erde bestatten. Kurz, weder Stolz noch Hochmuth blickte aus seinen Augen; er befahl sogar einem Sklaven, ihn täglich zu erinnern, daß er ein Mensch sey. Deßwegen gieng er niemals aus seinem Pallaste, noch durfte Jemand Morgens frühe zu ihm kommen, ehe ihm sein Diener die Worte

zugerufen hatte: „Philipp denke, daß du ein Mensch bist!“

196.

Agathokles, der in Sicilien herrschte, stieg aus dem niedrigsten und armseligsten Geschlechte auf den königlichen Thron. Er wurde in Sicilien geboren, sein Vater war ein Töpfer, und auch er hatte dieses Handwerk getrieben. Als die Krone schon auf seinem Haupte glänzte, pflegte er allezeit irdene Gefäße zwischen die goldenen auf seine Tafel zu setzen, und öffentlich zu sagen, daß er ehemals auch dergleichen Arbeit verfertigt habe.

Keuschheit.

170.

Karl Borromäus, Kardinal und Erz-Bischof zu Mailand, war einer der vortrefflichsten Männer seiner Zeit. Von seiner frühesten Jugend an war er der Frömmigkeit aufrichtig ergeben. Schon im 16ten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studiren. In dieser Stadt überließ man sich damals der gränzenlosesten Wollust. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hör-Säle. Ohne moralisches Wunder konnte keiner unbefleckt entrinnen; man setzte einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu — und doch erhielt Borromäus seinen Körper und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen, und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn

andere im Schauspiel-Hause, auf dem Tanz- oder Fecht-Boden, oder in liederlichen Häusern ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und betete er. Freylich sagten Mehrere, er sey ein schwacher Kopf; denn er war kein artiger Schwätzer, und schwieg oft, wenn Andere redeten. Nicht anhören konnte er fade Tändeleyen; bey unanständigen, zweydeutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Körper zitterte bey einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reitzbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen; sein Sieg bestand in der Flucht.

171.

Scipio Africanus ward in einem Alter von 24 Jahren als römischer Feldherr nach Spanien geschickt. In nicht vollen vier Jahren brachte er dieses ganze Reich in der Römer Hände, und in einem einzigen Tage eroberte er die Hauptstadt Neu-Karthago. Unter den Gefangenen, welche die Römer bey Eroberung obgedachter Stadt machten, befand sich auch ein junges Spanisches Frauenzimmer von vornehmem Stande und ausgezeichneter Schönheit. Als Scipio, der sie sah und ihre Schönheit bewunderte, erfuhr, daß sie bereits mit dem celtiberischen Prinzen Allucius verlobt seye, ließ er denselben zu sich kommen, und sagte ihm: „Prinz! diejenigen, die mir deine künftige Braut als Gefangene gebracht haben, versichern mich, daß du sie zärtlich liebest, und ihre Schönheit läßt mich daran nicht zweifeln. Wenn ich so wie du auf eine ernstliche Verbindung dächte, würde es mich sehr freuen, wenn Jemand einer so reinen und rechtmäßigen Leidenschaft die Hand böte. Ich schätze mich daher glücklich, daß ich dir diesen Dienst erweisen kann. Deine Braut ist unter uns nicht anders, als wie in dem Hause ihres Vaters und ihrer Mutter gehalten worden. Ich habe sie in Verwahrung genommen, um dir ein mir und dir anständiges Ge-

schenk zu machen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich von dir fordere, ist: daß du ein Freund des römischen Volkes seyn möchtest." Allucius, der vor Freude und Erkenntlichkeit nicht wußte, was er thun sollte, fiel dem Scipio zu Füßen, und bat die Götter, daß sie eine so große Wohlthat belohnen möchten, weil er nicht im Stande sey, es seinem Wunsche gemäß, und so wie es sein Wohlthäter verdiene, zu thun. Scipio ließ hierauf Vater und Mutter nebst den andern Verwandten der jungen Spanierin zu sich kommen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, um sie damit loszukaufen; als sie aber sahen, daß er sie ohne Geld losgab, baten sie ihn, daß er wenigstens die mitgebrachte Summe als ein Geschenk annehmen möchte, und betheuerten, daß er durch diese neue Gnade ihre Freude und Erkenntlichkeit auf den höchsten Grad erheben würde. Da Scipio diesen lebhaften und dringenden Bitten nicht widerstehen konnte, nahm er das Geschenk an, wandte sich aber sogleich zum Allucius, und sagte ihm: „Ich vermehre die Mitgabe, die du von deinem Schwiegervater erhalten sollst, mit dieser Summe, die ich dich als ein Hochzeit-Geschenk von mir anzunehmen bitte." Nach so vielen Wohlthaten glaubte Allucius alles den Römern schuldig zu seyn. Er stieß mit 1400 gut ausgerüsteten Reitern zu dem Heere der Römer. Um seiner Dankbarkeit ein noch dauerhafteres Denkmal zu stiften, ließ er die That des Scipio auf einen silbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geschenk. Dieser Schild, den der römische General mit sich nach Rom nahm, gieng nebst einem Theile des Gepäckes in der Rhone verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665. einige Fischer fanden und herauszogen, worauf er in die Kunst-Kammer des Königes von Frankreich gebracht wurde.

Bedachtsamkeit; Vorsichtigkeit; Klugheit.

172.

Die meisten Fehler und Vergehungen rühren von Unbedachtsamkeit her. Man fehlet selten aus Vorsatz, mehr aus Unwissenheit, am meisten jedoch aus Mangel an Ueberlegung, oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man dießfalls sich zur Lehre nehmen kann. Wenn er durch einen Wett-Kauf oder andere, bey den Griechen gewöhnliche Leibes-Uebungen sich erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern füllte erst ganz langsam einen Eimer mit Wasser, und goß ihn wieder aus. Dieß that der Philosoph nicht bloß deßwegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern vielmehr, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man sich Zeit genommen hat, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Nirgends hat man die Bedachtsamkeit mehr nöthig, als im Reden. Es ist also eine wichtige Wahrheit, die in dem Spruche des griechischen Dichters Simonides enthalten ist: „Man bereuet sehr oft, was man geredet, aber niemals, was man verschwiegen hat."

173.

Dem großen griechischen Maler Zeuxis machte Jemand den Vorwurf, daß er an seinen Gemälden so lange Zeit zu malen pflege. Er versetzte darauf weiter nichts, als: — „dafür male ich auch auf lange Zeit." — Wenn es schon nicht selten der Fall ist, daß manche Arbeit, die am längsten dauert, am Ende wohl am schlechtesten geräth, oder doch bald vergessen wird; so bestätigt doch auf der andern Seite die Erfahrung, daß jede Arbeit, die vollkommen und von langer Dauer seyn

soll, auch ihre gehörige Zeit erfordert, und nicht übereilt werden dürfe. Dieß ist, was alle diejenigen beherzigen sollten, welche etwas Gutes von Belange nicht nur hinstellen, sondern auch so hinstellen wollen, daß es, wenigstens eine lange Zeit, der Vergänglichkeit trotze. — „Nimm dir Zeit dazu" — heißt's da. Geht uns denn nicht die Natur selbst hierin mit ihrem Beyspiele voran? Ist nicht auch zwischen der Dauer ihrer vollbrachten Arbeiten, und zwischen der von ihr verwendeten Zeit das vollkommenste Verhältniß? Bestehet nicht jedes ihrer Produkte, es sey Stein oder Pflanze, oder Thier, um so länger, je langsamer es sich ausbildete? Und — wie geht es den Producten, bey welchen sie etwa eine Ausnahme von der Regel macht, oder die wir ihrer Regel entrissen sehen? Die tägliche Erfahrung lehrt, daß ein vor hundert andern schnell in die Höhe wachsender Mensch kein hohes Alter erreicht; gerade so wie diejenige Pflanze, welche wir ins Treibhaus brachten, nie so lange wie ihre Schwestern besteht, die im Freyen allmählig aufwuchsen. Bey jedem Gebäude, das lange dauern soll, bleibt es eine Hauptsache, daß ein fester Grund dazu gelegt, und sodann das Haus auf demselben fest in einander gefüget werde. Beydes aber erfordert Zeit. Wenn man jenes oder dieses, — oder — gar beydes unterläßt: hat man wohl alsdann viel mehr gebaut als ein Karten-Haus? Wer sich zu dem Guten, das er stiften will, Zeit nimmt, der kann auch zu rechter Zeit alles gehörig überlegen. Ueberlegen muß und wird er ja gewiß einmal; wie nachtheilig aber für ihn, wenn er es etwa dann thut, nachdem er schon bald damit fertig ist? So geht's Allen, die sich in ihren Handlungen übereilen. Denn ein übereilt vollbrachtes, wenn schon dem Anscheine nach gutes Werk fällt doch bald wieder zusammen, und erst hintennach sieht man ein, wie es, um ein dauerhaftes Werk zu bewirken, anders hätte angegriffen werden sollen. — Nimm dir Zeit dazu, so kannst du gehörig vorarbeiten — dieß ist schon viel. Nimm dir Zeit dazu;

so kannst du auch noch während der Arbeit, alle unerwartet eintretenden Umstände in deinen Plan aufnehmen — dieß ist oft noch weit mehr. Geh' Schritt für Schritt — behalte bey jedem Schritte dein Ziel vor Augen, und gehe festen Schrittes; du gelangst dadurch zwar später, aber gewiß zuverläßiger, an's Ziel! Nimm jeden Ring deiner fertigen Kette in die Hand, und mache ihn an sich vollkommen, — befestige alsdann einen Ring an den andern eben so vollkommen bis auf den letzten; du brauchst dazu zwar noch einmal so viel Zeit, lieferst aber auch eine unzerstörbare Kette.

174.

Der durch die vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens berühmte Römische Pabst Clemens XIV. hatte sich in allen Vorfällen seines gemeinnützigen Lebens die größte Vorsichtigkeit eigen zu machen gesucht. Wenn man ihm anlag, in irgend einer Sache zu eilen, so pflegte er zu sagen: „die Stunde ist noch nicht gekommen!" Als einst der Cardinal Stoppani ihn in einer gewissen Angelegenheit um baldige Mittheilung seiner Gedanken gebeten hatte, schrieb er demselben: „Ich traue meiner Lebhaftigkeit nicht; deßwegen werde ich wegen dessen, was Euer Eminenz an mich haben ergehen lassen, nicht eher als am Ende der Woche antworten. Unsere Einbildungskraft ist oftmals unsere größte Feindin, und ich bemühe mich, die meinige vorher zu ermüden, ehe ich handle. Geschäfte haben, wie Früchte, den Zeitpunkt ihrer Reife, und wir wollen uns nicht einfallen lassen, sie vollenden zu wollen, wenn sie erst halb reif sind."

175.

Am Abend eines Tages, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte sich der Monarch, einige Schriften, die er mit sich nehmen zu müssen glaubte, im Augarten oder zu Schönbrunn in seinem

Schreib-Kabinete zurückgelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Secretär mit den Schlüsseln dahin ab, um sich dieselben holen zu lassen. Der Secretär kam bestürzt, und vor Eile fast ausser Athem, mit der Anzeige zurück: „Euer Majestät! weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich Schriften gefunden." — „So werden sie wohl in Laxenburg liegen" — antwortete der Kaiser — „gehen Sie also eiligst dahin, und bringen Sie mir die Schriften sobald wie möglich, ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte." Der Secretär eilte mit dem Schlüssel nach Laxenburg, und wollte ohne weiteres in des Monarchen Kabinet eintreten. — Allein der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an, und sagte: Nein, mein Herr, ich habe allen Respect für Sie, aber da hinein lassen darf ich Sie nicht, wenn Sie mir die Ordre nicht schriftlich von dem Monarchen selbst aufweisen können." — Das konnte nun der Secretär freylich nicht. — Inzwischen stellte er dem Hauptmanne dringend vor: „daß Se. Majestät auf die darin abzuholenden Schriften warteten, und ohne dieselben morgen frühe nicht arbeiten könnten." Hierauf rief der Hauptmann vier Mann in's Gewehr, öffnete das Zimmer, und als er die Schriften gefunden hatte, steckte er sie zu sich, und begleitete den Secretär, wohl bewacht, zum Kaiser nach Wien. Der Monarch wunderte sich nicht wenig, seinen Secretär in einer solchen Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann entschuldigte sich mit der Aeusserung: daß er, ohne schriftliche Ordre von Sr. Majestät, in das Verlangen des Secretärs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. „Nun" — sagte der Kaiser — „das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Secretär die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen Sie 50 Ducaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem Betragen!"

176.

Maan Beezaid, König von Arabien, hatte in einem Treffen 100 Gefangene gemacht, die er sämmlich zum Tode verdammte. Einer von ihnen warf sich dem Fürsten zu Füßen, und beschwor ihn, er möchte doch erlauben, daß man ihm Wasser geben dürfe, um den grausamen Durst, von dem er geplagt werde, zu löschen. Maan sagte zu seinem Mundschenken, er sollte ihm zu trinken geben. „Meine Kameraden," — erwiederte der junge Mensch, — „sind nicht weniger durstig, als ich; sey auch gegen sie eben so gnädig, wie du es gegen mich warst." — Der König willigte gern in diese Bitte, und befahl, daß man allen Gefangenen zu trinken geben solle. Nachdem sie getrunken hatten, sagte der junge Mensch zum Könige: „Wir sind, großer Monarch, deine Gastfreunde; deine erhabene Großmuth wird nicht zulassen, daß du denen, die einer so großen Ehre von dir gewürdiget worden sind, solltest das Leben nehmen können." Der Fürst, dem, nach den Religions-Grundsätzen der Araber, die Beobachtung des Gastrechtes heilig war, konnte sich nicht enthalten, diesen glücklichen Einfall zu bewundern, und widerrief das Urtheil, welches er gefällt hatte.

177.

Zu dem Könige Cleomenes von Sparta kam einst Aristagoras, Fürst von Milet, in der Absicht, um ihn zu etwas zu bereden, das seinem Vaterlande sehr schädlich gewesen wäre. — Aristagoras eröffnete sein Anliegen dem Cleomenes in seinem Zimmer, wo zufälligerweise sonst Niemand, als seine Tochter, ein Kind von acht Jahren, anwesend war, und bot ihm eine große Summe Geldes, wenn er thun wollte, was er verlangte. — Der König von Sparta schlug es ab; aber der Fürst von Milet bot noch einmal so viel: und da er auch hiemit nichts ausrichten konnte, so stieg er endlich bis

50 Talente, eine Summe von beynahe 100,000 Rheinländ. Gulden. — Jetzt rief auf einmal des Cleomenes kleine Tochter aus: „Vater, wenn du dich nicht entfernest, so wird dich dieser Fremdling doch noch bestechen.“ Der König folgte dem Rathe seines Kindes, stand plötzlich auf, und gieng in ein anderes Zimmer; Aristagoras aber mußte abreisen, ohne ferner vorgelassen zu werden. — Hätte Cleomenes dem Verführer länger Gehör gegeben, wie gar leicht hätte ihn das Geld blenden, und zur Untreue gegen sein Vaterland verleiten können!

178.

Doktor Brockmann, Bischof des Norwegischen Stiftes Seeland, war einst bey einem Freunde als Gast bey seinem Hochzeit-Feste, wo eine große Gesellschaft aus verschiedenen Ständen versammelt war. Ueber Tische ward unter anderem auch von der schlechten Aufführung eines gewissen Predigers gesprochen. Einige wunderten sich darüber, andere beklagten ihn. Eine adeliche Dame, vermuthlich eine von denen, die in Gesellschaften gerne das Wort führen, sah die Sache von einer andern Seite an, und sagte mit einer höhnischen Miene: „da sehen wir, was unsere Priester für Leute sind!“ Brockmann saß dabey; als Haupt der Geistlichkeit kränkte es ihn zu hören, wie von diesem Stande überhaupt so verächtlich gesprochen werde; gleichwohl fand er diese fade Aeusserung keiner ernsthaften Antwort würdig. Kurz darauf aber brachte er eine Erzählung auf die Bahn von einer vornehmen Dame, die wegen ihrer schlechten Aufführung bekannt war, und machte in dem Verfolge der Erzählung die Bemerkung: „daraus folgt aber keinesweges, daß alle unsere adelichen Damen so seyn sollten.“

179.

Im Anfange des langwierigen Krieges, welchen die Römer mit den Samnitern führten, machte ein Theil des römischen Heeres, der seine Winter-Quartiere in Capua genommen hatte, einen Anschlag, sich dieser reichen, und in Hinsicht des üppigen Lebens ihrer Einwohner mit Rom wetteifernden Stadt zu bemächtigen. Doch wurde das Vorhaben dieser Soldaten noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt, indem man sie einzeln aus Capua herausschickte und nach Rom beorderte. Aber die Furcht vor der Strafe, die in Rom ihrer wartete, machte, daß sie nicht dahin giengen, sondern sich unterwegs wieder sammelten, und den Anschlag faßten, sich ihrer Vaterstadt mit den Waffen in der Hand zu bemächtigen. Eine Zeitlang blieben sie ohne Anführer, da Niemand kühn oder schlechtdenkend genug war, sich an die Spitze eines Haufens Verräther zu stellen. Sie zwangen endlich einen gewissen Quintus, einen alten erfahrnen Krieger, der gerade auf dem Lande lebte, ihr Oberhaupt zu werden; und mehr durch ihre Wuth hingerissen, als von ihrem Anführer beordert, rückten sie der Stadt bis auf zwey Meilen hin nahe. Die Unruhe und Furcht, welche dieser Vorfall in Rom erregte, war nicht geringe. Der Senat ernannte sogleich den Consul M. Valerius Corvus, einen eben so klugen und sanften, als tapfern Feldherrn zum Dictator. Man hoffte, daß dieser Mann, welcher bey den Soldaten sehr beliebt war, vielleicht den Aufruhr durch Güte werde dämpfen können; und in der That, der Erfolg rechtfertigte die Erwartung, welche man von ihm hatte. Er gieng mit seiner Armee den Aufrührern entgegen; schon standen beyde Heere sich gegenüber, und alle Schrecken eines bürgerlichen Krieges schienen unvermeidlich zu seyn; Corvus aber wandte dieses Unglück durch sein sanftes und kluges Betragen ab. Er legte seine Waffen, jedes Zeichen und jede Miene von Feindseligkeit bey Seite,

und trat den Aufrührern mit Vertrauen entgegen, als ob es ihm darum zu thun wäre, seine alten Freunde noch einmal zu umarmen. „Meine Tapferkeit zu zeigen," — rief er — „habe ich Gelegenheit genug gehabt; es fehlt mir nur noch der Ruhm, auch Frieden gestiftet zu haben. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde! Unmöglich könnet Ihr glauben, daß ich feindselige Absichten gegen euch hege, ich, der dem Senate nie etwas vorschlug, was Eurem Vortheile entgegen war. Ihr könnet gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus streng seyn wird, er, der gegen Niemand als gegen sich selbst strenge war. Was ihr aber auch thun möget; so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir geziemet. Ziehe ich mein Schwerdt, so soll es wenigstens nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige zuvor gezogen habt; soll Blut fließen, so sollt ihr das Blutvergießen beginnen. Aber gegen wen gedenkt ihr zu fechten? — Gegen eure Feinde, die Samniter? die Volsker? Nein, gegen Eure Väter, Kinder, Brüder und Mitbürger! Doch das seye ferne von Euch! — Du, Quintus, wenn du der Anführer dieses schändlichen Unternehmens bist, so trage dein Begehren in der Ordnung vor, wir werden zu schonen und zu erhören wissen!" Die ganze Armee ward durch diese Rede erschüttert. Quintus, der nur gezwungenen Antheil an der Sache genommen hatte, bat im Namen Aller um Vergebung ihres Vergehens. Corvus nahm keinen Anstand, sie ihnen zu gewähren, und führte sie alle freundlich in die Mauern Roms ein. So ward eine Empörung, die für Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darein setzte, leutselig gegen seine Freunde, und nur seinen Feinden fürchterlich zu seyn.

180.

Der Philosoph Aristippus machte einst eine Reise zur See, und ward erst, als er auf offenem Meere war,

inne, daß das Schiff, worin er sich befand, Seeräubern gehöre. Nachdem er eine Zeitlang über seine Lage nachgedacht hatte, nahm er auf einmal all sein Geld aus der Tasche, zählte es, und warf es dann in's Wasser, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist besser, daß Aristippus dich verderbe, als daß du Aristippus verderbest." — Hernach stellte er sich, als habe er es aus Versehen fallen lassen. So benahm er den Seeräubern die Lust, ihn zu bestehlen, und rettete sich selbst das Leben.

Fleiß in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten.

181.

Nützliche, durch gesunde Vernunft und anhaltenden Fleiß erlangte Kenntnisse, Güte des Herzens und eine durch diese Vorzüge erlangte nützliche Wirksamkeit in der Welt machen ihrem Besitzer desto mehr Ehre, je weniger man sie, vermöge seiner Erziehung und seines Standes, von ihm erwarten kann. Und so verdient unstreitig der Mann aus geringem, niedrigem Stande, der sich durch eigene Anstrengung zu diesem Grade der stillen Menschen-Würde erhebt, mehr Achtung, als der mit Lorbeeren gekrönte Held, der aus Ehrsucht Menschen bey Tausenden auf dem Schlachtfelde hinopfert; eben die Achtung, als der in aller Welt berühmte Gelehrte, dem der Besitz eines ansehnlichen Vermögens und aller Hülfsmittel sein Emporsteigen von allen Seiten erleichtert.

Karl Dietrich Barth in dem Schwäbischen Dorfe Hüffenhardt, ein Metzger und Viehhändler von Profession, äusserte von Jugend auf eine leidenschaftliche Neigung, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er erlernte, mei-

stens durch eigenen Fleiß, die lateinische, französische, hebräische und deutsche Sprache, die Geometrie und Arithmetik, Geographie und Geschichte, und las die besten Schriften, die er bekommen konnte. Und dieses alles nicht zum Nachtheil, wie es bey'm gemeinen Manne oft der Fall ist, sondern mit großem Vortheile für seine Vernunft. Dabey trieb er seinen Viehhandel so ordentlich fort, daß er sich ein ansehnliches Capital zurücklegen konnte. — Wie viel aber das Lesen guter Schriften auch zur Veredlung seines Herzens beygetragen habe, bezeugen alle, die ihn kannten; vorzüglich zeigte er sich als ein edeldenkender Mann, in seiner letzten Willens-Verordnung. Er bestimmte sein erworbenes Vermögen von 7000 fl. zu Errichtung einer Abend-Schule, in welcher erwachsene junge Leute, im Schreiben, Rechnen, in der Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. Unterricht, auch die nöthigen Schreibmaterialien, und nützliche moralische oder ökonomische Bücher zum Lesen unentgeldlich erhalten sollen, um ihre in der Jugend etwa versäumten nöthigen Kenntnisse nachholen zu können. Diese Abend-Schule sollte, nach seinen Absichten, auch dazu dienen, junge Leute von böser Gesellschaft abzuhalten, und ihnen einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen.

182.

Der berühmte Johann Jacob Moser bewies schon in seinen Schul-Jahren einen ausgezeichnet großen Fleiß. Er brachte gewöhnlich seinem Lehrer zweymal in der Woche mehr denn 100 lateinische Verse, die er, ohne daß er dazu angehalten worden wäre, aufgesetzt hatte. Zugleich übersetzte er lateinische Schriftsteller; schrieb ein Antiquitäten- und Münz-Kabinet, einen weitläufigen philosophischen Traktat, und machte Auszüge aus unglaublich vielen Büchern. Schon in seinem 17. Jahre ward er ein beliebter Schriftsteller, im 19ten Professor der Rechte zu Tübingen, und im 26sten Regierungs-Rath. Während seiner 5jährigen Staats-Ge-

fangenschaft auf der Festung Hohentwiel wurden ihm keine andern Bücher gestattet als eine Bibel, ein Predigtbuch und ein Gesangbuch, Feder, Papier und Dinte waren ihm ganz versagt; dennoch wußte er, erst mit der Lichtscheere, und endlich, als diese abgenützt war, mit einer Scheere, deren Spitzen er allmählig polirte, eine Schreibtafel, die Ränder von 3 Büchern, alle weißen Stellen der Makulatur, die ihm gelassen ward, und zuletzt die Wände seines Zimmers ganz voll zu schreiben. Auf solche Weise schrieb er so viele Lieder, daß sie, als sie nachher gedruckt wurden, 114 Bogen füllten; ferner moralische Stücke, denen er den Titel: „Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungs-Arrestes" gab, und 34 Abhandlungen vermischten politischen Inhalts. Ueberhaupt könnte man mit sämmtlichen im Drucke erschienenen Werken dieses, für sein Vaterland und die Welt überhaupt, unermüdet thätigen Mannes recht wohl einen eigenen Bücher-Schrank füllen.

183.

Philipp Doddridge (Doddritsch), dieser gelehrte und rechtschaffene Englische Prediger, zeichnete sich schon in der Jugend durch seinen häuslichen Fleiß aus. Er wohnte nicht nur den Vorlesungen seiner Lehrer ununterbrochen und aufmerksam bey, sondern er las auch für sich sehr viel. Er las aber so, daß er dadurch zugleich seine Kenntnisse erweiterte. Von dem Inhalte einiger Bücher verfaßte er sich kurze Zusammenstellungen; aus andern machte er Auszüge, die er in sein Collektaneen- (Sammlungs-) Buch eintrug. Und da er Theologe zu werden sich vorgenommen hatte, so verzeichnete er jede merkwürdige oder neue Erklärung einer biblischen Stelle in seine mit Papier durchschossene Bibel. So sammelte er sich unvermerkt einen großen Vorrath von Kenntnissen, und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, denen er sich gewidmet hatte. Auch legte er sich mit regem

Fleiße auf die Lektüre der vorzüglichsten Lateinischen und Griechischen Schriftsteller, und gelangte dadurch zu der Gründlichkeit, Stärke und Richtigkeit, sowohl in Gedanken als im Ausdrucke, die man in seinen Schriften bemerkt.

Junge Leute, die Nutzen vom Lesen haben wollen, müssen sich, so wie Doddrigde, ein Buch halten, in welches sie das, was sie ihrem Gedächtnisse einprägen wollen, einschreiben; und dieß dann und wann in einer müßigen Stunde wieder lesen.

184.

Benjamin Franklin, Präsident der gelehrten Gesellschaft zu Philadelphia, wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zur Theologie bestimmt; er schickte ihn daher in seinem achten Jahre auf die Stadt-Schule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studieren zu lassen, änderte. Er wurde daher in eine Privat-Schule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er 10 Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust an diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher gewendet, und diese Neigung zur Gelehrsamkeit brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unsers Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen. Bey diesem kam er in seinem 12ten Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheit zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde dazu angewendet. Er hatte einen Arbeits-Gehül-

sen, Namens Collins, der ebenfalls das Lesen liebte. Mit diesem besprach er sich über allerley Gegenstände. Sie fiengen selbst an, einander ihre schriftlichen Aufsätze, worin sie ihre Meynung ordentlich ausführten, gegenseitig mitzutheilen. Diese Aufsätze geriethen zufälliger Weise in die Hände des alten Franklin, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seyen, aber eine bessere Schreibart hätten. Dieß reitzte den jungen Franklin, sich noch mehr im Style zu üben. Kurz darauf sah er den dritten Theil des von Richard Steele herausgegebenen Spectator oder englischen Zuschauers; und da ihm die Schreibart in demselben gefiel, so kaufte er dieß Buch, und suchte dieselbe nachzuahmen. Zu dem Ende las er einen Aufsatz durch, merkte sich den Inhalt, schrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann seinen Aufsatz mit dem im Zuschauer. Durch diese Uebung, die so ganz seine Erfindung war, erwarb er sich den schönen, ungekünstelten Styl, der nachher seine Schriften auszeichnete. Eine medicinische Schrift, die er gelesen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Gesundheit zuträglicher sey, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dieß bey seinem Bruder nicht haben konnte, so bat er denselben, ihm statt seiner Kost die Hälfte seines Wochenlohnes an Geld zu geben. Dieß geschah; und jetzt lebte er bloß von Früchten, Brod und Wasser, kaufte für sein übriges Tischgeld Bücher, und studirte, wenn seine Kameraden aßen und sich vergnügten. Er las aber nicht sowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr solche, die Nachdenken erfordern; nur diese gaben ihm Befriedigung, und unterhielten seinen Thätigkeit liebenden Geist. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt, als Jüngling aber fand er Geschmack daran, und erlangte darin, so wie in der Geometrie, mit Hülfe einiger Bücher, bald gute Kenntnisse. Locke's, eines berühmten Engländers, Versuch über den mensch-

lichen Verstand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer englischen Uebersetzung besaß, waren noch vor seinem sechszehnten Jahre seine Lieblingsbücher. So fuhr Franklin fort, als Buchdrucker-Geselle, als Herr einer Druckerey, und in den Staats-Bedienungen, die ihm seine Landsleute nachher anvertrauten, sich durch Lesen guter Schriften nützliche Kenntnisse zu erwerben. Bey diesen seinen vorzüglichen Einsichten suchte er auch seine Landsleute durch Schriften zu belehren, indem er unter andern jährlich ein Taschenbuch: „Almanach des armen Richards" herausgab, das allerley nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und sehr stark gelesen wurde. Er traf auch viele wohlthätige Anstalten in seinem Vaterlande, und half demselben sowohl durch seinen Rath als durch seine Klugheit. Als er Gesandter der Amerikanischen Staaten in Paris war, wußte er den König Ludwig XVI. für die Sache seines Vaterlandes gegen die Engländer zu gewinnen, und ihn zu bewegen, diesem in seinem Kampfe für Freyheit und Unabhängigkeit beyzustehen.

185.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, Geheimer Justizrath in Hannover, einer der größten Geister und Gelehrten unter den Deutschen, war noch nicht sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Ausbildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweyer einsichtsvollen Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beybrachten. Noch ehe er völlig 14 Jahre alt war, machte er einst in Einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in lateinischen Versen, 300 Zeilen lang, welches seinen Lehrern nicht übel gefiel. Im 15ten Jahre seines Alters verfertigte er schon gelehrte Aufsätze, und im 17ten gab er bereits Bücher in Druck; suchte

aber, nach seinem eigenen Geständnisse, bey dem allem eine größere Ehre darin, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren, gerechnet zu werden: wie er denn, gleich dem Sokrates, immer geneigt war zu lernen. Er zeigte als Knabe keinen ausschließenden Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Denn da sein Vater eine große Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern zurückgelassen hatte, so nahm er sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen, und brachte es auch in Kurzem so weit, daß er, unter andern, die tiefsinnigsten philosophischen Werke und alle klassischen Schriftsteller verstand; jedoch fühlte er bald, daß es nicht gut seye, so viele verschiedenartige Bücher durcheinander zu lesen, und wählte sich nur einzelne vorzügliche Schriften aus, worunter hauptsächlich der Livius und Virgil waren, mit denen er sich so bekannt machte, daß er noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte. — Da er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, so gieng sein rastloses Streben dahin, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen, und in seinem Innern zu vervollkommnen. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich werden, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beytragen zu können. Geschickter Jünglinge nahm er sich wie ein Vater an, und kannte kein größeres Vergnügen, als talentvolle junge Leute in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerley Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerley Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. — Sein Wahlspruch war:

„Pars vitae, quoties perditur hora, perit.“ (Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren.) — Er blieb auch diesem Grundsatze vollkommen getreu, und war so ängstlich geitzig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas Nützlichem beschäftigte, und sogar auf Reisen und bis in sein hohes Alter entweder die Compendia las, nach welchen er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf. Jeden neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöver'schen Bibliothek noch einige Millionen solcher Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

186.

Die Geschichte der Erfindung der Fernröhre gibt einen Beweis ab, was ein angestrengtes, vernünftiges Nachdenken vermag. Galiläus Galiläi, Professor auf der Universität Padua, eines der größten mathematischen Genies (Schenies), reisete im May 1709. nach Venedig, und hörte daselbst in einer Gesellschaft, daß ein gewöhnlicher Brillenmacher in Middelburg, Namens Johann Lipperson, ein Instrument erfunden habe, wodurch sich die weitesten Dinge ganz nahe und deutlich vorstellten. Diese Nachricht bewog ihn, sogleich die Gesellschaft zu verlassen, und nach Padua zurückzureisen, um dieser Sache weiter nachzudenken, und wo möglich, auch ein solches Instrument auszufinden, von welchem er sich bey Betrachtung der Gestirne großen Nutzen versprach. Er nahm, nach mehreren angestellten Versuchen, eine Orgel-Pfeife, in welcher er zwey Gläser so lange hin und her rückte, bis er die rechte Stelle für dieselben fand. Höchst erfreut über das zu Stande gebrachte Fernrohr eilte er wieder nach Venedig zu seinen Freunden, nahm sie mit sich auf einen sehr hohen Thurm, und versuchte mit ihnen sein ersonnenes Instrument. Alle erstaunten, als sie die vielen entfernten Ge-

genstände, die sie hier überschauen konnten, so nahe und so deutlich vor Augen hatten. Galiläi wurde mit Lobsprüchen überhäuft, und der damalige Doge von Venedig gewann den Mann so lieb, daß er ihm bald nachher, als er ihm ein Fernrohr zum Geschenk überreichte, einen dreyfachen Gehalt aussetzte. Durch Galiläi ward der Gebrauch der Fernröhre allgemein bekannt. Nachmals wurden solche durch andere Gelehrte und Künstler, namentlich durch Keppler (1630.), Huygens, und Dolland, welcher 1757. die farbenlosen Fernröhre erfand, noch immer mehr vervollkommnet.

187.

Der vorerwähnte Galiläus Galiläi ließ von seinem zartesten Alter an eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, die mit eifriger Liebe zu den Wissenschaften verbunden war, an sich erblicken; fast ohne einige Beyhülfe lernte er die Musik, das Zeichnen, die Griechische Sprache und alle Schulwissenschaften. Eine vorzügliche Neigung aber bekam er zur Mathematik, und widmete sich ihr ganz. Durch sein Nachforschen erfand er, als Jüngling von etwa 20 Jahren, die jetzt bekannte Wasser-Wage, die sich von der gemeinen Wage dadurch unterscheidet, daß sie empfindlicher und feiner ist, und statt der Wagschalen flache messingene Teller hat, die unten mit Häkchen versehen sind, an welchen man die einzutauchenden Körper an Pferde-Haaren einhängen kann. Schon vorher machte er eine noch wichtigere Entdeckung. Er gieng eines Tages in eine Kirche zu Pisa, wo er die Bewegung einer an der Decke aufgehängten Lampe bemerkte; diese Beobachtung gab ihm Gelegenheit, über allerley Erfahrungen des Perpendikels nachzudenken. Nachdem er Alles hinlänglich überdacht hatte, wandte er das, was er durch seine Untersuchung herausgebracht hatte, zuerst auf die Arzneywissenschaft an, um das Schlagen des Pulses auszumessen, und entwarf auch nachher den Bau einer Uhr mit einem Perpendikel. In

der Folge setzte er auch die Schwere und die Schnellkraft (Elasticität) der Luft zuerst recht ausser Zweifel; er verfertigte daher, nach diesen Kenntnissen und Erfahrungen, auch das Thermometer oder dasjenige Wetterglas, welches die Abwechslung der Kälte und Wärme in der Luft nach ihren Graden genau bestimmt. Außer dem, in Nro. 186. erwähnten Teleſcope (Fernrohr) ist das Mikroſcop (Vergrößerungsglas) eine Erfindung von ihm.

188.

Des berühmten jüdischen Philosophen, Moses Mendelssohn, Vater war ein Zehngebotschreiber und Schulmeister in Dessau; er hatte ein armseliges Aemtchen — und der Geist seines Sohnes mußte sich also ohne fremde Beyhülfe, ohne irgend eine Aufmunterung, durch all' diejenigen drückenden Lasten, die auf ihm lagen, zu dem hohen Grade der Bildung, des Scharfsinnes, der Einsichten, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, hindurcharbeiten. Sein unersättlicher Durst nach Kenntnissen verleitete ihn in früheren Jahren, oft ganze Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbesondere der Fall bey ihm, als er zuerst die philosophischen Werke eines Wolf und Leibnitz studirte, und mit einer vorher nie empfundenen Wollust einen immer helleren Tag in seiner Seele aufdämmern sah. Oft war es ihm damals unmöglich, seine Lampe eher auszulöschen, als bis der Morgen schon wieder in sein Fenster schimmerte; er zog sich aber durch diese häufigen Nachtwachen seine nachherige langwierige Nervenschwäche zu: so daß er schon im 56sten Jahre seines Lebens starb. — Es ist daher studirenden Jünglingen, die für ihre Gesundheit sorgen wollen, sehr zu rathen, daß sie nicht durch öfteres Fortarbeiten bis nach Mitternacht sich Schaden thun, sondern zeitig zu Bette gehen, und dafür nach einem Genusse von 6 bis 7 Stunden ruhigen Schlafes Morgens bey Zeiten aufstehen.

189.

Kaiser Karl der Große hatte in seiner Jugend nur wenig Gelegenheit zum Lernen gefunden, und in männlichen Jahren mußte er einen großen Theil seines Lebens an der Spitze seiner Heere zubringen. Aber sein Beyspiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossener Beharrlichkeit sehr vieles möglich ist, was der Träge für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß ihr abzuhelfen, und ward einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Da er um sich her Niemand fand, der ihn bey seinen Bemühungen so recht unterstützen, und Lehrer-Stelle bey ihm hätte vertreten können, so berief er aus andern Gegenden, und selbst aus fremden Ländern, einsichtsvolle und gelehrte Männer an seinen Hof, und ließ sich von ihnen Unterricht geben. So wurde er, ohne seine Regenten-Pflichten zu vernachläßigen, Kenner einiger Fächer der Gelehrsamkeit, verstand das Lateinische und Griechische vollkommen, wenn er das Letztere gleich nicht sprach, und brachte es unter anderem in der Sternkunde so weit, daß er brauchbare astronomische Tafeln verfertigen konnte. Da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreib-Tisch, um die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner — des Schwerdtes gewohnten, abgehärteten Hand wohl schwerer werden mußte, als den weichen Knaben-Fingern. Ja, er war so emsig, diese nützliche Kunst zu lernen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreib-Materialien bey sich führte, und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke, welche er von Geschäften frey war, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benützen zu können.

190.

Jouvenet (Schuwenet), einer der besten französischen Mahler, hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die

rechte Hand lähmte, und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Mahler würde dieß ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn; nicht so für ihn. Durch anhaltende Uebung brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut mahlen lernte, als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jetzt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfalle verfertigte, deren keinem man die später geübte Hand anzusehen vermag. — Beyspiele dieser Art verdienen in der Geschichte aufbewahrt zu werden, weil man daraus lernen kann: daß unverdrossener Fleiß und fortgesetzte Uebung auch das Unmöglich-scheinende möglich zu machen vermögen; und daß man bey großen Unglücksfällen nie kleinmüthig verzweifeln, sondern, wie Jouvenet, auf Mittel denken müsse, den Schaden zu ersetzen, in der Ueberzeugung, daß man dergleichen Mittel, wenn man sie nur aufmerksam und anhaltend genug sucht, auf eine oder die andere Weise endlich zuverläßig finden werde.

191.

Die Uebung der körperlichen Organe und Gliedmaßen hat eine unmittelbare Beziehung auf die Erhöhung der Geistes-Kräfte. Ein richtiges und weittragendes Auge, und ein feines Ohr und Gefühl, ein subtiler Geruch und Geschmak geben der Seele reichern und feinern Stoff zum Denken, als wenn diese sinnlichen Werkzeuge ungeübt oder verdorben sind. Es ist daher Pflicht, sich von Jugend auf im Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken zu üben, wie im Denken und Wollen. Durch frühzeitige Uebung kann man es leicht dahin bringen, Entfernungen mit dem bloßen Auge so richtig zu messen als mit dem Maaßstabe, und die Schärfe des Gesichtes auf eben den Grad zu erhöhen, als bey gewissen Völkern, welche die Gegenstände Meilen weit unterscheiden. Welcher Vollkommenheit und Verfeinerung das Gehör fähig sey, beweisen manche Musiker, die, bey dem zahl-

reichsten Orchester, jeden Mißton hören, und anzugeben wissen, welche Stimme gefehlt hat, u. s. w.

In dem Dorfe Rio Tinto in Portugall starb im Jahr 1788. ein Priester Namens Manuel, ein, seinem Aeussern nach, gering-scheinender Mann, und dessen Gelehrsamkeit auch nicht einer Hand breit über sein Brevier hinaus gieng; der aber doch in seiner Art sehr gemeinnützig wirkte. Er pflegte die Woche zweymal auf seinem Maulesel von seiner Diöcese aus nach Porto zu reiten, und stieg daselbst bey einem Apotheker ab. In dessen Hause fanden sich alsdann jedesmal Lahme und Krüppel, oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenket hatte, ein, und er heilte sie. Denn mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand wußte er die verschobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte sie dann mit solcher Kraft wieder in die Lage, wie sie seyn mußten, daß sie leichter heilten; und eben so genau und fest legte er, auch bey gebrochenen Gliedern, den Verband an. Arzneymittel brauchte er wenig, und zwar nur die einfachsten, z. B. Weinstein in Wein abgesotten und Terpentin. Auf solche Art heilte er einen Krüppel, der drey Rippen im Leibe zerbrochen hatte; und einem Lahmen, dem ein gelernter Wundarzt das gebrochene Bein so schief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte, schlug er dasselbe erst ein Jahr hernach wieder entzwey, und heilte es in Zeit von vier Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaume gefallen, und konnte weder sitzen, noch stehen, noch liegen; jeder glaubte, sie hätte das Steißbein zerbrochen, welches schwer zu heilen seyn soll. Diese trugen ihr Mann und ihr Bruder zu ihm in die Apotheke, und wollten sie entkleiden, als die Reihe der Berathung an sie kam: denn der Priester nahm die Leute in der Ordnung vor, wie sie kamen, so daß öfters ein Edelmann warten mußte, bis ein Bettler abgefertigt war; aber er sagte: „laßt's gut seyn, wir wollen erst sehen!" Und da strich er mit seinem starken Daumen

längs dem Rückgrathe herunter, und gab ihr die beruhigende Versicherung, daß es bloß eine Verrenkung seye. Hierauf nahm er das Weib vor sich, und stämmte seine Kniee gegen den verletzten Theil, faßte mit den Händen ihre beyden Schultern an, und bog sie mit einmal so gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen lauten Schrey, stand auf, und gieng ihres Weges. Die Armen heilte er umsonst, und die es bezahlen konnten, für einen Teston (1 ggr. oder etwas über 4 Kreutzer); die Reichen, die ihn in's Haus kommen ließen, mußten den Werth von 1 Thlr. bezahlen, nicht mehr und nicht weniger. Von diesem Geld unterhielt er seinen Mauleſel. Er selbst lebte von den geringen Einkünften seines Amtes schlecht und recht, und enthielt sich alles Weines und starker Getränke, welche er auch seinen Patienten verbot. Und diese so gemeinnützige Beschäftigung setzte er über 50 Jahre fort, und ward froh dabey, bis er im 80sten Jahre seines Lebens, bedauert von Allen, die ihn kannten, starb.

192.

Im Dorfe Oppershausen unweit Celle lebte noch vor wenigen Jahren ein von Geburt an armer Krüppel, Namens Hans Heinrich Laue. Dieser Mensch konnte von Jugend auf beyde Hände und einen Fuß nicht gebrauchen, weil alle drey Glieder rückwärts standen, und gelähmt waren. Dessen ungeachtet hatte er es durch unermüdete Uebung dahin gebracht, sich nothdürftig selbst ernähren zu können. Er lernte mit den Zähnen und den Lippen spinnen, und spann auf diese Weise täglich fünf Bind gutes, ebenes, flächsenes Garn, wovon 10 bis 12 Schneller auf das Pfund giengen.

193.

Wer sich in seine Umstände zu schicken weiß, kann leicht auch ohne Vermögen durch die Welt kommen und sich emporarbeiten! Ein Beyspiel hiervon gibt uns der

zu seiner Zeit berühmte Baron von Holberg. Er war der Sohn eines Soldaten. Nach dem Tode seiner Aeltern, die er sehr frühzeitig verlor, sah er sich selbst überlassen, ohne Vermögen, ohne Zuflucht, kurz, er erfuhr all' das Elend, das einen Waisen treffen kann. Er mußte sein eigener Erzieher werden, und selbst zusehen, wie er zu einigen Kenntnissen gelangen möchte. Er lernte daher ohne Lehrmeister lesen, und als er kaum 9 oder 10 Jahre alt war, wollte er nichts anders als die Studien zu seiner Beschäftigung erwählen. Er wanderte von einer Schule zur andern, und bettelte sein Brod und seine Wissenschaften. In seinem siebzehnten Jahre, anstatt sich auf etwas zu legen, wodurch er sich aus der Armuth, in der er sich befand, hätte herausreissen können, faßte er den Entschluß, seine Kenntnisse auf Reisen zu vermehren. Von seiner Geburts-Stadt Bergen in Norwegen, gieng er nach Koppenhagen, und lehrte daselbst die französische Sprache, das einzige Mittel, welches ihm das Glück darbot, seinen Unterhalt zu finden. In den freyen Stunden, welche ihm dieser sein mühsamer Nahrungsstand erlaubte, ließ er, so viel ihm sein geringes Vermögen verstattete, keine Gelegenheit unbenützt, bey welcher er seine Kenntnisse vollkommener machen konnte. Seine Umstände ließ er sich keinen Augenblick hindern, sein Vorhaben auszuführen. Ohne Geld und ohne Empfehlungs-Schreiben unternahm er eine Reise durch Europa. Eine gute Stimme und ein wenig Musik waren der Fonds, welcher die Unkosten zu dieser weiten Reise darreichen sollte. Die Einkünfte, die er sich mit seiner Kunst erwarb, waren also die Mittel, mit welchen er die Reisekosten durch Frankreich, Deutschland und Holland bestritt. Des Tages über reisete er, und des Abends sang er vor den Thüren der Bauern, um sich ein Nacht-Lager und eine mäßige Mahlzeit zu verschaffen. Auf diese Weise kam der junge Holberg bis nach England, hielt sich einige Tage in London auf, und reisete von da nach Oxford. Hier gab er in der

Musik und in der französischen Sprache Unterricht, zwar nur in so weit, oder in so vielen Stunden, als er zum Erwerb eines mittelmäßigen Unterhaltes nöthig hatte. Die übrige Zeit widmete er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Weltweisheit. Bereichert mit allen Kenntnissen, die er sich auf seinen Reisen durch Europa gesammelt hatte, deren vermuthlich eben so viele, wo nicht mehrere waren, als mancher Student mit schwerem Gelde auf Akademien kaum sich erwirbt, gieng er zurück nach Koppenhagen, wo seine Verdienste alsbald erkannt wurden, und wo er in der Folge, bereichert durch die Wohlthaten seines Königes, ein glänzendes Glück machte, und durch seine rühmlichen Kenntnisse — allgemeine Hochachtung sich erwarb.

194.

In der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet hätte? Er antwortete, er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — „Aber wovon?" — fragte der Alte wieder. — „Nun, erwiederte der Jüngling: Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben." — „Ich weiß es" — fuhr der Alte fort: — „aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer als alle Güter wäre, und was Ihnen Niemand rauben könnte? J. Ich verstehe Sie nicht recht. E. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie ein Handwerk? — J. Nein. — E. Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden. — J. Und die Ursache? — E. Weil ich diese keinem andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau nähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten. — J. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten? —

E. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben. Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bey ihm in die Lehre, und war mit einem halben Jahre geschickter als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte. Einige Jahre nachher entstand ein Krieg. Beyde, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten alles, was sie hatten, im Stiche lassen, und nach Holland flüchten. Hier ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Manne zu, daß man so künstliche Korb-Arbeit bey ihnen machen kann.

195.

Aristippus, ein Schüler des Sokrates, wurde einst gefragt, was für ein Unterschied zwischen einem geschickten und ungeschickten Menschen seye? — „Man sende" — antwortete er — „beyde, von Allem entblößt, unter Unbekannte, und man wird den Unterschied bald bemerken." — Wie treffend diese Antwort war, bewies er mit seinem eigenen Beyspiele. Denn als er auf seiner See-Reise am Ufer der Insel Rhodus Schiffbruch litt, rettete er mit einigen seiner Gefährten nichts als das Leben. Diese waren sehr niedergeschlagen, und klagten über ihren Verlust. Aristippus aber blickte ruhig um sich her, und als er einige geometrische Figuren in der Nähe wahrnahm, rief er ihnen zu: „Laßt uns Muth fassen! ich sehe Spuren von Menschen." Hierauf begab er sich unverzüglich nach der Stadt Rhodus, ließ sich an den Ort führen, wo öffentliche Uebungen in Wissenschaften und Künsten angestellt wurden, und redete daselbst von dem, was wahr, recht und gut ist. Dafür bekam er so viele Geschenke, daß er nicht um seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch seinen Ge-

fährten Alles, was sie zu ihrer Bekleidung und ihrem Unterhalte nöthig hatten, geben konnte. Da aber seine Begleiter in ihr Vaterland zurückkehren wollten, und ihn fragten: ob er etwas dort zu bestellen und auszurichten habe, so befahl er ihnen, ihren Landsleuten zu sagen: daß sie ihren Kindern solche Besitzungen und Güter verschaffen möchten, die man auch aus einem Schiffbruche retten könnte. — Wie wichtig sind also nützliche Kenntnisse zum glücklichen Fortkommen in der Welt! Allenthalben, wo der Geschickte hinkommt, findet er Unterhalt, Unterstützung und Freunde; und wenn er gleich alles andere verliert, so bleibt ihm doch seine Einsicht und Geschicklichkeit, wodurch er sich wieder helfen kann.

196.

Anquetil du Perron, ein berühmter französischer Gelehrter, der im J. 1803. starb, zeichnete sich schon auf der Universität zu Paris, wo er studirte, durch ausdauernden Fleiß und durch seine unersättliche Wißbegierde aus, besonders in Erlernung fremder Sprachen, wofür er eine entschiedene Vorliebe hatte. Jede freye Stunde brachte er in der königlichen Bibliothek zu, um die daselbst befindliche zahlreiche Sammlung von griechischen, hebräischen und arabischen Büchern und Manuscripten zu benützen. Durch Zufall fand er einst vier Blätter aus dem Zendaveſta, einer Sammlung von religiösen Schriften, welche in der uralten indischen Sprache geschrieben sind, deren sich Zoroaſter, ein berühmter Lehrer des hohen Alterthums, bedient hat. Da er sie nicht lesen konnte, so entschloß er sich, nach der malabarischen Küste zu reisen, um diese Sprache unter den Parsen, einer interessanten Nachkommenschaft der Schüler von Zoroaſter, zu erlernen. Seine Gönner gaben sich viele Mühe, ihm Unterstützung zu verschaffen; da aber ihr guter Wille manche Schwierigkeiten fand, so faßte der junge Missionär der Indischen Litteratur, wie er sich selbst nannte, auf einmal den Entschluß, sich un-

ter die Rekruten einschreiben zu lassen, welche die Ostindische Handels-Gesellschaft nach Ostindien schickte, um die entfernten Posten auf den Handlungs-Comtoirs zu besetzen. Er reisete ab, nachdem er durch Hülfe seiner Freunde noch verschiedene Begünstigungen erhalten hatte, und langte im J. 1755., als er kaum 24 Jahre alt war, zu Pondichery auf der ostindischen Küste Coromandel an. Von dort aus nahm er seinen Weg zu Lande nach Surate, und durchwanderte auch den größten Theil der Halbinsel in verschiedenen Richtungen zu Fuße. In der Erreichung seines Hauptzweckes aber fand er große Schwierigkeiten, da die Braminen (die Indischen Priester und Philosophen, die einzigen Besitzer der alten Sprache und der in derselben geschriebenen Bücher) sehr argwöhnisch sind, und meistens in dem Wahne stehen, daß ihre Religion ihnen verbiete, einen Fremden in die Geheimnisse derselben einzuweihen. Dessen ungeachtet brachte er es durch Geduld und Nachsicht, auch manchmal durch List, durch den Einfluß seines Bruders, der Handlungs-Consul geworden war, und durch gänzliche Aufopferung seines väterlichen Vermögens, noch viel weiter als er anfänglich gehofft hatte. Bey seiner, nach einem 12jährigen Aufenthalte in Ostindien, im J. 1767. erfolgten Zurückkunft nach Paris übergab er 18 von seinen Manuscripten, worin Zoroasters Werke und verschiedene auf die Geschichte der Parsen und ihre Religion sich beziehende Abhandlungen enthalten sind, der königlichen Bibliothek, und behielt noch 9 Bände eigenhändig geschriebner Abhandlungen für sich. Wenn er von einem Werke hörte, dessen Sprache er noch nicht kannte, so erlernte er sie sogleich, um das Buch in der Ursprache lesen zu können. Er verfertigte sich selbst seine Sprachlehren, wobey seine ausgezeichnet-große Gelehrsamkeit ihm sehr zu statten kam. Seine Lebensart war äusserst einfach; — aus Milch, Käse und Brunnenwasser bestand seine ganze Nahrung; er lebte sehr eingezogen, hatte aber dabey ein menschenliebendes Herz, war ein treuer

Verehrer der christlichen Religion, und seine aufrichtige Frömmigkeit zeigte sich besonders auch in den letzten Tagen seines Lebens.

Arbeitsamkeit und Berufstreue.

197.

Der Arbeitsame unterläßt nie ein Geschäft, das er zu verrichten hat; er thut alles zur rechten Zeit; er verschiebt keine Arbeit von einer Zeit zur andern. Er klagt daher auch nie über Langeweile Durch seinen Fleiß verschafft er sich und den Seinigen Brod, ist vor tausend Thorheiten und Lastern sicher, ist seinen Mitbrüdern nützlich, und hat einen großen Einfluß auf das allgemeine Beste.

Eine solche reine Liebe zur Arbeit, gebildet durch frühe Gewohnheit, hatte der vor einigen Jahren verstorbene Hannöverische Landwirth Johann Tobias Beutler. Von Jugend auf bis in ein hohes Alter, das er auf 74 Jahre und 9 Monate brachte, war ihm Arbeitsamkeit zur zweiten Natur geworden, und noch am Morgen seines Todes verordnete er, was seine Leute arbeiten sollten. Er stand im Sommer mit Tages-Anbruch auf, sorgte, daß sein Vieh gut gefüttert ward, und rief seine Knechte und Mägde oft dann schon an die Arbeit, wenn andere Landwirthe noch fest schliefen. Frühe mit Aufgang der Sonne fand man ihn gewöhnlich schon auf seinen Gütern mit denjenigen Arbeiten beschäftiget, welche die Jahreszeit erforderte, und des Abends war er immer der letzte im Felde, und verließ es, besonders zur Aerndtezeit, oft nicht eher, als bis die finstere Nacht ihn zur Ruhe rief, und dann bedauerte er noch herzlich, daß der Tag nicht länger sey, um noch länger arbeiten zu können. Dem Schlafe gönnte er nur so

viel Zeit, als ihn die Natur unserem Leben angewiesen zu haben scheint. Er fragte nie nach Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Wetters. Weit entfernt, daß sein unermüdeter Fleiß nur die Erlangung eines gemächlichen Zustandes und einer mit angenehmen Genüssen verbundenen Ruhe zur Absicht gehabt hätte, war es ihm vielmehr um Vermehrung der Gelegenheit zur Arbeit zu thun. Er aß mit seinem Gesinde an einem Tische. In seiner Wohnung hielt er auf Reinlichkeit; scheuete aber überflüssigen Aufwand aufs höchste. Gleichwohl war er nichts weniger als geitzig. Sein Hausgesinde verließ ungern seinen Dienst, und blieb viele Jahre bey ihm. Vier Taglöhner hatten das ganze Jahr Brod bey ihm. Im siebenjährigen Kriege verlor er über 8000 Rthlr. (14,000 fl. Rheinisch), wußte sich aber darüber als Christ und vernünftiger Mann zu trösten. Wenn das Getreide im Preise sehr hoch stieg, verkaufte er es an die Armen wohlfeil, und in den unglücklichen Jahren 1771. und 1772., da Gott seine wohlgebauten Felder vor andern gesegnet hatte, gab er allen Hungrigen, die ihn um Brod ansprachen, mit Freuden. Er sparte nichts, und war von Herzen fröhlich, wenn er seinen Gehülfen einen Aerndte-Schmaus oder ein anderes Fest geben konnte. Für sich selbst aber war er sparsam, und jeden erübrigten Thaler bestimmte er zum Ankauf neuer Grundstücke, um immer mehr Arbeit zu bekommen. Eben so wenig waren Eitelkeit und Stolz die Triebfedern seines Fleisses; denn er lebte ganz eingezogen, bekümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt, und suchte weder Rang noch Titel. Auf diese Weise brachte er sein erworbenes Vermögen von 5 Hufen Ackerlandes, einer Wiese und einem Hause auf 15 Hufen Ackerlandes und 30 Morgen der schönsten Wiesen, und zwey ansehnliche Häuser. Unter der Leitung eines solchen Vaters wurde sein Sohn, Johann Beutler, der noch jetzt des Vaters Wirthschaft fortführt, ein eben so fleißiger und uneigennütziger Arbeiter. — Ein Be-

weis, daß der Mensch das leicht wird, wozu man ihn von Jugend auf machen will.

159.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem Badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beyspiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Eltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur" — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen!" — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwerkenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Hals-Flor waren sein ganzer Jahres-Lohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem Würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740.) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung, und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 6 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter im Murgthale wurde. Nun

trat er seinen Dienst an, und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn, als er schon Holländischer Faktor war, und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeit-Bestimmung eines andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Art, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte. — Nicht lange hatte er seinem Vater beygestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte, und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meisterknechte beym Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer, und verschaffte ihm durch Geld-Vorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer, in seinem 21sten Jahre, als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringerischen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privat-Geschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete,

so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahr-Gehalte von 500 Rthlr. (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen, Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bey dem damaligen Bischoffe zu Speyer, und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweybrücken, dem ehemaligen Bisthume Strasburg, den vorderösterreichischen Ständen, und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabey versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor, und pachtete mehrere Ländereyen. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolfin von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er zeugte zwölf Kinder mit ihr, wovon noch drey leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweyte Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte, und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun war er Orts-Vorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Ober-Schultheis, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reissenden Murg-Stromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereyen und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke

Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine schöne Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle.

Der jetzige Amalienberg, sonst Hilver genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äusserst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Frucht-Gegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drey Ellen hoch überfahren; Apfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen- und Nuß-Alleen wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Haupt-Fels ihm seine ganze Anlage zu enrstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern, und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diesen Felsen zu Terrassen ebnen, auf welchen jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweyte Gattin von seiner Seite, mit der er in 18 Jahren zwölf Kinder gezeugt hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von den mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drey. Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen, und dabey so vielen, meist armen Personen, durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen, und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann

dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der edle, nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äusserte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nacheinander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der Badenschen Herrschaften. Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenald einen Contrakt über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute, und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrey ohne Verschwendung. Nicht leicht vergieng eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bey ihm gehabt hätten. Ungeachtet der edlen Genüsse, und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachten, und ungeachtet der großen Kriegs-Lasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn, am 4ten May 1803. in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

199.

Hat man einmal etwas Gutes und Nützliches angefangen, so muß man sich nicht gleich abschrecken lassen, wenn auch schon die ersten Versuche mit Schwierigkeiten und Hindernissen verknüpft seyn sollten. — Dieß ist eine überaus wichtige Regel, zumal für die Jugend, welche nur allzugeneigt ist, von einem auf das andere zu verfallen; und so groß auch der Eifer war, mit welchem sie ein Geschäft angriff, doch gar bald träge und verdrossen zu werden pflegt, wenn die Sache den Reitz der Neuheit für sie verloren hat, oder wenn die Arbeit nicht so von statten geht, wie man sich anfänglich einbildete.

Zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wohnten in dem Nassau-Siegenschen Dorfe Helmershausen drey Jünglinge: Joh. Heinrich Klaus, Joh. Heinr. Helmers und Joh. Heinr. Preis, die alle drey Viehhirten waren. Sie fanden aber bald, daß sie neben ihrem Geschäfte, das Vieh zu hüten, noch etwas anderes arbeiten, und also sich und den Ihrigen auf eine doppelte Weise nützlich werden könnten. Weil sie sich öfters im Walde aufhielten, so kamen sie auf den Gedanken, in ihren müßigen Stunden hölzerne Löffel zu machen. — So waren die damaligen Sitten, daß sich unsere Voraltern bey hölzernem Geschirre sehr wohl befanden, und vergnügter waren, als es jetzt Viele bey ihren silbernen Löffeln sind! — Unsere drey Jünglinge machten ihre Löffel aus trockenem Ahornholze; aber ihre Arbeit gieng anfänglich so langsam, daß Jeder von ihnen an einem Tage mehr nicht als einen einzigen Löffel machen konnte, und dafür bekam er dann nur — einen halben Kreutzer. Allein keine Schwierigkeit, keine Mühe, auch nicht einmal der so schlechte Verdienst, vermochten sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken. Nachdem sie sich durch anhaltende Uebung eine rechte Fertigkeit in dieser Arbeit eigen gemacht hatten, so lehrten sie solche auch die

Mitbewohner ihres Dorfes, die durch den Fortgang ihres Geschäftes aufmerksam gemacht worden waren, so daß sich die Anzahl der Löffel-Arbeiter nach und nach bis auf vierzig vermehrte. Das hiezu erforderliche Holz bekamen sie aus den benachbarten Ländern, weil man im Siegenschen auf das Holzwaren bedacht war. Aus einem Karren Ahornholz, der sie einen Gulden kostete, wurden zwey tausend Löffel gemacht, von denen das Stück einen halben Kreutzer galt; so daß sie von einem Karren voll Holz einen Arbeits-Verdienst von beynahe 17 fl. hatten. Die neuen Fabrikanten erlangten auch bald eine solche Fertigkeit in ihrer Kunst, daß ein Mann den Tag über ungefähr 60 Löffel fertig machte, und so endlich festgesetzt wurde, daß jeder Arbeiter täglich 60 Löffel machen mußte, dann hatte er Feyerabend. Wollte aber Jemand im Hause nach dem Feyerabend noch mehrere machen, so waren diese für ihn, und was er daraus löfete, war sein eigener Sparpfenning. Diese Löffel konnten sie nun auch leicht verkaufen. Die Weiber dieser Gegend verkauften das Leinentuch, das sie jährlich aus ihrem selbst gezogenen Flachse spannen, und in ihrer eigenen Haushaltung nicht brauchten, an sogenannte Gängler; die meisten derselben kauften nun auch den Helmershäusern ihre Löffel ab; auch gab es Leute, die einzig mit solchen Löffeln handelten. Endlich giengen ganze Pferds-Lasten davon nach Kölln, von wo aus sie zu Schiffe nach Holland, von da aber vorzüglich nach West-Indien versendet wurden.

200.

Isaak Maus, ein Bauer aus dem ehemals Churpfälzischen Dorfe Badenheim, der vor wenigen Jahren starb, gehört unter die Klasse jener seltenen Männer, die sich bloß durch Hülfe ihres eigenen Verstandes ausgebildet haben: denn Maus war ein trefflicher Dichter. Weit entfernt, auf diesen Vorzug stolz zu seyn, behielt er beständig seine ländlichen Sitten, und seine simple

Kleidung und Sprache bey; doch so, daß sein Anzug reinlicher, und seine Sprache ausgebildeter und richtiger war, als die seiner Mitbauern. Ungeachtet er von seinem Reichthume bequem leben, und also seiner Lieblings-Neigung, der Dichtkunst, ungestört hätte nachhängen können, so hielt er es doch für Pflicht, die Geschäfte seines Berufes zu verrichten, er arbeitete also im Sommer mit eben dem Eifer bey Egge und Pflug, mit welchem er im Winter bey seiner einsamen Lampe dichtete. Er hatte viel gelesen, vorzüglich kannte er die besten deutschen Dichter; daher auch der Umgang dieses vortrefflichen Landmannes eben so lehrreich als unterhaltend war.

201.

Zu London hatte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herumlaufen. — Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln, hingeworfene Bindfaden aufzusuchen, und sorgfältig zu verwahren. Wenn er ein Duzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfäden gesammelt hatte, so brachte er beydes seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber. — Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmanns-Waaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordent-

lich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug. „Richard" — sagte er zu ihm — „hast du nicht auch etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest?" — „Ach, lieber Herr" — antwortete der Knabe — „Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als diese Katze habe." — „Nun so schicke deine Katze mit" — sagte der Kaufmann. — Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab. Nach einigen Monaten landete es an einer bisher noch nicht bekannten Insel. Man stieg aus und hörte, daß dieselbe von einem Könige beherrscht würde. Da dieser erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern, und mit sich speisen. Aber ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen davon genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nehmlich von Mäusen und Ratzen, und diese waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speise bemächtigten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand wegnahmen. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ungeachtet der König dem, der ein solches ausfinden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach. Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratzen tödten würde, und holten darauf ihre Katze her. Als man nun dieses Thier herbeygebracht hatte, machte dasselbe eine so schreckliche Niederlage unter den Mäusen, daß nach einer halben Stunde im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen und zu hören war. Der König freute sich sehr, dieser beschwerlichen Gäste los geworden zu seyn; und da er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf nach London zurück. Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben vor sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte, und ihn versicherte,

daß alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn hierauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn nachmals zum Erben aller seiner Güter ein.

Weise Sparsamkeit.

202.

Dem Rechtschaffenen ist es heilige Pflicht, von den ihm von Gott verliehenen Gütern einen vernünftigen und weisen Gebrauch zu machen, zu rechter Zeit zu sparen, und wirthschaftlich zu seyn, damit man zu einer andern Zeit freygebig und großmüthig seyn könne. — So dachte und handelte die Königin Sophie von Dänemark. — Sie erhielt nach ihres Gemahls Tode die fruchtbaren Inseln Laaland und Falster zu ihrem Wittwen-Sitze, und bezog die Einkünfte davon, so lange sie lebte. Sie wohnte 43 Jahre daselbst, hielt ihren Hofstaat, wie es einer Königin geziemt, und wandte auch etwas auf chemische Versuche, welche Wissenschaften sie sehr liebte. Dabey aber wußte sie ihre Haushaltung so einzurichten, und das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe so sorgfältig zu berechnen, daß sie noch immer schöne Summen zu Erweisungen der Wohlthätigkeit, worin sie ihre Freude suchte, übrig hatte. Sie streckte ihrem Sohne, König Christian IV. öfters Gelder vor, und ließ einmal in Kriegszeiten ein großes Schiff auf ihre Kosten bauen, womit sie ihm und dem Lande einen wesentlichen Dienst erzeigte. Ihre weise Sparsamkeit setzte sie in den Stand, Jahr aus Jahr ein 3 bis 400 Handwerkern Beschäftigung zu geben, Arme und Nothleidende nie ungetröstet von sich zu lassen, und für die Gegend, in welcher sie wohnte, eine wahre Mutter zu werden. Von

Jedermann geachtet und verehrt, erreichte sie ein hohes Alter. Als sie starb, weinte man um sie, wie wenn sie jedem Einzelnen angehört hätte, und ihr Beyspiel trug, lange nach ihrem Tode noch, die herrlichsten Früchte.

203.

Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas in derselben Jahres-Zeit noch Seltenes aufzustellen, unter andern gerne mit Forellen bewirthen; weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deßhalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „einen solchen Aufwand könnten wir zwar bey unsern Umständen allenfalls schon machen, aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden! Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen." Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine Schüssel, aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten habe, und sagte zuletzt: „daß statt der dreißig Stück Fische eben so viel Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. Ich sehe Sie alle für zu gutherzig an, als daß sie diesem Gerichte nicht ihren Beyfall geben sollten." Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun! so soll ein Jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Arme erfreuen zu können." — Merkt's

euch, ihr Reichen! gedenket der Armen, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt! —

204.

Als man in London zur Erbauung des großen, besonders für Wahnsinnige und Blinde bestimmten Bedlam-Hospitals eine Kollekte veranstaltete, kamen zwey von den Männern, welche zur Einsammlung der freywilligen Beyträge angestellt waren, an ein Kaufmanns-Haus, dessen Thüre halb offen stand. Im Augenblicke, da sie hineintreten wollten, hörten sie den Haus-Besitzer seiner Magd darüber Vorwürfe machen, daß sie einen Schwefel-Faden, der nur einmal angezündet worden, unbedachtsamerweise weggeworfen und zertreten habe. Diesem Wort-Streite horchten sie von aussen eine Zeitlang zu, traten endlich in das Zimmer hinein, und sagten dem Kaufmanne die Ursache des Besuches. Sogleich gieng dieser in ein Nebenzimmer, und brachte aus demselben 400 Stück Guineen (über 4400 Gulden) mit, zählte sie ihnen vor, und steckte sie in ihren Beutel. Die Sammler, die einen so reichen Beytrag nicht erwartet hatten, konnten nicht umhin, ihr Erstaunen hierüber zu bezeugen, und sagten dem Kaufmanne, was sie vor der Thüre gehört hätten. „Meine Herren" — erwiederte er ihnen hierauf — „Ihr Erstaunen ist durch etwas sehr Unbedeutendes veranlasset worden. Als ein Mann, der nach haushälterischen Grundsätzen handelt, spare ich mein Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt ist, desto mehr geben zu können. Eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in die glückliche Lage, wohlthätig zu seyn können." — Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der bloß des Geitzes sich zu schämen glaubt, und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält! Unwissenheit war stets des Lasters Mutter.

Genügsamkeit. Zufriedenheit.

205.

Entbehren, und mit Wenigem leben können, ist schön und groß. Nur kleine Seelen halten sich für unglücklich, wenn sie schöner Kleider, leckerhafter Speisen, kostbarer Meublen ꝛc. entbehren müssen; große Seelen hingegen schränken sich nur auf die wahren Natur-Bedürfnisse ein, und verlangen viele Dinge gar nicht, wornach jene so sehnlich streben.

Als Sokrates einst über den Markt gieng, wo eine Menge von allerley Waaren war, rief er aus: „wie viele Dinge, die ich nicht brauche!" — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es auch für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüthes unabhängig von äusserlichen Dingen seye. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke so vergnügt, als mancher nicht auf dem weichsten Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reitzte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl beschloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er sich nur eine irdene an, damit sie Niemand wegzunehmen der Mühe werth achte. Man hat folgende Vers-Zeilen von ihm, worin er sich ganz schildert: „Ich Epiktet, ein Knecht, an einem Fuße gelähmet, und, wie Irus, so arm, bin den Göttern doch lieb."

206.

Ein Englischer Bischof hatte die schöne Gewohnheit, die in der Stadt und Gegend, worin er lebte, befindlichen Armen wöchentlich zweymal zu sich in seinen Palast kommen zu lassen, und solche, nach ihren mannigfaltigen Bedürfnissen, mit Rath und That zu unterstützen. Ermuntert durch den Ruf von seiner Großmuth fand sich einst eine arme Wittwe mit ihrer einzigen 13jährigen Tochter, die eine sehr angenehme Bildung hatte, in seinem Pallaste ein. Als die Reihe vorgelassen zu werden, an sie kam, und dem Bischofe, da er sie bemerkte, ihre anständige Miene, und die bescheidene Demuth der jungen Person auffiel, so ermunterte er sie mit einem Tone, der fähig war, sie dreist zu machen, ihm zu sagen, ob er ihnen in etwas dienen könnte. Erröthend und mit Thränen redete ihn hierauf die Mutter folgendergestalt an: „Mylord! Durch wiederholte Unglücksfälle, welche zu erzählen — zu weitläuftig wären, sehe ich mich dahin gebracht, daß ich, weil ich meine schuldige Hausmiethe von 5 Guineen (55 Gulden) nicht bezahlen kann, befürchten muß, noch vor Nacht aus meinem Logis verjagt, oder aber in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu werden, daß ich mich entschließen muß, meine einzige Tochter dem Hausbesitzer, der ein bösartiger Mann ist, und mein liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben, indem er das von mir verlangte. Sie ersuche ich also, Mylord! sich Ihres geheiligten Ansehens zu bedienen, und uns vor der Gewaltthätigkeit dieses grausamen Mannes zu beschützen, bis wir das ihm schuldige Geld durch unsern Fleiß werden erworben haben.“ Hingerissen von Bewunderung über die Tugend und Uneigennützigkeit der armen Wittwe, bat sie der Bischof, Muth zu fassen. Er schrieb hierauf ein Billet, welches er der Wittwe zustellte, mit dem Zusatze: „Gehen Sie mit diesem Zettel zu meinem Haushofmeister, der Ihnen fünf Guineen

zur Bezahlung ihrer Hausmiethe zustellen wird!" Voller Freuden stattete sie ihrem großmüthigen Wohlthäter tausendfältigen Dank ab, gieng gerades Weges zum Haushofmeister, und übergab ihm das Billet, worauf ihr derselbe fünfzig Guineen auszahlte. Erstaunend fragte ihn die Wittwe, was das zu bedeuten habe, und weigerte sich, mehr als 5 Guineen anzunehmen: „denn nur um so viel" — sagte sie — „habe sie den Bischof gebeten, und sie seye versichert, daß er sich geirret habe." — Der Haushofmeister bestand hingegen auf seines Herrn Befehl, den er in dem ihm übergebenen Zettel desselben deutlich ausgedrückt fand. Allein, alle Gründe, deren er sich bediente, waren nicht hinreichend, sie zu bewegen, mehr als fünf Guineen anzunehmen. Er erbot sich daher, um dem Streite ein Ende zu machen, mit ihr zum Bischofe zu gehen, und es ihm zu melden. Nachdem sie zu dem freygebigen Bischof gekommen waren, und er völlig von der Sache unterrichtet war, sagte er: — „Es ist wahr, ich habe mich geirret, als ich fünfzig Guineen schrieb; geben Sie mir den Schein, ich will ihn ändern." Er schrieb hierauf einen andern, den er der Wittwe mit diesen Worten übergab: „So viel Aufrichtigkeit und Tugend verdienet eine Belohnung, hier ist meine Ordre, Ihnen fünfhundert Guineen auszuzahlen; gehen Sie geschwind, bezahlen sie ihren Hauswirth, und verlassen Sie ihn; befriedigen sie Ihre Gläubiger (denn man hat deren immer welche), und mit dem Uebrigen statten Sie einst Ihre Tochter aus!"

207.

Der römische Feldherr Cajus Fabritius lebte in freywilliger Armuth, da er sich doch sehr hätte bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, woran auch der Boden nur von Horn war. Er schlug die Geschenke eines Italiänischen Volkes mit den Worten aus: Er sey dadurch schon reich genug, daß er seine Begierden einzuschrän-

ken wisse, und also nur sehr wenig gebrauche. Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich, wegen meiner Armuth, niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich ehret und liebt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit dem Reichsten vergleiche. Mein kleines Acker-Gut gibt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräthe für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüssige aber begehre ich nicht."

208.

Der Hospital-Prediger C. G. Fischer in Königsberg, ein Mann von trefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften, war ein Muster von seltener Genügsamkeit. Völlig anspruchlos machte er durchaus keine großen Forderungen, weder an das Glück, noch an die Dienstleistungen Anderer. Er genoß das Gute, das ihm in seinem Amte und in seiner, eben nicht einträglichen, Stelle zu Theil wurde, mit dankbarem Herzen, ohne mehr zu wünschen und zu verlangen, und ohne über die Verborgenheit, in der er lebte, so wie über das Beschwerliche, das ihm sein geschäftsvoller Beruf auflegte, zu klagen. Mit Wenigem zufrieden, und ein guter Haushalter über dieses Wenige, auf wenige Bedürfnisse eingeschränkt, fühlte er sich gerade auf der Stelle, die

ihm die Vorsehung angewiesen hatte, am glücklichsten, und lehnte so manche Anerbietung zur Verbesserung seiner Lage, manchen angenehmen Ruf zu höheren Stellen bescheiden von sich ab. Er machte an sich selbst die Erfahrung, daß nichts gewisser ist als der Ausspruch: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen.“ Innig hievon überzeugt bekannte er: „Niemand wird seines Genusses froh, wenn er stets mit dem Gedanken umgeht, sich immer mehr Genuß zu verschaffen. Niemand ist schwerer zu befriedigen als derjenige, der viele Bedürfnisse hat, und sich nicht einschränken will. Wer hingegen seine Bedürfnisse auf das einschränket, was er nur wirklich bedarf, und wenn ihm mehr als das Nothwendige zu Theil wird, sich den Genuß unschuldiger Freuden und Vortheile nur mit dem Vorsatze gestattet, stets dafür zu sorgen, daß er seine Freyheit behaupten, und es in seiner Gewalt haben möge, auf diese Dinge Verzicht zu thun, wo er Gefahr liefe, an der Erfüllung seiner Pflichten durch sie gehindert zu werden, — der übt eine Selbst-Verläugnung, die ihm für alle Fälle höchst vortheilhaft ist.“

209.

Simon Flade, ein Schuhflicker in einem Dorfe Nord-Deutschlands, war dreyßig Jahre Soldat gewesen, hatte alle Feldzüge vom J. 1731. bis 1761. mitgemacht, und dabey unbeschreibliche Mühseligkeiten und Gefahren erduldet. Als er endlich im siebenjährigen Kriege verwundet und zum fernern Dienste untüchtig geworden war, und seinen Abschied mit einer kleinen Pension erhalten hatte, ließ er sich in seinem alten Geburtsorte nieder. Weil er aber daselbst weder Anverwandte noch Freunde, die ihn hätten unterstützen können, mehr hatte, und seine Pension nicht einmal zu trockenem Brode und zur Hausmiethe hinreichte, seine Wunden hingegen ihm keine schwere Arbeit zuließen, so legte er sich auf das

Schuhflicken, und verdiente damit, wenn es gut gieng, den Tag einen Groschen, oft aber kaum einen Dreyer (Kreutzer). Er aß dabey gewöhnlich Mittags nur eine ungeschmälzte Suppe, die er selbst kochte, oder Kartoffeln, Rüben, und des Abends ein Stück Brod; nur an hohen Festtagen konnte er sich mit einem Stückchen Fleisch gütlich thun; reines Brunnen-Wasser war sein gewöhnliches Getränke, bloß wenn er eine gute Einnahme hatte, trank er für einen Dreyer (Kreutzer) Bier oder Branntwein; eine alte Montur war sein Sonntagskleid, und in der Woche trug er einen Leinwand-Kittel; ein Bette hatte er gar nicht, sondern er schlief auf einem Strohsacke, und wohnte in einer halb eingefallenen Hütte, wo er sich selbst die Stube dürftig genug gegen das Eindringen der rauhen Witterung durch Verstopfen der Löcher ausgebessert hatte. Bey all' dieser Armseligkeit seiner Umstände gab es denn doch im ganzen Dorfe, und vielleicht in der ganzen umliegenden Gegend, keinen zufriedenern Menschen als diesen guten Mann. Niemals sah man ihn mürrisch oder mißvergnügt; stets war er heiter und bey guter Laune, er mochte Brod im Hause haben oder nicht, er mochte Kartoffeln mit Salz oder Fleisch essen, er mochte arbeiten oder feyern. Ueber nichts konnte er herzlicher lachen, als wenn er andere Leute mit niederhängenden Köpfen oder finstern Gesichtern einhergehen sah. „Sind das nicht Thoren!" — rief er dann gemeiniglich aus: — „daß sie sich das bischen Leben selbst verkümmern; sie müssen keinen Gott und keine Vorsehung glauben, und nicht daran denken, daß sie vielleicht morgen nicht mehr am Leben sind." So hatte Flade zehn Jahre in diesem Dorfe gelebt, ohne auch nur eine unruhige Nacht oder einen traurigen Tag zu haben, als ein neuer Pfarrer dahin gesetzt wurde. Dieser gieng nicht lange nach seiner Ankunft im Dorfe an Fladens Hütte vorbey, und hörte ihn das schöne Gerhardische Lied singen: „Be-

fiehl du deine Wege" u. s. w. und als er bald hernach wieder zurück kam: „Sey Lob und Ehr' dem höchsten Gut," u. s. w. — Durch diesen Gesang aufmerksam gemacht, trat der Pfarrer in die Hütte ein, und erstaunte sehr, als er einen schwachen Greis in diesem erbärmlichen Winkel mit Ausbesserung eines alten Schuhes beschäftiget traf, der aber sogleich aufstand, und mit der heitersten Miene, die völlig mit seinem Gesange übereinstimmte, ihm entgegentrat. Der Pfarrer grüßte ihn, und redete ihn also an: „Gieng euch denn das wohl von Herzen, was ihr eben jetzt gesungen habt?" — Flade. Warum denn nicht, Herr Pfarrer? — Ich habe gewiß andächtig gesungen. — Pfarrer. Aber mich dünkt doch, die Lieder, die ich hörte, paßten nicht so recht auf eure Umstände. (Dabey sahe er sich in der Stube um.) — Fl. Ha! Ha! Nehmen Sie mir nicht für ungut, ich muß lachen. — Also halten Sie mich für unglücklich? Freylich habe ich heute nur eine ungeschmälzte Suppe gegessen, — und da steht mein Wasserkrug — und hier liegt mein Bette — aber ich bin nichts weniger als unglücklich; tauschte vielleicht nicht mit hunderten, die heute Braten essen und Wein trinken, und auf Pflaumfedern schlafen. — Pf. Und wie ist das möglich? — Fl. Ich will Ihnen einmal meine Reichthümer sagen, und dann mögen Sie urtheilen. Ich glaube eine Vorsehung, habe einen gnädigen Gott, ein gutes Gewissen und ein zufriedenes Herz; ich bin gesund, und durfte noch selten hungrig zu Bette gehen. Ja, ich habe auch Gelegenheiten genug, mir Vergnügen zu machen, wenn ich hinausgehe in Gottes Schöpfung, und seine schönen Werke sehe und bewundere. Mir scheint die Sonne, mir grünt der Wald, mir blühen die Bäume, mir singen die Vögel so gut als dem Reichsten; und wenn ich das Alles genieße, muß ich oft ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll von

deiner Güte!" — Pf. Alles gut, Alles schön! Aber Kummer und Sorgen und vieles Elend in der Welt drücken doch den menschlichen Geist nieder, und rauben uns Heiterkeit, Frohsinn und Zufriedenheit. — Fl. Zuweilen, ja! aber nur selten und niemals lange, wenn man es recht angreift, Gott vertrauet, seine irdischen Wünsche einschränkt, und an die Ewigkeit glaubt. — Herr, ich bin dreyßig Jahre Soldat gewesen, und in dieser ganzen Zeit habe ich nur zwey traurige Tage gehabt, und nur zweymal geweint: Einmal, da mein bester Freund bey Kesselsdorf an meiner Seite erschossen wurde, und das anderemal, da ich vor zehn Jahren, ohne todt zu seyn, auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Alles andere Ungemach habe ich ruhig und standhaft ertragen, ohne mich zu grämen; und sollte ich nun traurig seyn, da mein Ende herannahet, da ich gewiß bald am Ziele bin? Nein, ich will so zufrieden sterben, wie ich gelebt habe. — Pf. (sich eine Thräne vom Auge wischend, ihm die Hand reichend, und sie treuherzig schüttelnd.) Mann! wenn euch das Alles von Herzen geht, wie ich nicht zweifle, so seyd ihr allerdings der glücklichste Mensch in meiner ganzen Gemeinde, und ich will von euch lernen!" — Von dieser Zeit an besuchte der Pfarrer Fladen oft, ließ ihn auch oft zu sich kommen, und an seinem Tische essen, wo sie sich nützlich unterredeten. Dieß dauerte aber nicht mehr lange. — Nach einigen Wochen kam der Pfarrer auch einmal des Morgens zu ihm, da er ihn nur einen Tag zuvor gesprochen hatte, und fand die Thüre verschlossen. Nach langem, vergeblichen Rufen und Pochen rief er einige Leute, und ließ aufbrechen. Da lag Flade auf seinem Strohlager — todt. Seine Hände waren gefaltet, und auf seinem Gesichte war immer noch die heitere Miene, die er stets in seinem Leben gehabt hatte. Der Pfarrer ließ ihn auf seine Kosten anständig begraben, und hielt ihm eine schöne Leichen-Predigt, worin er von dem Glücke eines

festen Vertrauens auf Gott im Leben und im Tode redete, welche seine ganze Gemeinde erbaute, und sehr viel Gutes stiftete. — Möchte doch die Erzählung dieser kleinen, wahren Geschichte eine gleiche Wirkung haben, und recht viele Leser in der Ueberzeugung stärken, daß der Glaube an die Alles wohlmachende Vaterliebe Gottes und das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, uns unter allen Umständen unsers Lebens Frohsinn und Zufriedenheit bereiten!

Ordnungs-Liebe.

210.

Die verwittwete Herzogin von Kingston (Kingst'n), aus einem der ersten Englischen Häuser, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (gegen einer halben Million Gulden). Dessen ungeachtet hielt sie auch in den kleinsten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab sich die Mühe, selbst die Rechnungen über tägliche Gemüse- und ähnliche Ausgaben, genau durchzugehen. Da fanden sich nun viele Leute, welche meynten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sähe, da sie so vieles Geld habe; ja Viele hielten sie auch wohl für geitzig. Selbst ihr Hausverwalter (Haushofmeister) meynte, es sey für eine so vornehme und reiche Dame unanständig, sich mit so unbedeutenden Dingen abzugeben. Nach einigen Jahren wurde dem Hausverwalter sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er trat daher aus den Diensten seiner Herrschaft, und lebte mit seiner Familie von seinem erworbenen Vermögen. Der arme Mann hatte aber mancherley Unglück, und wurde in

kurzer Zeit um all' sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er sich nun befand, erinnerte er sich seiner alten Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterl. (22,000 Gulden) mit einem Briefe, worin sie sein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen seye, selbst in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. „Sehet hier," — schrieb sie ihm — „wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groschen für Gemüße, auf Alles gesehen hätte, so würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben können, Euch, mein redlicher Alter, einen solchen Dienst leisten zu können."

211.

Melanchton war so sehr ein Freund einer festen, gewissen und bestimmten Denk- und Handlungsart, daß er, wenn er mit Jemand etwas auszumachen hatte, auf das angelegentlichste bat, ihm genau die Zeit zu bestimmen, und es ungerne hörte, wenn man sagte: innerhalb einiger Stunden wolle man dieß thun. Diese Liebe zur Pünktlichkeit erstreckte sich auf alle seine Geschäfte. Hatte er etwas zu befehlen oder anzuordnen, so sorgte er dafür, daß die Hauptsachen genau erklärt und immer auf's deutlichste bestimmt wurden: daher er auch in wichtigen Dingen so wenig wie möglich etwas durch Andere befehlen und anordnen ließ, sondern am öftesten und liebsten es selbst that. Bey seinen Arbeiten überlegte er Alles ganz genau, und beobachtete bey seinen Entschließungen die größte Vorsicht. Immer dachte er zuvor darüber nach, ob nicht noch etwas daran zu verbessern wäre; insbesondere that er dieses bey seinen Schriften, und suchte ihnen durch Erörterungen und Zusätze die größt' mögliche Vollkommenheit zu geben. Leichtsinn und unbehutsames Wesen stritt daher ganz wider seinen Charakter. Man sah ihn immer sehr bedenklich, und oft äusserst besorgt wegen des Ausganges

solcher Sachen und Unternehmungen, woran er Theil hatte, und besonders alsdann, wenn er Urheber und Rathgeber davon gewesen war. Denn er hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Mann müsse mit äusserster Sorgfalt dahin sehen, daß nicht durch seine Schuld, Irrthum und Uebereinkunft irgend etwas Böses gestiftet würde. Camerarius erzählt unter andern davon folgendes Beyspiel. „Als er sich mit Ausarbeitung der Religions-Artikel, die dem Kaiser Karl V. als ein Glaubensbekenntniß der Protestanten übergeben werden sollten, beschäftigte: o welchen Fleiß, Sorgfalt und Mühe wandte er dabey an, damit er nicht etwa ein Versehen begienge, wodurch sein Gewissen beunruhiget, sein guter Name beflecket, und die Wohlfahrt der christlichen Kirche gestöret würde!" — „Unter seinen Arbeiten" — sagt Camerarius — „habe ich ihn oft nicht nur laut seufzen hören, sondern auch Thränen vergießen sehen; ich habe gehöret, wie er sowohl gerechte Klagen über den herrschenden Mangel an christlicher Klugheit und Frömmigkeit, als auch sehr wichtige und weise Reden, denselben abzuhelfen, geführet hat."

212.

Der Englische Lord Burgleigh (Borlei), Großschatzmeister der Königin Elisabeth, nahm sich vor, auf einer Reise, die er machte, den Prediger Gerhard Gilpin zu Houghton in Schottland, den er ehemals gekannt hatte, und dessen Namen allenthalben mit besonderer Ehrfurcht genannt wurde, zu besuchen. Er kam ganz unerwartet; aber in einem so gut eingerichteten Hause konnte durch die Erscheinung eines so vornehmen Gastes keine Verlegenheit entstehen. Er bemerkte mit Vergnügen die Ordnung und Regelmäßigkeit, mit der Alles in diesem Hause zugieng. Ausser der starken Anzahl der zu dem Hause selbst gehörigen Personen, und des unaufhörlichen Ab- und Zugehens von fremden Leuten aus aller-

ley Ständen, war doch nicht die geringste Spur von Unordnung oder einem Gedränge wahrzunehmen; jeder Fremde wurde sogleich in die gehörigen Zimmer geführt, und unterhalten, oder entlassen, oder mit Rath versehen, wie es eines jeden Geschäfte erforderten. Hier sahe der Lord wahre Einfalt und gute Sitten, und jede gesellschaftliche Tugend von strenger Klugheit geleitet. Mit einem nachdenkenden Blicke verglich er die unruhigen Scenen des Lasters und der Eitelkeit mit der heitern Stille dieses liebenswürdigen Aufenthaltes. Auf der Heimreise hielt Burgleigh bey dem eine Meile von Houghton liegenden Ramton-Hügel, wo man das ganze flache Land übersehen kann, stille, um noch einmal den Ort zu betrachten; und als er ihn eine Zeitlang mit unverwandten Augen angesehen hatte, rief er mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung aus: „Wahrhaftig, hier ist wahrer Lebensgenuß zu finden! Wer kann den Mann tadeln, daß er kein Bisthum annimmt! — Wo könnte er größer, glücklicher, oder für seine Mitmenschen nützlicher werden?"

Edle Einfachheit (Simplicität).

213.

Die alten Scythen, ein durch ihre Leibes-Stärke und Größe berühmtes Volk, das ehemals in den Ländern wohnte, welche in unsern Zeiten die kleine Tartarey und Bucharey ausmachen, lebten in einer großen Sitten-Einfalt. Sie standen in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Künsten und Wissenschaften; dafür kannten sie aber jene Laster nicht, die so oft die Gefährten einer verfeinerten Lebensart sind. Ihre Ländereyen hatten sie nicht unter sich vertheilt, sondern es war unter ihnen die Einrichtung

getroffen, daß solche durch eine gewisse Anzahl Bürger bestellt wurden, die aber immer nach Verfluß eines Jahres durch andere abgelöst zu werden pflegten. Sie besaßen keine Häuser, noch andere feste Wohnungen, sondern streiften immer von Felde zu Felde mit ihren Heerden herum. Sie nahmen ihre Weiber und Kinder mit sich auf Wägen, welche mit Thierhäuten bedeckt waren, und ihnen statt der Häuser dienten. Die Gerechtigkeit wurde bey ihnen durch den eigenthümlichen Charakter dieser Nation, und nicht durch den Zwang der Gesetze, die sie nicht kannten, beobachtet und aufrecht erhalten. Kein Verbrechen wurde unter ihnen strenger bestraft als der Diebstahl: denn ihre Heerden, welche ihren ganzen Reichthum ausmachten, wurden niemals in einem Stalle oder einer Hürde verwahrt, — wie hätten sie also bestehen können, wenn der Diebstahl nicht mit aller Strenge verboten worden wäre? Sie trachteten nicht, wie die meisten übrigen Völker, nach Gold und Silber, sondern ließen die Unglück stiftenden Metalle, welche die Quelle so vieler Verbrechen sind, im Innern der Erde verborgen liegen. Milch und Honig waren ihre Haupt-Nahrung. Sie kannten nicht den Gebrauch der Wolle und der wollenen Zeuge; und um sich gegen die heftige und anhaltende Kälte ihres Klima's zu schützen, bedienten sie sich bloß der Häute wilder Thiere. Diese Verachtung aller Bequemlichkeiten des Lebens hatte ihnen eine Geradheit der Sitten gegeben, welche sie abhielt, sich je von dem Gute eines Andern etwas zu wünschen. Wenn sie Krieg führten, so geschah dieß immer nur, um sich gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, niemals um fremde Länder zu erobern. — Mit Recht glaubten die Väter, ihren Kindern eine kostbare Erbschaft zu vermachen, wenn sie ihnen den Frieden und die Eintracht untereinander zurückließen.

214.

Der jüngere Cyrus hatte von seinem Vater die Statthalterschaft über Klein-Asien erhalten, und wohnte zu Sardes, der ehemaligen Hauptstadt von Lydien. Hier besuchte ihn in wichtigen Geschäften Lysander, Feldherr der Lacedämonier. Der Prinz erwies diesem berühmten Manne alle Achtung und Höflichkeit, und machte es sich zum Vergnügen, seinen Gast überall selbst herumzuführen, und ihm das Sehenswürdige in seinem Palaste und in seinen Gärten zu zeigen. Die Gärten besonders erregten Lysanders Bewunderung durch ihre Regelmäßigkeit und Schönheit. „Alles freut und entzückt mich hier," — rief Lysander aus, indem er sich gegen Cyrus wendete — „aber was mich am meisten beschäftigt, ist der ausgesuchte Geschmack und der sinnreiche Fleiß dessen, der Alles dieses angeordnet, und Allem was ich hier sehe, die schönen Verhältnisse, dieses glückliche Ebenmaaß, und diese bewundernswürdige Ordnung gegeben hat." — „Ich selbst" — antwortete Cyrus mit bescheidener Verwirrung — „habe den Plan dazu entworfen, ich selbst habe alle Theile dieses Gartens angegeben, und über ihre Anlegung die Aufsicht geführt. Viele von den Bäumen, die hier stehen, sind von meiner eigenen Hand gepflanzt und gewartet worden." — „Wie?" — rief Lysander voll Bewunderung — „ist es möglich, daß du, in dem Glanze und in den Vergnügungen des Persischen Hofes erzogen, und bey den Umgebungen der Königl. Hoheit, dich zum Gärtner erniedrigen, und an der stillen Beschäftigung mit der Natur ein Vergnügen finden konntest?" — „Das darf dich nicht wundern" — antwortete Cyrus — „diese harmlosen Bemühungen sind in den Stunden der Muße meine Erhohlung und meine Freude. Ich glaube, daß die Natur meinen Körper und meine Glieder mir nicht umsonst gegeben hat; ich brauche sie, sobald ich kann, zur Arbeit. Ich setze mich nie zu Tische, wenn ich mich nicht zuvor entwe-

der durch kriegerische Uebungen, die mich zu meinem Berufe vorbereiten, oder durch ländliche Arbeiten, die mich sanft an die Natur der Menschheit fesseln, bis zum Schweiße ermüdet habe." Lysander, welchen diese Unterredung innig entzückte, ergriff mit Wärme Cyrus Hand. „Ja" — rief er aus — „du bist deines hohen Standes werth! denn in deiner Person ist Glück und Tugend vereinigt!"

215a.

Erz-Herzog Leopold von Oesterreich, der nachmals in der Schlacht bey Morgarten fiel, kam einst auf dem Wege von Rapperswyl nach Winterthur in die Gegend von Hegnau. In einem Acker, an dem er mit seinem Gefolge vorbey ritt, sah er einen schönen, angesehenen Mann hinter dem Pfluge gehen, den starke, muthige Pferde wie zur Lust zogen; ein junger wohlgewachsener Knabe gieng neben dem Pfluge her, und leitete die Pferde. Die etwas bessere Kleidung der beyden Personen und das gute Geschirr an den Pferden machte den Erz-Herzog aufmerksam; er hielt stille, und sah eine Weile dem Pflügenden zu. „Ha" — sagte er zu seinem Gefolge — „habt ihr je einen so schönen Bauern mit so stolzen Pferden pflügen sehen; wer mag wohl der seyn?" Einer aus dem Gefolge versetzte: „es ist der Frye (Freyherr) von Hegi; morgen wird er gewiß bey Hofe erscheinen;" und dieß geschahe auch. Den folgenden Morgen ritt der Frye in Begleitung seiner Söhne mit sieben Pferden zu Hof ein, und sowohl der Vater als die Söhne fanden bey dem Erz-Herzog eine sehr gute Aufnahme. — Nahe an die Sitten des Landmannes gränzte damals des Adels Lebensart; ihre Speise war des Landes Frucht; ihre Kleidung von eignem Gespinnste und Gewebe, ihre Wohnung nur etwas weniges von des Landmannes Hütte unterschieden. So lebt noch jetzt in dem obern Bunde von Rhätien (Graubündten) und im Lande Wallis, guter Adel in der Landleute Gestalt; beym reichsten Vermögen sehen sie oft

wenig Geld; ihre Zinse sind Käse und Butter, Wein und Früchte aus Italien; da ruhen sie oft aus in ihren stillen Thälern von den Beschwerlichkeiten eines langwierigen Kriegs-Dienstes, oder üben sich in gemeinnützigen Thaten für das Vaterland. Wer nun in dem Alterthume in diesen stillen Thälern den Geschäften des Landmannes gewogener war, die Jagd und das Fischen weniger liebte, der legte selbst Hand an den Pflug oder an die Hirten-Geschäfte, und vertrieb sich damit die Zeit in Unschuld und menschenfreundlicher Güte unter seinen Dorf-Genossen. Doch, wenn der Fürst die benachbarten Städte besuchte, und da Hoflager hielt, scheuete der Herr des Dorfes oder seiner Gegend, des Tags vorher gepflüget hatte, sich nicht, in einem reinlichen Aufzuge und im Gefolge seiner Söhne oder Dienstmänner bey Hofe zu erscheinen.

215 b.

Peter der Große, der im J. 1689. den russischen Thron bestieg, war ein unternehmender Mann, der viele nützliche Kenntnisse des Auslandes selbst zu erlernen suchte, um seinen ungebildeten Unterthanen ein lehrreiches Beyspiel zu geben. Zu diesem Zwecke reiste er nach Deutschland, Holland und England, machte sich hier mit den Künsten und Gewerben bekannt, und verpflanzte solche auf seinen vaterländischen Boden. Unter andern großen Städten besuchte er auch Amsterdam, wo er die Schiffs-Baukunst erlernen wollte. Man bot ihm hier ein prächtiges Haus an, aber er wollte unerkannt bleiben, und bezog daher in Saardam nur ein Häuschen an den Schiffswerften, das noch jetzt unter dem Namen Barstenborg, d. h. Fürstenburg, den Fremden gezeigt wird, kleidete sich wie ein Schiffs-Zimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries, und in weite Beinkleider von weißem Leinen, gieng selbst auf den Markt, um sich seine Lebensmittel zu kaufen, und kochte sie auf seinem kleinen Heerde. Darauf fieng er an, alle Theile, die zu ei-

nem Schiffe gehören, wie ein Lehrbursche selbst zimmern zu lernen, wo er sich's gefallen ließ, von seinem Meister ein Junge, auch wohl ein ungeschickter Junge, genannt zu werden; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblicke mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, spaltete Breter, zimmerte Mastbäume, nagelte Bolen aneinander, und knüpfte Seile und Segel. — So ließ er, der Gold und Purpur hatte, sich's nicht verdrießen, um seines Landes willen vom Throne herab in die Werkstätte zu steigen, und freywillig auf alle äußere Ehre, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner Würde und seines Glanzes zu verzichten.

Mäßigkeit.

216.

Sokrates übte die Tugend der Mäßigkeit in einem so hohen Grade aus, daß wohl nicht leicht ein Mensch so wenig verdient, daß Sokrates nicht hätte davon leben können. Er nahm nur so wenig Nahrung, als er mit Appetit essen konnte, zu sich, und war ausserdem gewohnt, so lange zu gehen, bis der Hunger die Würze seiner Speisen ward; jedes Getränke war ihm süß, weil er nur dann trank, wenn er wirklich durstig war. Wenn man ihn einmal zu einem Schmause eingeladen hatte, und es ihm beliebte, hinzugehen, so war es ihm sehr leicht, sich vor dem Fehler der Ueberladung, dessen Vermeidung den Meisten so schwer wird, zu hüten. — Einst hatte er einige vornehme Freunde zu Gaste gebe-

ten. Da nun seine Gattin darüber verlegen war, daß sie ihnen nur wenige Gerichte vorsetzen konnte, so sagte er zu ihr: „Mache dir keinen Kummer: wenn diese Leute mäßig zu leben gewohnt sind, so werden sie auch mit Wenigem zufrieden seyn; sind sie aber Schwelger, so hat sich ein rechtschaffener Mann nicht um sie zu bekümmern." — „Viele Menschen," sagte er, „leben um zu essen und zu trinken, ich aber esse und trinke, um zu leben." — Einer seiner Freunde klagte einmal über die Theurung der Lebensmittel, und vorzüglich des Weines und des Honiges. Der Weltweise antwortete nichts, sondern faßte ihn nur bey dem Arme, und führte ihn zuerst auf den Kornmarkt, und hernach auf den Gemüsemarkt. „Diese Dinge," — sagte er — „müssen wohl die besten Lebensmittel seyn, weil sie die wohlfeilsten sind."

217.

Marcus Portius Cato, Consul und Feldherr, einer der merkwürdigsten Männer der römischen Republik, gab seinen Zeitgenossen das ermunterndste Beyspiel der Thätigkeit und edlen Selbstüberwindung. In seinen Feldzügen gieng er auf dem Marsche zu Fuße, und trug seine Waffen selbst, hatte auch nicht mehr als Einen Bedienten bey sich, der ihm die Lebensmittel nachtragen mußte; und diesen soll er nie aus Unzufriedenheit über das vorgesetzte Frühstück oder Abend-Essen ausgescholten, sondern mehrentheils, wenn er von Soldaten-Diensten frey war, ihm bey der Zubereitung der Speisen geholfen haben. Im Felde trank er nichts als Wasser; nur wenn er brennenden Durst hatte, forderte er Essig, und bey Mangel an Kräften nahm er ein wenig Wein. Nahe an seinen Gütern lag das Landhaus, welches dem durch seine drey Triumphe berühmten Feldherrn Manius Curius Dentatus gehört hatte. Dahin begab sich Cato sehr oft, und bey Betrachtung

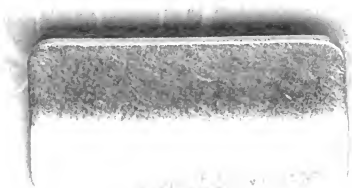
des kleinen Umfangs dieses Gutes, und der Armseligkeit des Hauses, durchdrang seine Seele der Gedanke, daß der größte Mann unter den Römern, der die streitbarsten Völker bezwungen, und den König Pyrrhus von Epirus aus Italien getrieben hatte, dieses Gütchen mit eigner Hand bearbeitet, und dieses Haus nach drey Triumphen bewohnt habe. Hier, — sagte er zu sich selbst — hier fanden die Gesandten der Samniter den Curius am Heerde sitzen und Rüben kochen, und boten ihm eine große Summe Geldes an. Er wies sie mit der Antwort ab: „Wer mit einem solchen Mahle zufrieden ist, braucht kein Gold; für mich ist es rühmlicher, die, welche Gold haben, zu überwinden, als selbst Gold zu haben." Unter solchen Gedanken begab sich Cato wieder weg, und da er dagegen sein Haus, seine Ländereyen, sein Gesinde und seinen Haushalt betrachtete, strengte er sich noch mehr zur Arbeit an, und vermied allen unnöthigen Aufwand.

218.

Der verstorbene Kardinal und Erzbischof Solis zu Sevilla, ein sehr rechtschaffener und allgemein hochgeschätzter Mann, der das seltene Glück genoß, ein heiteres Alter von 110 Jahren zu erreichen, äusserte sich öfters folgendermaßen in Hinsicht seiner geführten Lebensart, durch welche er so gesund geblieben, und so alt geworden ist. „Ich lebte in meiner Jugend, wie ein Alter, und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein nüchternes, kontemplatives (beschauliches, d. i. mit Nachdenken, Betrachten und Studiren beschäftigtes), doch keineswegs anhaltend-sitzendes oder trauriges Leben. Meine Diät war sparsam, und doch gut: ich trank den besten Wein, aber nicht viel; nur bey kaltem Wetter ein drittes Glas. Ich ritt oder gieng täglich in die freye Luft, und beym Regenwetter unter einem bedeckten Gange. Diese Lebensart

erhielt meinen Körper gesund. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele, und die meinige hielt sich genau an die moralische Diät, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit, folglich ohne Kummer, bis zu dem Patriarchen-Leben dauerte. Jetzt bin ich wie ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensprießt."

Ende des ersten Theils.

YA 02927.

02927